

Schubart

Karl Maria Klob

Schubart

Ein deutsches Dichter- un…

von

Karl Maria Klo…

»Und doch hat dir …
Der Aetherstrahl des …
Und besser warst du …
Die dich verdammt.«

Ulm 1908
Heinrich Kerler, Verlags-Conto…



Schubart nach dem Gemälde von Johann Georg Ettlinger.
Nach dem Leben gemalt circa 1773.

Schubart.

Ein deutsches Dichter- und Kulturbild

von

Karl Maria Klob.

»Und doch hat dir vom Aug' herunter
Der Aetherstrahl des Genius geflammt,
Und besser warst du, als die Hasser alle,
Die dich verdammt.«
(Schubart: »An Frischlin.«)

Ulm 1908
Heinrich Kerler, Verlags-Conto.

Ernst Holzer

dem Schubartforscher

in dankbarer Verehrung zugeeignet.

Vorwort.

Eine Schubartbiographie!

„Was ist uns Schubart? Wen interessiert dieser Dichter heute noch?“ So wird der Leser mit skeptischem Achselzucken ausrufen.

„Besitzen wir noch keine Schubartbiographie?“ Mit dieser Frage wird mir der Literat entgegentreten.

Was uns Schubart heute ist, das zu erörtern ist nur eine bedingungsweise Aufgabe des Biographen. Er hat in erster Linie zu zeigen, was ein Dichter seiner Zeit war. Und indem ich nun Schubart aus seiner Zeit heraus betrachte, tritt unwillkürlich der Dichter in den Hintergrund, und es erscheint zuvörderst das Bild einer Persönlichkeit des 18. Jahrhunderts von überraschend seltsamem psychologischem Gepräge und eigenartigen Schicksalen. Und wenn ich nun weiter dieses Menschendasein in seine Einzelheiten verfolge und gleichzeitig Sitten und Gebräuche, politische und soziale Zustände jener Tage in Betracht ziehe, so beschreibe ich nicht bloß das Leben eines deutschen Dichters, sondern gebe gleichzeitig auch ein deutsches Kulturbild. Kurz: Schubarts Lebensgang in genauer Darstellung bietet ein Stück deutscher Kultur- und Sittengeschichte. Nicht der Dichter der „Sturm- und Drangzeit“ ist es, der uns heute noch interessieren kann, sondern zuerst einmal der seltsame Mensch und seine Schicksale, und dann der wackere Geisteskämpfer einer Epoche, die

zwar jene der Aufklärung genannt wird, in der aber oft genug der Geist des Mittelalters sein heimtückisches Wesen trieb.

Soviel zur Beantwortung der Frage, inwiefern uns Schubart noch heute interessieren kann. Erwähnen möchte ich nur noch, daß, wie aus meiner Darstellung hoffentlich jedem Leser klar werden wird, Schubart für unsere Zeit, besonders als Politiker und Journalist wieder aktuell erscheint, und dies ganz besonders in Oesterreich. Der Kampf, den Schubart im finstersten Winkel Schwabens gegen die Verdummung des Volkes durch den römischen Klerikalismus aufnahm, ist heute bei uns zu Lande wieder an der Tagesordnung und wird heute von aufgeklärter Seite mit jenen Mitteln geführt, auf die uns Schubart in seiner deutschen Chronik verwiesen hat, mit Hilfe des freien deutschen Wortes und des Glaubens an den deutschen Geist.

Was nun die Schubartbiographieen anbelangt, so ist es freilich eine mißliche Arbeit, seine eigene Sache gegenüber anderen tüchtigen Schriften, die sich mit demselben Gegenstande befassen, verteidigen zu wollen. Allein darin werden mir wohl alle Kenner der bisherigen Veröffentlichungen über Schubart Recht geben müssen, wenn ich behaupte, daß keine dieser Biographieen das Leben und Wirken des Dichters in einer für den literaturfreundlichen (dabei aber nicht literatur*wissenschaftlich* interessierten) Leser brauchbaren Form zur Darstellung bringt.

David Strauß ließ in erster Linie Schubart selbst sprechen, indem er uns in verdienstvoller Weise dessen *Briefe* vermittelte. Was er aus Eigenem hinzufügte, sind geistvolle, wohldurchdachte Bemerkungen und Betrachtungen über den Schreiber dieser Briefe, die aber keine abgerundete

und wohl auch keine zusammenhängende Lebensschilderung geben.

Eugen Nägele hat in überaus fleißiger Weise in seinem Werke „Aus Schubarts Leben und Wirken“ alles zusammengetragen, was er über den Aufenthalt des Dichters in Geislingen in Erfahrung bringen konnte, die Zeit vor und nach Geislingen aber nur skizzenhaft behandelt. Wie schon der Titel seiner Arbeit anzeigt, macht sie keinen Anspruch darauf, als vollständige Biographie betrachtet zu werden.

Ernst Holzer hat in einem durchaus wissenschaftlich gehaltenen, dabei aber keineswegs trocken, sondern temperamentvoll geschriebenen Buche Schubart als Musiker eingehend behandelt.

Adolf Wohlwill hat in den Jahrgängen 1873, 1877, 1879, 1881, 1886 und 1887 des „Archivs für Literaturgeschichte“ wertvolle Beiträge zur allgemeinen Kenntnis Schubarts veröffentlicht.

Erwähnt sei noch die kleine, aber den Dichter ausgezeichnet charakterisierende Schrift: „Schubart in Ulm“ von Friedrich Pressel.

Die einzige zusammenhängende und umfassende Darstellung von Schubarts Leben und Wirken bildet bisher das 1885 erschienene Buch: „Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken“ von Gustav Hauff (†), Pfarrer in Beimbach, und mit dieser Arbeit hat die vorliegende auch einzig und allein den Wettstreit aufzunehmen.

Es würde mir übel anstehen, mit einem Vorgänger, dem ich manche Anregung zu danken habe, rechten zu wollen; allein es wird mir gestattet sein, einige kritische Bemerkungen zu registrieren, die Schubartkenner über Hauffs

Werk laut werden ließen. Es wird Hauff in erster Linie zum Vorwurfe gemacht, daß die Anlage seiner Biographie manches zu wünschen übrig lasse. Sie sei mehr eine Sammlung von Essays über Schubart, als eine klare Darstellung des Werdegangs und der Persönlichkeit des Dichters. Ferner benütze Hauff die Selbstbiographie Schubarts stellenweise zu vertrauensselig, werde dem Musiker gar nicht gerecht, indem er die Musik als „Sirene" betrachte, die Schubart demoralisiert habe und beurteile überhaupt die ganze Erscheinung Schubarts zu sehr vom Standpunkte des sittenstrengen Pastors. Endlich sei das Werk weder in einem streng wissenschaftlichen, noch anziehend populären Stil geschrieben. Diese Andeutungen dürften genügen, um die hauptsächlichsten Schwächen der Hauff'schen Biographie zu kennzeichnen.

Was nun meine Arbeit betrifft, so habe ich mich bemüht, aus den Fehlern meines Vorgängers zu lernen. Hiebei leisteten mir insbesondere die umfangreichen Artikel von Dr. Karl Geiger ausgezeichnete Dienste, welche in den Jahrgängen 1885 und 1888 in der „Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg" erschienen sind und unter dem Titel „Zu Schubarts Leben und Schriften" eine eingehende und sachgemäße Besprechung der Hauff'schen Biographie bieten, gleichzeitig aber auch auf von Hauff übersehenes Quellenmaterial aufmerksam machen. Allein meine Schrift macht keineswegs den Anspruch, eine streng wissenschaftliche Arbeit genannt zu werden. Im Gegenteil. Allgemein verständlich und von möglichst weitem Interesse soll die Darstellung sein, also volkstümlich im besten Sinne des Wortes, denn für das Volk, das deutsche Volk, den Begriff in seiner edelsten Bedeutung genommen, schrieb und wirkte unser Schubart, und dem deutschen Bürger möchte ich auch

mein Buch über diesen Volksmann in erster Linie widmen.

Daß es keine kleine Aufgabe ist, einer so „problematischen Natur“, wie es jene Schubarts war, vollauf Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dürfte wohl jedem, der diesen Charakter auch nur oberflächlich kennt, klar sein. Schubart von all seinen Fehlern und Schwächen reinwaschen zu wollen, kommt mir nicht in den Sinn; ich beabsichtige mit diesem Buche keine der berühmten und berüchtigten „Ehrenrettungen“ historischer Persönlichkeiten zu vollführen. Aber ich habe Schubart im Verlaufe meiner Studien lieben und — so hoffe ich wenigstens — auch verstehen gelernt. Mein Interesse an diesem „Original“ wuchs, je mehr ich mich in sein Wesen, in seine Schriften versenkte.

Wenigstens einen Teil dieser Liebe, dieses Interesses auch auf den Leser zu übertragen, lag mir bei Abfassung dieser Lebensbeschreibung ganz besonders am Herzen.

Es erübrigt mir noch, zwei Herren meinen Dank abzustatten, welche meine Arbeit durch freundliche Unterstützung und Aufmunterung gefördert haben. Es sind dies die Herren Ernst Holzer in Ulm und Ottokar Stauf von der March in Wien. Beide haben mich durch Ratschläge, Mitteilungen von Quellenwerken und leihweise Ueberlassung wichtiger Bücher und Zeitschriften auf das liebenswürdigste unterstützt. Ferner sage ich an dieser Stelle Herrn Prokurist Schweiker in Augsburg, Herrn Stadtschultheiß Schwarz und Herrn Buchdruckereibesitzer Stierlin in Aalen schönsten Dank für die freundlichst erteilte Erlaubnis, einige Bilder aus dem Aalener Museum in diesem Werke veröffentlichen zu dürfen.

Wien, im März 1908.

Karl Maria Klob.

Zur Einführung.

„In Deutschland dürfte sich kaum eine Gegend finden, welche schöner wäre, als das Württembergerland. Der Boden ist vortrefflich, das Klima mild und gesund; Berge, Täler, Wiesen, Quellen und Wälder: alles höchst angenehm, die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein ist wie das Land, Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies, so anmutig ist seine Lage.“ —

Diese Worte voll Lobpreis stammen keineswegs — wie man vielleicht vermuten könnte — aus irgend einem Reisehandbuch, dessen Verfasser durch Schönredereien zu längerem Verweilen im Württembergischen verleiten möchte. Sie stehen in einem Schriftstück, das im Mai 1519 im Feldlager des schwäbischen Bundes vor Eßlingen abgefaßt wurde, und zwar von keinem Geringeren als dem wackeren fahrenden Ritter und federgewaltigen Humanisten Ulrich von Hutten.

Und in der Tat: Der kühne Steckelberger hat nicht übertrieben. Wohl fehlt es dem Schwabenlande an wildzerklüfteten Gesteinsmassen, deren Gipfel der ewige Schnee krönt, an reißenden Gebirgsbächen, die auf ihrem Talwege über mehr als turmhohe Felswände im malerischen Schwung herniedersausen. Allein dieser Mangel an pittoresken, alpinen Naturbildern wird reichlich durch landschaftliche Schönheiten anderer Art ersetzt, die für den feinfühligen Beobachter einen ganz eigenen, intimen Reiz bergen.

Wollte man das Land, das sich vom Schwarzwalde bis Ulm und vom Bodensee bis zur Jagst und Tauber erstreckt, mit einem einzigen Schlagworte kennzeichnen, so könnte dieses Wort nur idyllisch lauten. Rauschende Tannenforste, flüsternde Laubwälder wechseln mit fruchtbaren Ebenen und lachenden Fluren, die zumeist ein Flüßchen mit seinen zierlichen Windungen anmutig belebt. Sonnenbeschienene, rebenbewachsene Berge müssen aber wohl hie und da auch kahleren Hügelketten und rauheren Hochflächen weichen, und von steiler Berghalde niederdräuend, oder aus fruchtbarem Plane majestätisch aufragend, gemahnt den Wanderer manch einsame Feste an längst verrauschte Zeiten des Ritterwesens und der Herrenrechte.

Was aber heute noch dem Lande den Anschein des Behaglichen, Patriarchalischen verleiht, das sind die zahlreichen Städtlein und Dörfer, die da verstreut zwischen den Hügeln und in den Ebenen liegen. Betrachten wir diese Siedelungen von einem erhöhten Standorte, so will es uns zuweilen bedünken, als hätte in diesem Lande der Lauf der Zeiten Halt gemacht, als befänden wir uns mitten in der „guten alten Zeit“, in den Tagen des Zopfes und Reifrockes, oder gar des Samtklauses und Baretts. — Da blickt uns aus den Städten noch hie und da ein ernster Wachtturm entgegen, da grüßt uns noch ein altes Walltor, das so manche Berühmtheit aus großen Tagen unter seiner Wölbung dahinwandeln sah. Und nun erst das schwäbische Dorf! — Wie lieblich ist es zur Zeit des Frühlings anzusehen, wenn hinter einem Gelände blühender Obstbäume die roten Ziegeldächer seiner Häuschen in den blauen Himmel ragen. Wie gemütlich mutet es uns an, wenn wir auf dem First des Kirchendaches ein Storchenpaar nisten sehen, oder wenn wir beobachten, wie die Schwalbe, ihren Jungen Futter zutragend, unter die Dachrinne des stillen Pfarrhofes huscht. Hier müssen doch biedere Menschen wohnen, denken wir unwillkürlich, brave, kerndeutsche Seelen, die mit Liebe an ihrer Heimat hängen, die den Spruch Goethes allzeit beherzigen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“ —

In diesem freundlichen deutschen Landstrich lebte, wirkte und litt der Dichter, dessen Andenken diese Schrift geweiht sein soll. Christian Friedrich Daniel Schubart. Obgleich den Vorfahren nach einem anderen deutschen Stamme angehörend, hat er sich doch, da er bereits als Säugling in eine altschwäbische (damals allerdings reichsfreie) Stadt kam, zeitlebens als echter Württemberger gefühlt. Wenn auch nicht die bedeutendsten, so doch heute noch wertvollsten seiner Lieder hat er dem schwäbischen Volksstamme gewidmet.

Aber deshalb blieb doch keineswegs sein Gesichtskreis in den engen Grenzen seiner Heimat befangen. Er hatte ein offenes Auge, einen scharfen Blick für die Vorgänge in der großen Welt. Er war einer der ersten in Deutschland, der es versuchte, dasjenige, was er bei anderen Volksstämmen als gut und wahr erkannt hatte, seinem eigenen warm zur Beherzigung zu empfehlen, er war aber auch dazumal so gut wie der Einzige, der es unternahm, in seinen Zeitgenossen das schlummernde Nationalbewußtsein wachzurütteln durch den gewaltigen Klang des deutschen freien Wortes in der periodischen Druckschrift.

Deshalb ist Schubart nicht als Dichter allein zu betrachten. Weit mehr Interesse flößt er uns heute als Journalist, Erzieher, Volksaufklärer, kurz als kulturelle Erscheinung ein. Ich werde daher stets bestrebt sein, das Bild des Mannes auch von dieser Seite zu beleuchten. Allüberall, wo er in deutschen Landen auftrat, hat er aufklärend, bildend und anregend gewirkt; durch seine ehrliche Begeisterung für Dichtung und Musik, für die schönen Künste überhaupt, hat er Tausende seiner Zeitgenossen erfreut und geistig gestärkt.

Wird schon durch diese Umstände Schubart zu einer Persönlichkeit, die bei jedem Freunde der deutschen Literatur-

und Kulturgeschichte ganz besonderes Interesse erregen muß, so dürfte sich dieses noch erhöhen durch die Darstellung der rein menschlichen Fehler und psychologischen Eigenheiten, der wunderlichen, teilweise geradezu romanhaften Lebensschicksale dieses durchaus eigenartigen Mannes, und schließlich durch die Schilderung der Zeit, in welcher der Dichter lebte, jener seltsamen Zeit, in der ein Josef II. neben einem Karl Eugen, ein Ganganelli neben einem Gaßner bestehen konnte.

Vorfahren, Eltern, Vaterhaus, Jugendjahre.

Schubarts Vorfahren stammen seinen eigenen Angaben zufolge aus der Lausitz und haben sich von dort in vielen Zweigfamilien über ganz Deutschland verbreitet. Der Urgroßvater unseres Dichters hieß Andreas Christof, war Doktor der heiligen Schrift und zur Zeit des großen Kurfürsten Rat und Inspektor der Kirchen und Schulen im Herzogtum Magdeburg. Er starb als Sechziger zu Halle. In der Familie hatte sich über diesen Ahnen die Legende verbreitet, daß er Tag und Stunde seines Todes genau vorhergesagt habe. Wir hätten es hier also mit einem Hang zum Mystischen und Ahnungsvollen zu tun, dem wir später bei dem Urenkel wiederbegegnen werden. — Wird nun dem Urgroßvater Schubarts bloß eine ungewöhnliche Rednergabe nachgerühmt, so heißt es von einem um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts wirkenden Georg Schubart in Stolles „Gelehrten Geschichten“: „Er hatte viel Besonderes an sich. Er wußte sehr spitzig zu satirisieren und eine Sache ungemein lebhaft darzustellen. Den Franzosen war er gar nicht gut.“ Auch diese Eigenschaften stimmen auf unsern Dichter, der viel Rühmliches von diesem Georg Schubart als Historiker und Patrioten zu erzählen weiß. Fraglich aber ist es, ob dieser Georg Schubart überhaupt mit der Sippe verwandt war, von welcher der Dichter abstammte. Unser Schubart hatte die Schwäche, mit berühmten Verwandten gerne zu flunkern und sich gelegentlich mit Männern eine Verwandtschaft zuzuschreiben, die einzig auf Namensgleichheit, ja bei einem in Paris verstorbenen

berühmten Musiker sogar nur auf Namensähnlichkeit beruhte.

Den Großvater Schubarts, namens Walther Bartholomäus, finden wir zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Kantor und Schullehrer in Altdorf tätig. In diesem im Frankenlande gelegenen Städtchen, das dazumal zu der freien Reichsstadt Nürnberg gehörte und sogar eine Universität besaß, wurde Johann Jakob Schubart, der Vater unseres Dichters, geboren. „Mein Vater rang von Jugend auf mit der bittersten Armut, er konnte also keine andere Bildung erwarten, als die ihm Mutter Natur gab," berichtet der Dichter in seiner Selbstbiographie. Ich bin indessen der Meinung, daß man es bezüglich Johann Jakobs Autodidaktik nicht allzustreng nach den Worten seines Sohnes zu nehmen hat; denn dieser widerspricht sich selbst, wenn er einige Sätze vorher erklärt, sein Vater sei in Nürnberg erzogen worden und habe an der Universität seiner Geburtsstadt (Altdorf) studiert. — Wie dem auch sein mag: hervorragende Kenntnisse dürfte sich Schubarts Vater an jener kleinen Universität, deren wissenschaftliche Glanzperiode um ein Jahrhundert (1600) zurücklag, kaum geholt haben. Immerhin genügten sie aber, um ihm zu Amt und Brot zu verhelfen, denn Johann Jakob Schubart wurde nach Obersontheim berufen, um daselbst den Dienst eines Kantors, Präzeptors und Pfarrvikars zu versehen. Hier verheiratete er sich mit Helene Juliane Hörner, der Tochter eines biederen Forstmeisters zu Sulzbach am Kocher.

In dem kleinen, heute vom großen Verkehr abgeschnittenen Oertchen Obersontheim, das aber damals Residenz der Grafschaft Limpurg war (also nicht zum Machtbereich des Herzogs von Württemberg gehörte!), wurde unser Dichter am 24. März 1739 geboren[1] und zwar als das

[1] Dieses Datum ist durch Pressel („Schubart in Ulm") amtlich ermittelt worden. Schubart gibt den 26. März als seinen Geburtstag an, verwechselt ihn aber wahrscheinlich mit dem Tauftag.

erste eheliche Kind seiner Eltern. Nach Nägele „Aus Schubarts Leben" waren nämlich die Eltern bei der Geburt des Dichters kaum einige Monate verheiratet und Helene



Schubarts Geburtshaus.

Hörner hatte dem Herrn Kantor schon am 8. Juni 1737 ein Mädchen geboren, das aber wahrscheinlich früh starb.

In der Taufe erhielt der Sohn die Namen Christian Friedrich Daniel, unter denen der erste jedenfalls der Rufname war, wie nicht nur aus der Selbstbiographie,

sondern auch aus einigen Briefunterschriften klar hervorgeht. Trotzdem findet man häufig in Literatur- und Kulturgeschichten einzig den Vornamen Daniel angegeben. Auch bezüglich des Geburtstages entstanden mancherlei Irrungen. Diese mögen dadurch zu erklären sein, daß der 26. März 1739 auf den Gründonnerstag fiel und Schubart in den späteren Jahren seinen Geburtstag auch immer an diesem Tage feierte, der aber bekanntlich ein beweglicher Feiertag ist.

Schon ein Jahr nach Christians Geburt wurde sein Vater als Präzeptor und Musikdirektor nach Aalen berufen. In diesem freundlichen altschwäbischen Städtlein verbrachte unser Dichter seine Kindheit sowie den größten Teil seiner Jünglingsjahre und da er selbst bekennt, daß er hier Eindrücke empfing, die hernach durch alle folgenden Veränderungen seines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten, so wird es angezeigt sein, daß wir uns mit dieser eigentlichen Vaterstadt Schubarts und den Bewohnern des Elternhauses etwas vertraut machen.

Aalen war zu jener Zeit freie Reichsstadt. Die Lage des Ortes muß als lieblich bezeichnet werden. Die Stadt liegt am Zusammenfluß von Aal und Kocher, und nach Westen, Süden und Norden dehnen sich freundliche Wiesentäler aus, deren hübsch bewaldete Flankierungen gar traulich-einladend in die Straßen hereinlugen. Schubart erzählt, daß sich der Charakter der Bewohnerschaft noch zu seinen Lebzeiten verändert, vornehmlich ihre Sitten verfeinert hätten. In seinen Jugendtagen erschienen ihm die Aalener „wie Felsquadern aus den Steinbrüchen der Natur genommen.“ Sie waren zwar bieder und arbeitsam, dabei aber auch wild und ungestüm, zumal wenn es galt, ihr Eigen zu verteidigen. Sie sprachen eine „donnernde Mundart“ und liebten überhaupt einen derben Ton. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man die kräftige, urdeutsche Ausdrucksweise, deren sich Schubart in seiner Chronik bedient, nebst dem Einflusse der Sprache in Goethes „Götz“, auch diesen Jugendeindrücken zuschreibt, wie er ja selbst gesteht, daß sich „von diesen ersten Grundzügen“ seine Derbheit und

Offenherzigkeit herleitete, die ihm leider im Leben so oft zum Unheil gereichte.

Nächst dem Markte zu Aalen in einer kleinen Seitengasse finden wir heute noch einen Bau von echt altschwäbischer Art, auf dem die Aufschrift „Schubarthaus“ zu lesen steht. Im September des Jahres 1763 wurde dieses damals etwas baufällig gewordene „Helferhaus“ (Helfer gleich Diaconus) ausgebessert und erhielt einen neuen Dachstuhl. In dieser Gestalt steht es wohl noch heute vor uns. Es ist zwei Stockwerke hoch, hat im ersten fünf, im zweiten drei Fenster und wird von einem Giebeldach mit Giebelfenstern gekrönt. Von dem Hause führt ein noch kleineres, noch engeres Seitengäßchen direkt zur Kirche. Dieses Haus bezogen Vater Schubart und seine Ehefrau mit dem kleinen Christian nach der Uebersiedlung von Obersontheim, doch erst im Jahre 1745. Wo die Familie Schubart von 1740 bis 1745 in Aalen wohnte, ist nicht bekannt.[1]

Johann Jakob und seine Helene Juliane waren sehr unbemittelt. Das hielt sie aber keineswegs ab, für eine zahlreiche Nachkommenschaft zu sorgen. Da unser Schubart im Jahre 1787 in einem Briefe an seinen Sohn von „vier Geschwistern“ spricht, die zu Aalen auf dem Kirchhofe ruhen, drei aber 1787 noch am Leben waren, so müssen wir annehmen, daß er deren im ganzen sieben besaß. Von diesen spielen nur die Brüder Jakob und Konrad und die Schwestern Juliana und Jakobine in dem Leben unseres Dichters eine mehr oder minder wichtige Rolle.

Der Vater dieser Kinder war nach der Schilderung Christians ein im Grunde vortrefflicher Mann. „Seine Physiognomie war edel, Seelenfeuer bekundend, und seine ganze Person stellte den gesunden, kühnen deutschen Mann dar. . . Dabei war sein Geist frei, heiter und zu einer Jovialität gestimmt, die, zumal in seinen jungen Jahren, seinen Umgang äußerst angenehm machte.“ — Obzwar selbst — wie wir hörten — mit irdischen Gütern keineswegs gesegnet, teilte er doch gern mit noch Aermeren. Um die

[1] Vergl. Schweiker: Schubart-Museum-Katalog S. 34.

Not anderer zu lindern, war er sogar imstande, sich selbst einen Genuß zu versagen. Weit entfernt von Frömmelei und Pietismus, hatte er doch ein starkes religiöses Empfinden, das sich zuweilen sogar auf einsamen Spaziergängen in der freien Natur in stumm-verzückter Gottesverehrung äußerte. Unser Dichter hat solch einen Moment in dem Gedichte „Dank für die Harfe" geschildert. Bei diesen edlen Herzenseigenschaften war aber Vater Schubart keineswegs frei von unterschiedlichen „sträflichen Neigungen". So liebte er — um nur die wichtigsten zu nennen — das schöne Geschlecht. Er liebte aber auch das freie, energisch gesprochene, zur Begeisterung hinreißende Wort und endlich — und dies nicht zum geringsten — die edle Tonkunst. „Sein Haus war ein beständiger Konzertsaal, darin Choräle, Motetten, Klaviersonaten und Volkslieder wiedertönten", erzählt der Sohn, in der Hitze der Begeisterung und Seligkeit der Erinnerung zuweilen etwas übertreibend. „Er sang mit Empfindung und Geschmack eine Baßstimme, dergleichen ich in meinem Leben in dieser Tiefe und Höhe und mit dieser Anmut nie gehört habe, spielte ein gutes Klavier und war zum Schulmann geboren." — Die letztgenannte Eigenschaft dürfte auch auf den Musikpädagogen zutreffen, denn jedenfalls hatte unser Dichter seine Kenntnisse in der Musik (neben den Unterweisungen Grubers in Nürnberg) vor allem einem guten Anfangsunterricht zu danken, den er zu Hause durch den Vater erhielt. Deutlicher gestaltet sich das Bild von Schubarts Vater nach der Charakteristik im „Freimütigen" aus der Feder seines Enkels. „Er war über sechs Fuß hoch, dabei voll und rot von Gesicht, riesenstark von Brust; voll derben elastischen Fleisches, strotzend von Muskelkraft: Arme, Lenden, Beine wie Stahl — ein Fels von einem Manne, dessen bloßes Räuspern schon Furcht und Stille gebot. Wenn er auftrat, dröhnte der Boden und ein starkes spanisches Rohr, was er stets mit sich führte (!), vermehrte noch die Scheu, welche sein gewaltiger Auftritt einflößte. Hiezu kam eine eherne Baßstimme — so stark, so sonor und durchdringend, daß man ihn aus der zahlreichsten Gesellschaft, sowie aus dem vollsten

Chorgesang, sogleich beim ersten Ansatz heraushörte.“ (Das sonore Organ scheint Christian im vollsten Maße von seinem Vater geerbt zu haben.) „Ein Oberskribent der Stadtschreiberei in Aalen hatte auf einer Hochzeit das Unglück, seines unehrbietigen Betragens wegen, eine Ohrfeige von diesem Manne zu erhalten. Er stürzte im Augenblick zu Boden, wurde hinweggetragen und mußte eine ganze Woche lang das Bett hüten.“ Ludwig Schubart erinnert an den Spruch des Michel Angelo: „Ahnherr Felsenmasse — Sohn Figur.“ „Mein Großvater war Felsenmasse, mein Vater Figur, aus deren schroffer Eigenheit man aber noch wohl den derben Urstoff erkannte. Die Talente, welche in der Folge meinen Vater ausgezeichnet haben, lagen stark markiert, aber noch roh in dem Ahnherrn.“ Karl Geiger, der Ludwig Schubarts Artikel aus dem „Freimütigen“ in seinem bereits genannten Artikel abdruckte, fährt fort: „Schon von der Studentenzeit des Vaters werden uns Geschichten erzählt, die der des Sohnes nichts nachgeben. Wegen eines Mädchens hatte er eine große Schlägerei mit fremden Studenten. Auch in späteren Jahren war er zu gleich rascher Tat bereit.“ Manche Handgreiflichkeiten, die nun berichtet werden, weisen deutlich auf Vater Schubarts große Leidenschaftlichkeit und besondere Neigung zum Jähzorn hin. Der Enkel erzählt diesbezüglich: „Seine Leidenschaften waren kolossal, wie sie Shakespeare schildert, und er verleugnete, wenn er losbrach, ganz seinen edlen menschenfreundlichen Charakter. Weib, Kind, Verwandte, Freunde, Amt — alles entschwand seinen Blicken, wenn Zorn oder sonst ein heftiger Affekt sich seiner bemeistert hatte, und ich glaube, er wäre da eines Mordes fähig gewesen. Solche wütende Ausbrüche zerstörender Leidenschaft sind mir in meinem Leben nie wieder vorgekommn, wie ich sie als Knabe ein paar Mal an diesem Manne gesehen.“ Auch den fürchterlichen Jähzorn ererbte Christian von seinem Vater und wir werden später den Geislinger Schulgehilfen manch Stücklein aufführen sehen, das der vom Vater an dem Aalener Oberskribenten verübten Handgreiflichkeit auf's Haar gleicht. — Es ist wohl selbstverständlich, daß ein so temperamentvoller Mann, wie

es Vater Schubart war, auch etwas den häuslichen Tyrannen spielte. „Seine Frau“, berichtet der Enkel Ludwig Schubart, „hatte zwar viel von seinem heftigen Temperament auszustehen, fügte sich aber allmählich in ihn und kam zuletzt sehr gut mit ihm zurecht. Sie war stark gebaut wie er; kurz, untersetzt und von derber Cohärenz; überlebte ihn lange und erreichte ein Alter von fast neunzig Jahren. Herzensgüte, Mütterlichkeit und emsige Sorgsamkeit für die Ihrigen — waren Hauptzüge in ihrem Charakter. Sie gebar ihm sechs Kinder, worunter mein Vater der älteste war. Dieser, welchen der Vater wegen seiner anfänglichen Stumpfheit und nachherigen Wildheit etwas hart hielt, war stets ihr Liebling, dem sie die besten Bissen zusteckte .... Großvater ließ es sich angelegen sein, den Kopf seiner Ehehälfte durch seinen lehrreichen Unterricht allmählich aufzuhellen, ging viel mit ihr spazieren und handhabte sein Hausrecht in allen Stücken mit pünktlicher Genauigkeit nach dem Buchstaben der Schrift. Er herrschte wie ein Gott in seinem Hause und ein Wort von ihm setzte Frau und Kinder in so schnelle Bewegung, als irgend ein Feldherr seine Truppe.“ Auch die Begeisterung für Preußen und seinen großen König wurde in Christian schon vom Vater geweckt und sollte, wie wir alsbald sehen werden, durch einen preußischen Werbeoffizier, der in Aalen viel mit der Familie Schubart verkehrte, nur eine Verstärkung erfahren. „Wenn Preußens Held im Unglück war, so trauerte er (Schubarts Vater) tief, als wäre das Unglück in seinem eigenen Hause erfolgt; und wenn er siegte, wenn sich sein Genius wieder aus der Wolke hervorgearbeitet hatte, so stellte er ein Freudenfest an und griff zu dem besten Kellersegen, den ihm sein Amt eingetragen.“

Finden wir in dem Vater einen vielseitig begabten, in mancher Hinsicht originellen Mann, so lernen wir in Schubarts Mutter eine einfache, stille Frau von weicher Gemütsart kennen, die ihre Lebensaufgabe in der Besorgung ihrer häuslichen Pflichten sah. Wir werden im Verlaufe erkennen, daß auch derlei Züge sich im Leben des Sohnes hie und da bemerkbar machen. Doch seine Hauptcharakter-

züge, wie Begeisterung für Musik, Liebe zur Poesie und freien Rede, Vorliebe für das „ewig Weibliche“, Lehrtalent, Neigung zu temperamentvollen Ausbrüchen zeigen sich bereits im Keime beim Vater. Dieser aber war dem Sohne jedenfalls an Beharrlichkeit und Charakterstärke überlegen.

Leider sind wir bezüglich der Jugendjahre Schubarts fast lediglich auf die Selbstbiographie des Dichters angewiesen. Ich will nun gleich bemerken, daß ich dieselbe auch im weiteren Verlaufe meiner Darstellung des Lebens Schubarts benützen werde, doch mit der nötigen Vorsicht. Diese Lebensbeschreibung ist nämlich — wie wir noch genauer erfahren werden — unter so abnormen Verhältnissen entstanden, daß man Schubart nicht in allen Punkten volles Vertrauen entgegenbringen darf.[2] Eine der schwierigsten Aufgaben des Schubartbiographen ist es daher, diese Selbstbiographie auf Grund geschichtlicher Tatsachen und anderweitiger Forschungsresultate richtig zu stellen. —

In den ersten Jahren der Kindheit machte Christian seinen Eltern nicht geringe Sorgen. Sie mußten begründete Befürchtungen hegen, ihr Aeltester würde ein Kretin werden. Das Kind zeigte Hang zur Unreinlichkeit und Trägheit. „Ich warf meine Schulbücher in den Bach, schien dumm und trocken, schlief beständig, ließ mich schlafmäßig führen, wohin man wollte und konnte im siebenten Jahre weder lesen noch schreiben.“ Wenn er nun weiter berichtet, daß plötzlich die Rinde sprang und er mit einemmale alle seine Mitschüler nicht nur einholte, sondern auch bald in ihren Kenntnissen übertraf, so wollen wir ihm dies glauben. Etwas zu übertreiben scheint er mir indessen, wenn er sagt, daß er bereits im achten Jahre seinen Vater im Klavierspiel übertroffen und in seinem zehnten sogar schon Galanterie- und Kirchenstücke aufgesetzt habe. (!) Der Wert derlei Kompositionen

[2] Schubart hat zwar die Selbstbiographie nach seiner Gefangenschaft nochmals revidiert und teilweise sogar umgearbeitet; die Tendenz ließ er aber bestehen. Der Ton dieser Lebensbeschreibung ist offenbar für junge Leute bestimmt, die Schubart vor einem ähnlichen Leben abschrecken will, wie er es führte.

muß umso mehr in Zweifel gezogen werden, als Schubart selbst zugibt, im Klavierspiel und in der Theorie nur eine flüchtige Anweisung genossen zu haben. Auch ist bekannt, daß er selbst später als Mann es niemals zu einem theoretisch tadellosen musikalischen Satz bringen konnte. — Mit dieser und ähnlichen Bemerkungen will ich indessen nicht etwa gesagt haben, daß ich von Schubart als Musiker geringschätzig denke. Seine Bedeutung als solcher liegt, wovon späterhin die Rede sein soll, nur ganz bedingt im eigenen Schaffen.

Neben der Musik, in welcher er Unterricht, wie bemerkt, vornehmlich zu Hause durch den Vater genoß, lernte er in der öffentlichen Schule bei dem Präzeptor Rieder außer den Elementarkenntnissen auch Griechisch und Latein und erhielt Unterweisungen in der Religionslehre durch den Stadtpfarrer Koch, einen „christlichen Mann, dem es gelang, mir die ersten Empfindungen für die Religion einzuflößen, die niemals ganz erloschen sind.“ — Pastor Hauff legt in seiner Schubartbiographie auf diesen Ausspruch viel Gewicht und sucht aus dem religiösen Unterricht, den der Aalener Pastor Koch dem Knaben zuteil werden ließ, zu erklären, daß Schubart späterhin nie ein Religionsverächter oder gar Gottesleugner gewesen sei. Ich will gleich im vorhinein bemerken, daß ich derlei religiös-psychologische Rätselfragen nicht zu lösen versuchen werde; es wäre ja immerhin bloß eine Hypothese, die ich da aufstellen könnte. Auch den Satz von den religiösen Gefühlen, die nie in ihm erloschen sind, hat Schubart auf dem Asperg geschrieben. Er wußte, daß seine Selbstbiographie die Zensur des Herzogs, oder wenigstens eines der Getreuen Sr. Durchlaucht, passieren mußte und so schwarz er sich auch sonst in seiner damaligen Frömmlerstimmung schilderte, um durch seine Reue Mitleid zu erregen und Befreiung zu erlangen, so werden wir es doch begreiflich und verzeihlich finden, wenn er sich auch wieder in einigen Fällen in etwas schönfärberischem Lichte zeigt. Zum mindesten dürfte es schwer sein, den Dichter der Ludwigsburger

Parodie auf die Litanei von diesem „Verbrechen“ reinwaschen zu wollen.[3]

Mir scheint es indessen weit richtiger, daß der Präzeptor Rieder einen tieferen Eindruck auf Christian gemacht hat, als der biedere Stadtpfarrer Koch mit seinen religiösen Empfindungen, denn Rieder weist eine höchst verdächtige Aehnlichkeit mit dem späteren Geislinger Schulmeister Schubart auf. Schubart hatte von Rieder, seinem ersten öffentlichen Lehrer, unbedingt die Ueberzeugung gewonnen und mit ins Leben hinausgenommen, daß man ein guter Pädagoge, dabei aber auch ein lustiger Kumpan sein könne. In der Selbstbiographie macht er nämlich bezüglich Rieders den Zusatz: „Ausschweifungen der Wollust haben ihn an den Bettelstab gebracht; ich beklag ihn mit dankbaren Tränen.“ Jedenfalls gehörte also Rieder zu jener Art Pädagogen, die ihren Schülern Wasser predigen und selbst Wein trinken. Im allgemeinen kein rundweg verwerfliches Prinzip. Nur besteht die Gefahr — und dies vornehmlich in einer kleinen Stadt — daß es die Schüler merken, wie ihr Lehrer selbst nach ganz anderen Grundsätzen als jenen lebt, die er in der Schule empfiehlt. Schubart wohnte in einer Kleinstadt und war ein offener Kopf. Gewiß wurde er bald auf die Seitensprünge seines Herrn Präzeptors aufmerksam und diese werden ihm jedenfalls besser im Kopf haften geblieben sein, als die Moralpaukereien des Pastors Koch.

Erhielt der Knabe im väterlichen Hause die Anregung zur Beschäftigung mit Musik, in der Schule jene zum Betreiben der Sprachwissenschaften und der Religion, so erweckte in seiner jungen Seele die liebliche Umgebung Aalens die Begeisterung für die Schönheiten der Natur. Selbstvergessen konnte Christian tagelang in den Wäldern umherstreifen, stundenlang im Gärtchen des Helferhauses die In-

[3] Schubart war übrigens durch und durch Stimmungsmensch. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß er, je nach äußeren Umständen, einmal Anwandlungen von Gottesfurcht, ein andermal wieder von Skeptizismus hatte.

sektenwelt beobachten oder der Frühlingsblüten genießen. Man sieht also, daß Schubart, trotzdem er in einer Stadt heranwuchs, doch auch etwas von der Idylle des Schwäbischen Landpfarrhauses zu verkosten bekam.

Früh zeigte sich auch sein Hang zur Geselligkeit und Mitteilsamkeit. Für den künftigen Dichter ist es wohl am bezeichnendsten, daß er seinen Gespielen Märchen erzählte, die er selbst erfunden hatte, oder daß er in sich zuweilen absichtlich schauerliche Stimmungen wachzurufen trachtete, indem er in mondhellen Nächten die Gräber seiner toten Bekannten auf dem Kirchhofe aufsuchte. Dieser Drang zum Geheimnisvollen, dieses mit einer gewissen wollüstigen Absichtlichkeit Sichhineinarbeiten in schauerliche Stimmungen ist übrigens charakteristisch für eine ganze Reihe von Dichtern aus Schubarts Zeit. Ich erinnere nur an Hölty und Bürger. Letzterem war es, wie er selbst gestand, mit der Geisterfurcht vollkommen ernst und einer seiner Biographen leitet die gewaltige Wirkung der „Lenore“ sogar davon ab, daß es der Schöpfer dieses Gedichtes eben ernst meinte mit dem Glauben an die Geister. Schubart erkennt hingegen wieder in diesen wechselvollen Jugendeindrücken den Grund seiner späteren lyrischen Vielseitigkeit. „So wechselten“, schreibt er, „in meiner Seele die Farben der Nacht und des Tages, die Bilder der Schwermut und der Freude beständig, und daher läßt sich psychologisch erklären, wie ich nachher bald Totengesänge, bald Trink- und Freudenlieder machen konnte“.

Wie aber, so müssen wir endlich fragen, war es mit demjenigen bestellt, aus dem junge, phantasiebegabte Leute erst die eigentliche Anregung zum eigenen Schaffen empfangen: mit der Lektüre? — Schon in zarter Jugend las Schubart altdeutsche Rittergeschichten und Lutherschriften. Er geriet alsbald an eine etwas derbe, kernige literarische Kost und fand Wohlgefallen an ihr. Er berichtet, daß ihm besonders der kräftige Ton des großen Wittenbergers ganz ausnehmend zugesagt habe und dies nicht zum geringsten deshalb, weil er zu dem Wesen seiner Mitbürger so vortrefflich stimmte.

Das erste große und seine eigene dichterische Richtung bestimmende literarische Ereignis fällt jedoch erst in Schubarts 12. Lebensjahr. Im Jahre 1751 kam nämlich ein preußischer Werbeoffizier namens Maltitz nach Aalen, befreundete sich mit Schubarts Vater und las der Familie die damals eben erschienenen ersten Gesänge von Klopstocks Messias vor. Welch gewaltigen Eindruck diese Dichtung auf das empfängliche Gemüt des Knaben gemacht haben muß, läßt sich schon daraus erkennen, daß später noch der gereifte Mann oft vor Erregung bebend über einigen Stellen der Messiade „daliegen" konnte. Vom Augenblick der Bekanntschaft mit diesen Messiasgesängen verkörperte sich für den jungen Schubart im Namen Klopstock die ganze Poesie. Eine Klopstockbegeisterung erfaßte ihn, die ihm zeitlebens geblieben ist, und die er auch stets auf andere zu übertragen bemüht war.

Durch den Verkehr mit Maltitz wurde aber auch die vom Vater in dem Jünglinge bereits geweckte Vorliebe für Preußen und die fast göttliche Verehrung für Friedrich den Großen, den „Einzigen", wie er ihn nannte, noch verstärkt.

Die sich so vielseitig regenden Fähigkeiten und die treffliche Fassungsgabe des Knaben wurden von seinen Angehörigen keineswegs übersehen. Christian selbst scheint entschlossen gewesen zu sein, sich ganz der Musik zu widmen und wurde in diesem Vorhaben „von den Blutsverwandten" bestärkt. Unter diesen Blutsverwandten kann er offenbar nur seine Geschwister und etwa noch die Mutter verstehen, denn der Vater hatte, wie wir gleich sehen werden, mit seinem Aeltesten anderes im Sinne. Auf die Geschwister mag das talentvolle und kunstbegeisterte Brüderlein, das, nicht viel älter als sie selbst, ihnen schon Geigen- und Klavierunterricht erteilte, einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Auch der alte Schubart verkannte gewiß nicht die musikalische Begabung Christians. Allein dem sorglichen Familienoberhaupt stand die Laufbahn eines Musikers jedenfalls in zu starkem Widerspruch mit den Ueberlieferungen seiner Familie. Gelehrte, Pädagogen, Pastoren waren bisher alle

Schubarts gewesen und nun sollte auf einmal einer, und noch dazu gerade der Stammälteste, sich einem Stande widmen, der dazumal keineswegs in besonderem Ansehen stand? „Spielleute sind rechtlos", zitiert später der Sohn einmal in pessimistischer, oder besser pietistischer Stimmung. Dieses Wort aus dem Sachsenspiegel mag auch dem Alten zu Aalen in den Ohren geklungen haben, als die Frage der Berufswahl für Christian an ihn herantrat.

Sehr richtig weist Holzer in seinen „Schubartstudien" darauf hin, daß selbst Genies wie Haydn, Mozart und Beethoven ihre Laufbahn im Dienste kleiner Fürsten oder Adeligen beginnen mußten. Es ist jedenfalls fraglich, ob Schubart recht behalten hätte, wenn er sagt, er wäre, falls er sich ganz der Musik gewidmet haben würde, einer der größten Tonkünstler seiner Zeit geworden. Hiezu gehört nämlich auch dasjenige, was Haydn, Mozart und Beethoven besaßen: beharrlicher Fleiß im Fachstudium und eiserne Charakterfestigkeit. Nur durch diese Dinge gelang es beispielsweise Mozart, sich in Wien sozusagen als freier Tonkünstler über Wasser zu halten. Ob es aber Schubart gelungen wäre, sich aus bescheidenen Stellungen zu einer bedeutenden musikalischen Persönlichkeit zu entwickeln, ist nach seiner Charakteranlage stark zu bezweifeln. Man denke nur an seinen Aufenhalt in Ludwigsburg, der ein Ende mit Schrecken nahm. Auch wäre es ihm als biederen, derben Deutschen wohl kaum geglückt, eine Stellung an einem größeren Theater zu erlangen, da die Höfe um die Mitte des 18. Jahrhunderts durchaus welsche Tonkünstler bevorzugten. Erst 1778 machte Josef II. in Wien mit einer deutschen Oper einen Versuch. Wie traurig derselbe ausfiel, ist genügend bekannt.

Der Vater hatte es also mit Christian anders vor und bestimmte ihn, der Familientradition gemäß, zum Studium. Als Vorschule zur Universität wurde zunächst das Gymnasium in Nördlingen gewählt, wahrscheinlich des Rektors Thilo wegen, der in dem Rufe eines bedeutenden Pädagogen stand. Schubart weiß in seiner Selbstbiographie viel Rühmliches von der Unterrichtsmethode dieses Mannes

zu berichten, scheint sich aber wieder einmal selbst zu widersprechen, indem er zuerst dafür eintritt, daß Thilos Schriften „von einem sachkundigen Manne gesammelt werden mögen“, dann aber wieder urteilt: „Das Schöne empfand er, konnte es aber selbst nicht schaffen“. Möglich auch, daß der Rektor selbst gedichtet hat, und Schubart hielt nur seine ästhetischen und pädagogischen Schriften der Veröffentlichung wert.

Rektor Thilo machte seine Schüler mit den bedeutendsten römischen und griechischen Klassikern bekannt und betrieb auch Philosophie, Geschichte und schöne Wissenschaften mit vielem Eifer. „Seiner feurigen Neigung für die Wissenschaften, die sich auch mir mitteilte, dank ich das meiste, was ich gelernt habe.“ Schubart rühmt sich, einer der besten Schüler gewesen zu sein. Vornehmlich in lateinischen und deutschen poetischen und prosaischen Ausarbeitungen habe es ihm selten einer gleichgetan mit Ausnahme eines Jünglings, namens Donauer, „dessen Genius alles niederblitzte, was sich ihm näherte.“

In dem nach Klopstockschen Muster verfaßten Gedichte „Denkmal in Wingolfs Halle“ heißt es von diesem Jüngling:

„Der Jugend Strahl verklärte mein Antlitz,
Da fand ich in Rhätiens Gauen
Unter den Jünglingen, D o n a u e r, Dich!
Mit der Siriusglut im Aug' und mit der Goldharf'.
Aber weh mir, Du Lieber, i c h s a h i m S a r g e D i c h l i e g e n,
Mit der blonden Lock' und der schweigenden Lippe.
Nun irrt' ich Verlass'ner ein Schatten, umher
Und wies dem Himmel meine Wunde.“

Wenn die Erinnerung (das Gedicht ist auf dem Asperg geschrieben) den Mann noch zu solch begeisterten Worten hinreißt, so ist anzunehmen, daß der Tod dieses Jugendfreundes auf Schubart einen tiefen Eindruck machte. Sein Hang zum Mystischen, Ahnungsvollen erhielt durch dieses Ereignis eine kräftige Nahrung und es erscheint uns nicht als psychologisches Rätsel, wenn ein im Grunde so leicht-

lebiger Mensch wie Schubart auch einen ganzen Band Totengesänge herausgeben konnte.[1]

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Rektor Thilo, nebst dem Studium der Klassiker der alten Völker, seinen Schülern auch die Lektüre der deutschen Dichter empfahl. Homer, Horaz, Plato und Cicero waren zwar Thilos Lieblinge, er machte aber seine Zöglinge auch mit Klopstock, Bodmer, Haller und dem damals gerade auftauchenden Wieland bekannt.

Schubart knüpft hieran in seiner Lebensbeschreibung eine Bemerkung, welche für unsere Tage, in denen immer wieder die Frage auftaucht, ob das Studium der römischen und griechischen Klassiker für die Bildung so überaus heilsam sei, geradezu aktuell erscheint. Diese Randglosse lautet: „Ich kann es nie mit den Pädagogen halten, die behaupten, man müsse sich erst in den alten Sprachen festsetzen, ehe man das Deutsche kultiviere; denn dies, wähnen sie, gebe sich selbst. Das Studium der Griechen und Römer, wenn es nicht dem Studium der vaterländischen Sprache untergeordnet ist, expatriiert gleichsam die Jünglinge und tötet die Vaterlandsliebe in ihnen, die doch der erste Hebel aller großen Handlungen ist. Ich empfehle also den Jünglingen das Studium altdeutscher Schriften und unserer neuen Kernschriftsteller, eines Klopstocks, Herders, Lavaters, Goethes, Schillers und anderer weniger, die den Donnerkeil der Sprache Tuiskons zu schwingen wissen; nicht aber jene der vielen zeitmordenden Schreiberlein, die uns wie Mücken umsummen. Diese machen schwach, jene stark.“ — Setzen wir statt der Namen der genannten deutschen Klassiker, die an unseren Gymnasien zwar gelesen und interpretiert werden (zuweilen freilich in sehr fragwürdiger Weise), die Namen Hebbel, Ludwig, Fontane, Mörike, Gottfried Keller und ähnliche, so könnten sich auch die

[1] Ich glaube Schubart hier den meisten seiner Biographen gegenüber in Schutz nehmen zu müssen, die das Entstehen der Todesgesänge lediglich auf materielle Gründe zurückführen wollen.

allerhöchsten Schulbehörden von heute eine Lehre aus diesen Worten eines deutschen Dichters ziehen, der, was Volksbildung anbelangt, zum mindesten in seinem engeren Vaterlande ganz Bedeutendes geleistet hat. Speziell in den deutschen Landstrichen Oesterreichs, die von fremdzüngigen Nationen umschlossen sind, möchte ich an den Mittelschulen als Direktoren und Sprachlehrer durchaus Pädagogen im Sinne Schubarts angestellt wissen.

So sehr sich nun Rektor Thilo seiner Schüler innerhalb der Schulmauern annahm, so wenig scheint er sich um das Treiben seiner Famuli außerhalb derselben bekümmert zu haben, oder, falls er dies getan, stand es jedenfalls nicht in seiner Macht, die vom Pfade der Tugend abirrenden Schüler ernstlich zu bestrafen. Nach den Begriffen unserer heutigen Mittelschuldisziplinarordnung hätte Schubart in Nördlingen relegiert werden müssen. In David Strauß' „Nachlese zu Schubarts Briefen" findet sich ein Schreiben des Rektors Thilo an den alten Schubart in Aalen im Auszuge wiedergegeben, das eine treffliche Charakteristik des 16jährigen Jünglings bietet. Seine Fortschritte im Lernen verdienten alles Lob, wenn nicht bei seinen natürlichen Fähigkeiten noch weit größere möglich wären. Sein geschwinder Begriff mache ihm jede Arbeit leicht; durch lebhafte Einbildungskraft und Witz habe er es in der Poesie, in zierlicher lateinischer und deutscher Schreibart schon weit gebracht und verspreche, „dermaleinst einen tüchtigen und rührenden Redner abzugeben." Zwar habe seine Einbildungskraft noch etwas Wildes und Verworrenes: doch besser überschießende Fruchtbarkeit, als ein dürrer, trockener Kopf. Dazu seine Festigkeit in der Musik, seine saubere Handschrift und seine, so lange sie in ihren Schranken bleibe, angenehme Munterkeit. Kurz, es könnte etwas Rechtes aus ihm werden, wenn seine Aufführung seinen Gaben entspräche. Aber da sei wenig Gutes zu vermelden. Gleich anfangs sei an dem Ankömmling ein Hang zu allerhand Unfug, zu Schwatzen und Herumlaufen, Mutwill und Possen zu bemerken gewesen. In Abwesenheit des Rektors machte er vom Katheder herab komödienweis Personen nach

und verursachte einen Tumult in der Schule, daß die Vorübergehenden stehen blieben. Doch das war noch nicht das Schlimmste. Bald verlautete von unzüchtigen Reden, die er in der Schule und selbst in der Kirche (man denke!) angebracht und womit er auch die Kleinen geärgert habe. Billette solcher Art, von ihm geschrieben, kamen in fremde Hände. Er scheine einen zu starken Umgang mit Handwerksburschen gehabt zu haben und auch jetzt noch seine Geschicklichkeit in der Musik auf eine niederträchtige Art zu mißbrauchen. Vorstellungen gegenüber zeige er bald weichmütige Reue, bald auffahrenden Trotz, niemals aber nachhaltige Besserung.

Wie gesagt: ein treffliches Bild des Jünglings Schubart, aber im letzten Teile auch gleichsam ein Schattenriß des künftigen Mannes. Dem ernsten Gelehrten Thilo mag besonders der Umgang mit den Handwerksburschen in die Glieder gefahren sein. Der Dichter selbst spricht in der Biographie von einigen „liederlichen Fiedlers", mit denen er damals musizierte und die ihm seine Sitten verdarben. Derartiges Musizieren erschien dem Rektor jedenfalls als „die Musik auf eine niederträchtige Art mißbrauchen". Der Biedere ahnte nicht, daß gerade dieser Umgang und diese Art des Musizierens für Schubart von größter Bedeutung werden sollte. In den Gastwirtschaften (anderswo können doch diese Bekanntschaften kaum geschlossen worden sein?) lernte der angehende Dichter Volkstypen kennen und in diesen die Volksseele und den Volkshumor in vollster Ursprünglichkeit belauschen. Hier, in den Nördlinger Spelunken, legte er den Grund zu seinen späteren volkstümlichen Liedern, zu jenen Liedern, die seinen Namen in den breitesten Schichten des Volkes bekannt und berühmt machten. Hier legte er ferner den Grund zu seiner Art, als Rhapsode und Deklamator zu wirken, ein Umstand, der ihm später über manche peinliche Verlegenheit im Leben glänzend hinweghalf, ja der ihm in gewissen Fällen geradezu das Leben rettete, d. h. vor dem Verhungern schützte. Wir können uns den jungen Schubart vorstellen, wie er da am Wirtstische inmitten von Handwerkern, Jägern, Fischern, Soldaten saß,

die Geige im Arm, auf der er zupfend sein eben ersonnenes Liedchen begleitete.

Eines seiner berühmtesten derartigen Lieder ist: „Der Schneider auf Reisen“. Schubart berichtet, daß er dieses Lied bereits in Nördlingen gedichtet habe, Holzer hingegen fand es in der Stuttgarter Handschrift, auf die ich noch zurückkommen werde, erst vom Jahre 1765 und von Geislingen datiert. Da sich gerade in den Drucken dieses Liedes auch sehr viele Textvariationen finden, ist es meines Erachtens leicht möglich, daß Schubart das Lied bereits in Nördlingen verfaßt und erst später in Geislingen, bei mehr Muße, halb und halb aus der Erinnerung, aufgeschrieben hat. Wirklich gedichtet und rhapsodisch komponiert kann es, gleich dem gänzlich verlorenen „In Schwaben war ein Bauernmädchen“, immerhin bereits in Nördlingen sein.

Lernte nun Schubart in diesen Wirtshausgesellschaften manches Gute für seine Dichterlaufbahn, manch Nützliches für's Leben, so wird man aber auch kaum irre gehen, wenn man schon hier die Quelle seiner Ruhmsucht und Virtuoseneitelkeit sucht. Der junge Dichter und Sänger wurde von diesen einfachen Leuten, deren Denken und Treiben er so gut in Reime zu bringen verstand, gewiß angestaunt, bewundert und lebhaft beklatscht. Freilich mußte anderseits dieser Beifall in ihm, der doch ein Studierender war, wieder den Trieb erwecken, seine Mitmenschen zu bilden, zu erziehen, diese armen Leute mehr für seinen Gedankenkreis zu gewinnen. Der zukünftige Prediger, Pädagoge und schließlich gar Journalist lagen im Keime in dem jungen Bänkelsänger von Nördlingen.

Von 1753 bis 1756 weilte Schubart in dieser schwäbischen Stadt. In das zweite Jahr des Nördlinger Aufenthaltes, in das 16. seines Lebens, fällt sein erstes größer angelegtes Gedicht; es führt den etwas umständlichen Titel: „Prosaisch-poetische Nänie auf das fürchterliche Erdbeben vom 1. November 1755, das Lissabon hinunterschlang.“ Das Gedicht wurde

in Schwabach gedruckt, ist aber verloren gegangen.[5] Schubart nennt es eine „gräuliche Stelzenpoesie“. Daß es eine solche war, können wir ihm eher glauben, als wenn er versichert, er habe in Nördlingen etliche „fugierte Choräle“ gesetzt. Was von Schubarts Kompositionen bis heute bekannt wurde, weist auf eine ziemlich mangelhafte Kenntnis der Harmonie und schon gar des Kontrapunktes hin. Das Wörtlein fugiert vor den Chorälen dürfte also jedenfalls zu streichen sein.

Im Jahre 1756 sehen wir Schubart plötzlich Nördlingen verlassen. Warum? Darüber schweigt die Geschichte. Seine Studien hatte er, wie wir gleich sehen werden, noch nicht beendet. Sollte ihm Thilo, „der vollendete Lehrer“, von dem er „Abschied nahm“, am Ende seiner Streiche wegen doch den Laufpaß gegeben haben? — „Im Jahre 1756 gefiel es meinem Vater, mich nach Nürnberg zu schicken, welcher Stadt er mit ungestümer Liebe anhing,“ heißt es in der Selbstbiographie. Wir wissen, daß Schubarts Vorfahren in Nürnberg seßhaft waren. Auch im Jahre 1756 lebten daselbst noch einige seiner Verwandten. Daß nun Vater Schubart seinen Christian deshalb nach Nürnberg geschickt hätte, um diesen etwa unter der Obhut von Familienangehörigen zu wissen, ist ausgeschlossen. Denn Schubart fand seine Blutsverwandten „herabgesunken in tiefste Armut, Niedrigkeit und Verachtung.“ Christian wollte zuerst die Schule bei St. Sebaldus beziehen, fand diese aber überfüllt und ging daher an die Schule „zum heiligen Geist“, die unter der Aufsicht des Rektors Gahns stand. Dieser Mann hatte, nach Schubarts Zeugnis, zwar

[5] In dem von Jakob Schweiker begründeten Schubart-Museum in Aalen befindet sich ein „Fliegendes Blatt auf das Erdbeben von Lissabon. Kupferstich mit Versen.“ Möglicherweise ist diese Dichtung mit der oben als verloren bezeichneten identisch. Die Verse jenes Flugblattes könnte man wohl dem jungen Schubart zutrauen. Ein Widerspruch liegt aber in den Druckorten. Schubart erzählt, das Gedicht sei in Schwabach gedruckt worden; das Exemplar in Aalen ist in Augsburg bei Joh. Gottfr. Beck gedruckt. Uebrigens möglicherweise ein Nachdruck.

Thilos Geist und Kenntnisse nicht, „war aber doch ein geschickter, sonderlich in der lateinischen Sprache und in den Altertümern wohl gegründeter Mann“. Wahrscheinlich war er es, der den jungen Schubart auf die Kunstschätze Nürnbergs aufmerksam machte und so den Sinn für bildende Kunst in dem Jüngling weckte.

Die neuen Eindrücke, die auf die empfängliche Seele des Studenten einwirkten, waren höchst mannigfaltig. Schon das äußere Bild der mittelalterlichen Stadt mit ihren Türmen, Toren und Ringmauern entzückte ihn. Und innerhalb dieser Mauern herrschte ein lebhaftes Treiben. Der große (siebenjährige) Krieg, der eben in jener Woche seinen Anfang nahm, da Schubart in Nürnberg einzog, verbreitete Leben in den Straßen und Gassen. Wieder mischte sich der junge Dichter unter das Volk, verfaßte Kriegslieder und Gassenhauer, die ohne sein Zutun gedruckt wurden und ohne Bezeichnung des Verfassers in die deutschen Lande hinausflatterten. Daß er in diesen Liedern auf Seite Preußens stand, ist, seinen in Aalen von Maltitz und dem Vater empfangenen Anregungen zufolge, selbstverständlich. Seine allzulaut geäußerte Begeisterung für Friedrich wurde ihm aber hier einmal übel vermerkt. Ein Salzburger Soldat stieß den jungen Preußenlobliedsänger auf offener Straße mit der Muskete nieder, aber die derben Fäuste Nürnberger Bürger bewahrten ihn vor größerem Unheil.

In der Schule scheint Schubart (außer einigen Exerzizien in Latein) nicht viel gelernt zu haben, doch bildete er sich teils durch Privatunterricht (vornehmlich „bei dem berühmten Schwebel“ im Griechischen), teils autodiktaktisch weiter, indem er von den öffentlichen Bibliotheken und Buchläden fleißig Gebrauch machte. Auch schärfte er in der Preißler'schen Akademie in Gesellschaft einiger Künstler das Auge für Malerei und Plastik. Aber selbst hier, in diesem bunten Stadttreiben, fehlt es nicht an einem elegischen Zug. Er wanderte oft auf den Johanniskirchhof hinaus und konnte dort stundenlang, in Träumereien ver-

sunken, an den Grabstätten der alten Nürnberger Meister der bildenden Künste und Poeterei verweilen.

Die deutsche Literatur vernachlässigte er keineswegs. Wie wäre dies auch möglich gewesen in einer Stadt, wo „die Dichtkunst ihre Leier an Hans Sachsens Grab aufgehängt zu haben schien.“ Abermals war es Klopstock, der den feurigen Jüngling durch neue Gesänge des Messias begeisterte. Christian versammelte seine Freunde um sich, las und erklärte ihnen das Gedicht und wetterte gegen den Unverstand der Menge, die einen Gottsched oder gar einen ganz obskuren Passionsdichter seinem vergötterten Klopstock vorziehen wollte.

Am eifrigsten und ernstlichsten scheint aber Schubart in Nürnberg das Studium der Musik betrieben zu haben. Er genoß hier den einzigen systematischen Unterricht in dieser Kunst. Wie notwendig ein planvoller Unterricht gerade in der Musik ist, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Der Stadtkapellmeister Gruber, um zehn Jahre älter als Schubart, ein vielgereister Mann und durch Umstadt in Dresden geschulter Kontrapunktist, weihte ihn in die Geheimnisse des Generalbasses und der Instrumentation ein und verschaffte ihm die erste Anstellung — als „Frühmesser und Organist“. Schubart bot also nicht die Literatur, sondern die Musik den ersten Broterwerb, aber nicht allein durch Kirchendienst, sondern auch dadurch, daß er in Bürgerhäusern bereits selbst Musikunterricht erteilen durfte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er diesen Unterricht nicht gegen klingende Münze, sondern gegen einen freien Mittagstisch gab, was für den jungen Mann wieder den Vorteil hatte, daß er sich in besseren Gesellschaftskreisen bewegen lernte.

Hatte Maltitz in Aalen dem Knaben Schubart die Bekanntschaft mit einem Dichter vermittelt, der zeitlebens sein Lieblingspoet bleiben sollte, so lernte Christian in Nürnberg die Werke eines Tonmeisters kennen, der bald sein Lieblingskomponist werden sollte. Durch einen Schüler Joh. Seb. Bachs machte er Bekanntschaft mit mehreren Werken des großen Thomaskantors. Wie mangelhaft, d. h.

wie schwach besetzt die Motetten und Oratorien Bachs in der damaligen Zeit zur Aufführung gelangten, Werke, die man heutzutage nur mit Riesenchören zu bringen wagt, ist bekannt. Es zeugt daher von der Tiefe seines Verständnisses, wenn Schubart alsbald in den Werken J. S. Bachs das Um und Auf der Musik erkennt und den Namen dieses Meisters nur noch mit Prädikaten der Begeisterung zu nennen vermag.

Zu Nürnberg, „der hochaufschallenden Stadt", war es auch, wo unser Poet zum ersten Male den mächtigsten aller menschlichen Triebe kennen lernen sollte: die Liebe. Die Liebe, die gerade ihm mehr als einmal zum Unheil werden sollte! Ergötzlich ist es in Schubarts Selbstbiographie zu lesen, wie er eigentlich durch die Dichtkunst auf die Liebe aufmerksam wurde. Alle Dichter, sogar sein ernster Messiassänger, „hallen den Triumph der Liebe wieder; ja, die geheime Geschichte sagt, daß nicht nachgeäffte Empfindung, sondern eigenes Liebesgefühl, wie Herzblut den Hexametern und Strophen deiner lieben Dichter entträufelte." Vollkommen logisch war nun der Entschluß, die Sache einmal aus persönlicher Erfahrung kennen zu lernen. Schubart spricht zwar nun von einer „weichen Umarmung des Mädchens", in welcher er sich mit der obangeführten „Dichtermoral" beruhigte, bekräftigt aber gleich hinterher, daß seine Liebe vollkommen „unschuldig" gewesen sei. Sollte sie indessen auch nicht platonisch gewesen sein: ich glaube, der Leser ist, gleich mir, kein Aspergmoralist und wir könnten's ihm verzeihen! — Freilich bedeutet dieser Augenblick für einen temperamentvollen Menschen von 18 Jahren, dem „Mädchenreiz unter allen Reizen der unwiderstehlichste dünkt", eine schlimme Klippe, die nur ein genialer Lebenskünstler, wie es etwa Goethe war, glücklich zu umschiffen vermochte, ohne seinen wissenschaftlichen Studien und seiner dichterischen Entwicklung Abbruch zu tun.

Das erste zärtliche Verhältnis Schubarts zeitigte jedenfalls eine Reihe von Gedichten, von denen indessen nur eines erhalten ist. Abgesehen von einigen prosaischen Wendungen ist es doch in einem zarten und zugleich neckischen Tone

gehalten und sticht durch diesen gar vorteilhaft von so manchem Schubart'schen Gedicht aus späterer Zeit ab, in dem ihn die Nachahmung Klopstocks und Ossians zu schwulstigen Phrasen verleitete. Da das Gedicht nicht in den Gesamtausgaben steht, sondern nur in der Stuttgarter Handschrift, setze ich es vollständig hierher.

An Sie.[6]

Wer kann mir was betrübters nennen
Ich soll mein Mädchen sprechen können
Nur küssen soll ich nicht
Sein Mädchen sprechen und nicht küssen
O Mädchen, Mädchen du mußt wissen
Daß sich das widerspricht.

Jüngst wagt' ich's einen Kuß zu nehmen
Je! schrie sie, wollen Sie sich schämen
Die Leutlein sehens ja.
Da dacht' ich: die verwünschten Leute
Da sucht ich sie auf jeder Seite
Und war doch Niemand da.

O Liebe willst du mich verbinden
Im Wald laß mich mein Mädchen finden
Wo keine Leute sind,
Wie will ich da die Lose küssen
Da soll sie keinen Vorwand wissen
Die Bäume sind ja blind.

In Nürnberg fühlte sich Schubart überaus glücklich. Genuß der Kunstschätze, ein anregender Freundeskreis, literarische und musikalische Studien, die ersten Regungen der Liebe ließen ihn hier in der Tat das Leben als des

[6] Orthographie und Interpunktion nach dem Abdruck in Holzers „Schubart als Musiker", S. 100. Nach der Stuttgarter Handschrift ist das Gedicht in Nürnberg entstanden, doch scheint die beigegebene Jahreszahl 1759 auf einem Irrtum zu beruhen. Schubart war in diesem Jahre nicht mehr in Nürnberg.

Lebens wert erscheinen. Vielleicht wäre es für ihn wirklich am besten gewesen, wenn er sich hier, in der Stadt seiner Väter, dauernd niedergelassen hätte. Ein Wirkungskreis würde sich für ihn mit der Zeit gewiß gefunden haben. „Allein ich Sturmkopf," schreibt er, „schmachtete nach dem tosenden Universitätsleben, und meine Eltern gaben es zu."

Ehe der Vater eine Hochschule auswählte, ließ er Christian vorübergehend in die Heimat kommen, um ihn vorerst zu dem Pfarrer Schülen nach Lauterbach zu schicken. Offenbar hatte dieser Besuch keinen andern Zweck, als daß der Pfarrer den jungen Mann zum Studium der Theologie vorbereiten sollte. Schülen war eine merkwürdige Persönlichkeit. Er betrieb die Sternkunde mit Hilfe selbstverfertigter Instrumente, las Philosophen wie Leibniz und Wolf, neigte aber trotzdem zur pietistischen Richtung, der er sich später völlig ergab. Schubart hat in seiner Asperger Zeit viele Ideen Schülens aufgegriffen und ihm beigestimmt. Da dieses aber, wie ich schon jetzt bemerken will, unter dem Drucke außerordentlicher Zwangsmaßregeln geschah, ist es wohl überflüssig, dem Einfluß Pastor Schülens auf die geistige und religiöse Entwicklung unseres Dichters nachzuspüren. Für's Leben aber lernte Schubart in Lauterbach etwas sehr Nützliches. Der Pfarrer war nämlich auch ein ausgezeichneter Vorleser. „Er las Haller und Young mit tiefem Gefühl und durch seine vortreffliche Art vorzulesen und mit Ton und Miene die Gedanken seines Autors auszudrücken, wußte er den kältesten Menschen zu packen." Wenn wir später Schubart als beliebten Vorleser und Rezitator wiederfinden werden, so werden wir wissen, wem er die Anregung zur Ausbildung dieser Fähigkeit zu danken hatte.

Vater Schubart hatte indessen die Wahl der Hochschule getroffen. Christian reiste im Herbst 1758 von Aalen ab, mit der Weisung, in Jena Theologie zu studieren. Die Gegenden, die er zu durchwandern hatte, wimmelten gerade von Kriegsvolk, das das Reisen unsicher und beschwerlich machte. Zufällig lag eine andere Universität nicht weit von seinem Wege, die, etwas abseits von den durch den

Krieg gefährdeten Landstrichen gelegen, einen sicheren Zufluchtsort gewährte. Schubart, in seinem jugendlichen Leichtsinn, dachte jedenfalls: ob es die oder eine andere Hochschule ist, das wird sich wohl gleich bleiben. Einige lustige Studentenvögel, denen er in die Arme lief, trugen das ihre dazu bei, den lebensfrohen Jüngling zu überreden, und so blieb er denn in Erlangen sitzen.

Die beiden Schubartbiographen Strauß und Hauff bedauern diesen Schritt und der letztere spricht eine Ansicht aus, die mir der Beachtung wert erscheint. Schubart blieb nämlich in der Literatur sein ganzes Leben lang isoliert. Ihm fehlte der persönliche Anschluß an andere Literaten, besonders aber an die großen, führenden Geister. Hauff meint nun: „Vielleicht wäre er später von Jena aus zu Lessing, Klopstock, Herder, Schiller und Goethe in ein näheres Verhältnis getreten.“ Es wäre natürlich zwecklos, darüber zu grübeln, wie sich in diesem Falle seine literarische Entwicklung vollzogen hätte. Daß wir aber dann einen anderen Schubart hätten, steht wohl außer Zweifel. Ich will damit nicht sagen, daß er etwa ein größerer Dichter geworden wäre, aber jedenfalls wäre er dann den Klauen jenes Mannes entflohen, der die Entwicklung seiner literarischen Fähigkeiten gerade in dem Augenblicke unterband, als sie sich in dem endlich auch äußerlich mehr zur Ruhe gelangten Manne am vielversprechendsten zu entfalten begannen.

Nun, das Unglück war einmal geschehen, Schubart saß in Erlangen und — studierte anfangs fleißig. Man denkt an das Wort des Faustschülers „ich wünschte recht gelehrt zu werden“, wenn man das Verzeichnis der Fächer liest, die er im Anfangssemester belegt hatte. In seinem Kopfe muß es dabei freilich auch etwas „wie ein Mühlrad“ herumgegangen sein. Schubart hörte: Hebräisch, Logik, Metaphysik, Moral, Naturrecht, Geschichte, schöne Wissenschaften und zu alledem noch die Theologie „nach allen ihren Teilen“. Von all diesen Disziplinen sagte ihm aber just jene am allerwenigsten zu, der er seine volle Kraft hätte widmen sollen, die „Gottesgelahrtheit“. Er war „des trockenen Tons bald

satt“, in dem man damals Theologie lehrte. Er mißt einzig diesem „trockenen Ton“ die Schuld bei, daß er dem Studium seines Hauptfaches keine Reize abzugewinnen vermochte und rühmt unter seinen Professoren nur einen, namens Huth, der Kirchengeschichte und „Predigerkunst“ lehrte und voll Feuer war. „Er donnerte sonderlich gewaltig gegen das Papsttum los, dessen geschworener Feind er war. Predigen konnte er gut, nur waren seine Predigten zu lang für seine Zuhörer und für seine eigene Gesundheit; denn man trug ihn nach einer eifrigen Predigt, halbtot nach Haus, wo er bald darauf sein edles gemeinnütziges Leben endigte.“ — Dieser Mann, der sich also förmlich zu Tode gepredigt hatte, ist auf Schubart jedenfalls nicht ohne Einfluß geblieben. Sein kräftiger Ton und insbesondere sein Papsthaß mögen dem Jüngling höchlichst imponiert haben.

Wie vorauszusehen war, hatte es aber bei Schubart mit dem ernsten Studium nicht allzulange Dauer. „Mitmachen“, war für ihn ein Zauberwort, dessen Klang er nicht so leicht zu widerstehen vermochte.

Welch ein Ton übrigens dazumal an den deutschen Hochschulen unter den Studenten herrschte, davon gibt so manche uns erhaltene Schilderung von Augen- und Ohrenzeugen ein beredtes Zeugnis. So schreibt z. B. der Pfälzer Friedrich Laukhard (geb. 1758), ein verlottertes „deutsches Genie“, in seiner umfangreichen Selbstbiographie über das Leben und Treiben an einem der sogenannten Musensitze: „Der Ton der Studenten oder Bursche zu Gießen war ganz nach dem von Jena eingerichtet und zwar durch die vielen relegierten Jenenser, die dahin kamen. Wer ein honoriger Bursche sein wollte, ging wenigstens des Abends in eine der vielen Bierkneipen — die rheinische Maß Bier kostete zwei Kreuzer — soff bis zehn oder 11 Uhr und schob hernach ab. Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen, so wurde von Burschen-Affairen diskutiert und größtenteils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhardts-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuskript da war. In Gießen waren die Kommerse

erlaubt, und wir haben vielmals auf der Straße kommerziert. Die meisten Studenten traten einher wie Schweine. Ein Flausch war des Burschen Kleid Sonntag und Werktag. Dazu trug er lederne Beinkleider und lange Reiterstiefel. Schlägereien waren gar nicht selten, und man schlug sich auf öffentlicher Straße. Der Herausforderer ging vor das Fenster seines Gegners, hieb einigemale mit seinem Hieber ins Pflaster und schrie: „Pereat N. N. der Hundsfott, der Schweinekerl!" Nun erschien der Herausgeforderte, die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, die Raufer kamen ins Karzer, und so hatte der Spaß ein Ende. Zu den groben Unanständigkeiten, welche in Gießen Mode waren, gehörten die Generalstallung und das wüste Gesicht. Jene wurden so veranstaltet, daß zwanzig, dreißig Studenten, nachdem sie in einem Bierhause den Bauch weidlich voll Bier geschlungen hatten, sich vor ein Haus, worin Frauenzimmer waren, hinstellten und nach ordentlichem Kommando und unter einem Gepfeife, wie es bei Pferden gebräuchlich ist, sich viehmäßig erleicherten. — Das garstige oder wüste Gesicht war eine Larve von scheußlichem Ansehen, welche an einem Bündel zusammengerollter Lappen auf einer hohen Stange befestigt war. Mit dieser Larve trat der Student abends vor ein Haus, wo die Leute im zweiten Stocke wohnten, und klingelte. Kam nun jemand ans Fenster, zu fragen, wer da wäre, so hielt man ihm das wüste Gesicht vor, worüber dann die guten Leute zu Tode erschracken .... In Jena hatte jeder Bursch seine sogenannte Charmante, d. h. ein gemeines Mädchen, mit welchem er so lange umging, als er da war, und das er bei seinem Abzug einem andern überließ. In Göttingen hingegen suchte der Student bei einem vornehmeren Frauenzimmer anzukommen und machte demselben seinen Hof. Gemeiniglich blieb es beim Hofmachen und hatte keine weiteren Folgen, als daß dem Galan der Geldbeutel tüchtig ausgeleert wurde. Manchmal ging das Ding freilich weiter und es folgten lebendige Zeugen einer Vertraulichkeit, die eine Ritterstochter oft ebenso bezaubernd fesselte als eine gefällige busenreiche Aufwärterin". (Vergl. auch Johannes

Scherr „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 11. Aufl. S. 485 f.)

Aehnlich wie zu Gießen und Jena mag es auch in Erlangen zugegangen sein. Und so sehen wir denn unsern Schubart bald mehr in lustiger Gesellschaft außerhalb der Hochschule als in den Hörsälen. Die Kriegswirren trugen noch das ihre dazu bei, den Studenten der Hochschule zu entfremden. Wie von den anderen deutschen Universitäten eilten auch von Erlangen viele junge Leute, denen das Studium nicht schmeckte, zu den Fahnen (natürlich jenen Friedrichs) und — verbummelten. Für Schubart bestand die gleiche Gefahr. Man sollte meinen, seine Preußenbegeisterung hätte ihn jetzt mit fortgerissen, um für seinen geliebten König Heldentaten zu vollbringen. Allein in diesem Augenblick zeigt sich wieder einmal so recht Schubarts Hang zur Bequemlichkeit. Er zog es vor, in Erlangen zu bleiben und Schulden zu machen. Die Gläubiger machten aber nicht lange Umstände und ließen ihn einsperren. Da saß er nun vier Wochen lang im Karzer, befand sich aber dabei so angenehm, als es die Situation nur erlaubte. Seine Freunde besuchten ihn, ein gutes Klavier half ihm über die lange Weile weg, ja sogar eine zärtliche, ihn „mit Tränen beklagende Freundin" (!) fehlte nicht. Es war also im allgemeinen ein höchst fideles Gefängnis!

Aus der Haft entlassen, verfiel er bald in eine tötliche Krankheit. Welcher Art dieselbe war, sagt er nicht! Vielleicht aus Rücksicht für die „zärtliche Freundin", die ihm die Leiden des Kerkers versüßt hatte? Ich bin sehr geneigt, die holde Kerkerfee mit dieser Erkrankung in Verbindung zu bringen, wenn ich in der Selbstbiographie unseres Dichters lese, daß ihn die Eltern schleunigst in die Heimat abberiefen!

Wie weit es Schubart wärend der drei Hochschulsemester in seinen Studien gebracht hat, entzieht sich unserer Beurteilung. Irgend ein Zeugnis scheint er nicht erhalten zu haben, doch genügten seine Immatrikulierungsnachweise jedenfalls, ihm später eine wenn auch bescheidene Lebensstellung zu sichern. Die meisten Kenntnisse hat sich Schubart aber offenbar nicht auf der Universität, sondern bereits in

den Schulen zu Nördlingen und Nürnberg erworben. Durch den an diesen Anstalten genossenen systematischen Unterricht wurde er in die Lage versetzt, sich autodidaktisch weiterbilden zu können, ein Umstand, der in den folgenden Jahren für ihn von größter Bedeutung wurde.

Seinen Studiengang überblickend, kann man sagen, daß Schubarts Bildung für seine Zeit derjenigen eines Gymnasiasten von heute, der auch noch ein wenig Fachstudien betrieben hat, vollkommen gleich kam.

Auch in Erlangen hatte die Musik bei Schubart eine bedeutende Rolle gespielt. Er rühmt sich, der beste Flügelspieler in der ganzen Stadt gewesen zu sein und durch sein Musizieren manches Stück Geld nebst vielem Beifall eingeheimst zu haben. Wichtig für den Musiker Schubart wurde eine Reise, die er (wahrscheinlich im Herbst oder Winter 1759) nach Bayreuth unternahm. In dieser kleinen Residenz, deren musikalischer Geschmack damals im Zeichen Hasses und Grauns stand, hörte er zum ersten Male ein wohlgeschultes Orchester und italienische Sänger. Wir finden es bei Schubarts Naturell begreiflich, wenn letztere ihn „gen Himmel rissen". Seinem stets so stark betonten deutschen Patriotismus tut dies Geständnis keinen Abbruch. Erlagen doch sogar wahrhaft große Tonkünstler jener Zeit, wenigstens in ihrer Jugend, der holden Sirene des bel canto!

Auf der Reise nach Bayreuth mußte Schubart mitten durch einen Trupp preußischer Krieger wandern. Seine Preußenbegeisterung rettete ihn diesmal — umgekehrt wie seinerzeit in Nürnberg — vor Unbill. In seiner Lebensbeschreibung macht er hier die fragliche Bemerkung, daß er den Preußen Gleims Kriegslieder in Musik gesetzt und vorgesungen habe. Holzer weist in seinem Buche „Schubart als Musiker" auf eine Stelle in der Vorrede der musikalischen „Rhapsodien" (1786) hin, wo Schubart, obigen Worten widersprechend, sagt: „Ich selbst habe seit 20 Jahren mit Gleims Kriegsliedern, von Bach gesetzt, Wunder gewirkt". Nun sind aber diese Lieder in einer Komposition von Bach bisher überhaupt nicht bekannt geworden. Ich berühre diese Frage nur als Beispiel,

wie wenig verläßlich die Aeußerungen Schubarts in seiner Selbstbiographie sind. —

Auf dem Gebiete der Poesie war er in Erlangen in seiner gewohnten Weise tätig. Er verfaßte Gedichte, verteilte sie handschriftlich an seine Universitätsfreunde, die mit diesen Liedern ebenso nach Belieben hausten, wie seinerzeit die Handwerker in Nördlingen. Schubart beklagt zwar den Verlust der während der Universitätsjahre verfaßten Gedichte nicht, da dieselben meist „erotischen oder bacchantischen Inhaltes“ waren. Gewiß aber beurteilt der Dichter auch diese Erlanger Lieder vom Standpunkte der Aspergaskese und die Annahme liegt nahe, daß es für die Literaturfreunde erfreulicher gewesen wäre, einige dieser, wenn auch übermütigen, so doch jedenfalls gesunden Jugendpoesien wären erhalten geblieben, als die fürchterlichen, oft gequälten „Totengesänge“ aus den Geislinger Tagen, mit denen wir heutzutage gar nichts mehr anzufangen wissen.

Die Heimkehr Christians ins Vaterhaus im stillen Seitengäßchen zu Aalen hatte bedeutende Aehnlichkeit mit derjenigen des verlorenen Sohnes in der Bibel aufzuweisen. Durch Ausschweifungen körperlich herabgekommen, stand der bleiche junge Mann vor dem zürnenden Vater. — Die ersten Tage mögen für Christian nicht sonderlich rosig gewesen sein, doch der Groll des Alten hielt nicht lange an. Christian glänzte vor ihm durch seine Fertigkeiten im Klavierspiel, stellte in deutscher und lateinischer Sprache philosophische Betrachtungen an und setzte einige Predigten auf. Es ist ebenso bezeichnend für den Charakter des Vaters, daß er sich durch derlei Kunststückchen imponieren ließ, wie für die Art des Sohnes, daß ihm die Beschwichtigung des gereizten Alten auf solche Weise gelang.

Die folgenden Jahre, welche Schubart nun teils im Elternhause, teils bei Freunden und Bekannten auf dem Lande verbrachte, bilden einen der ruhigsten Abschnitte in seinem bewegten Leben. Ruhig auch, was die Gemütsstimmung anbelangt. Diese Zeit läßt sich vielleicht am ehesten mit den Ulmer Jahren in Parallele stellen. In dieser anstellungslosen Zeit war ihm Gelegenheit gegeben,



Schubarts Wohnhaus in Aalen.

die Anregungen zum Studium, die er auf den Schulen empfangen hatte, nach eigenem Geschmacke zu verwerten. Wir müssen Schubart das Zugeständnis machen, daß er von dieser Errungenschaft Gebrauch zu machen und diese Jahre der Freiheit, die gerade für einen Charakter wie den seinigen die Gefahr des Herabkommens in geistiger Beziehung in sich bargen, ganz vernünftig verbrachte.

Sein Hauptaugenmerk richtete der junge Mann auf das Predigen, denn der Wunsch des Vaters ging noch immer dahin, seinen Aeltesten als Pastor angestellt zu sehen. In der ersten Zeit seines Aalener Aufenthaltes widmete er aber auch seiner geliebten Musik viel Zeit. Er setzte Kirchenstücke, Arien, Sonaten, sogar — nach seiner Angabe — Symphonien. Unter letzteren dürfen wir uns freilich keine Kompositionen solcher Art vorstellen, die wir heute mit dem Begriff Symphonie verbinden. Es werden wahrscheinlich kleine Orchestersätze für wenige Instrumente gewesen sein, in Stil und Form etwa den Hiller'schen Ouvertüren ähnlich. Ein Charakterzug machte sich in diesen Aalener Jahren bei dem nicht viel mehr als 20 Jahre zählenden bemerkbar, der auch später den Mann auszeichnet: er fühlte den Drang zu belehren, zu bilden, zu reformieren. Er befriedigte diesen Drang, indem er den Pfarrern in den Nachbarorten Aalens predigen half und im Heimatsorte selbst die „Stadtmusik" organisierte. Diese bestand natürlich bloß aus Dilettanten, vornehmlich Handwerkern; ihre Leistungen wurden jedoch, wie Schubart erzählt, von manchen durchreisenden Fremden lobend anerkannt. Von seinem häuslichen Musiktreiben gibt er eine lebhafte Schilderung. „Ich spielte um diese Zeit mit geflügelter Geschwindigkeit, las sehr schwere Stücke, für's Klavier oder ein anderes Instrument gesetzt, mit und ohne Baß, vom Blatte weg, spielte in allen Tönen mit gleicher Fertigkeit, phantasierte mit feuriger Empfindungskraft und zeigte die volle Anlage zu einem großen Organisten. Ich konnte mich so ins Feuer spielen, daß alles um mich schwand, und ich nur noch in den Tönen lebte, die meine Einbildungskraft schuf. Meine Spielart war ganz und gar von mir geschaffen. Ich

spielte des großen Hamburger Bach, auch seines Vaters schwerste Stücke (?) mit Fertigkeit." Die Betrachtungen über seine musikalischen Studien schließt er aber mit einer bewundernswerten Selbsterkenntnis. „Ich tat hierinnen zu viel und zu wenig. Zu viel, weil ich die Wissenschaften vernachlässigte; zu wenig, weil ich die Tonkunst nicht genug — nicht in all ihren Tiefen studierte." — So ging es Schubart auch in anderen Dingen.

Vorübergehend hielt sich Schubart in Königsbronn auf, wo er eine Hauslehrerstelle annahm, um seinem Vater vom Brot zu kommen. Bald sehen wir ihn aber wieder in Aalen und von hier aus allerlei Ausflüge unternehmen. Schubart hatte in dieser Zeit die Bekanntschaft mit zwei Männern gemacht, die für ihn von größter Wichtigkeit werden sollte. Diese Männer waren Böckh und Haug. Der erstgenannte hatte 1761 Schubarts Schwester Juliana geheiratet und mit ihm unterhielt unser Dichter einen zeitweise recht lebhaften Briefwechsel, der uns, wenigstens was Schubarts Briefe betrifft, erhalten ist.

Christian Gottfried Böckh war sieben Jahre älter als Christian und lebte zur Zeit, da sich dieser im Elternhause aufhielt, zuerst als Konrektor in Wertheim, von 1762 an als Rektor in Eßlingen. Er war schriftstellerisch tätig. An ihm fand Schubart einen treuen Freund und Berater auch in literarischer Beziehung. Anfangs naht sich Christian seinem Schwager im ehrerbietigsten Tone, später nehmen die Briefe einen herzlicheren Charakter an. Vornehmlich liegt dem jungen „Theol. Cand.", wie sich Schubart im ersten Briefe unterzeichnet, die Vervollständigung seiner Bibliothek am Herzen. Er bittet seinen Schwager um die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", später um den „Messias" und stellt ihm für dieses Entgegenkommen sein „ganzes Ich" zu Diensten. Er bittet Böckh um sein Urteil über eine Ode, die er im Herbst 1762 unter dem Titel „Der gute Fürst" an den Bischof von Ellwangen richtete.[7]

[7] Der Bischof hieß Anton Ignaz und entstammte dem berühmten Geschlechte der Fugger in Augsburg.

Dieser katholische Kirchenfürst hatte nämlich seltsamerweise auch protestantische Predigerstellen zu vergeben, und Schubart hoffte also durch ihn eine Versorgung zu finden. Die Sache verfehlte ihren Zweck, doch konnte Christian seinem Schwager, den er inzwischen in Eßlingen besucht hatte, im Februar 1763 mitteilen, daß er von dem Bischof, „als Vorgeschmack, daß sich sein Glück unter einem so gnädigen Fürsten gründen lassen werde," 4 Carolins erhalten habe. Allzuviel scheint er diesem „Vorgeschmack" aber doch nicht getraut zu haben, denn in demselben Briefe findet sich die Bemerkung: „Mein Bruder Jakob will im Stuttgarter Wochen-Zettel eine Nachricht von einem erledigten Schuldienste oder Provisorstelle gelesen haben — ist etwas daran, so melden Sie es uns, wenn Sie es vor gut finden." — (Diese Provisorstelle war aber keineswegs jene in Geislingen, um die sich Schubart später bewarb, da der dortige Schulgehilfe, an dessen Stelle Schubart kam, erst im Herbst 1763 gestorben ist, obiger Brief aber vom Februar dieses Jahres stammt.)

Mit dieser Stelle ist es nichts gewesen und Schubart blieb noch den ganzen Sommer 1763 seinem Vater am Halse. In diesen letzten in der Heimat verlebten Wochen scheint er sich aber mehr von der Musik ab und wieder der Literatur zugewendet zu haben. Was nun die Literatur anbelangt, so hatte er sich in dieser doch so weit umgetan, daß er es wagen konnte, sich mit einem damals hochgeachteten Schriftsteller in Verbindung zu setzen. Es war der bereits oben genannte Haug.

Balthasar Haug war 1731 in Stammheim bei Calw geboren, studierte in Tübingen und machte sich früh durch literarische Veröffentlichungen in Reim und Prosa in seinem Heimatlande einen Namen. 1757 wurde er Pfarrer zu Stotzingen. Als Schubart seine Bekanntschaft suchte, wirkte er noch an diesem Orte. Haug war einer der ersten unter den schwäbischen Dichtern, dem der Anschluß an die norddeutsche Literatur am Herzen lag. Schon 1759 war er Mitarbeiter an Gottscheds

„Neuesten"[8] und 1762 Mitglied der deutschen Gesellschaft in Helmstädt. 1760 hatte er von Maria Theresia für eine Ode an die Kaiserin den Dichterlorbeer errungen. Eine seiner wichtigsten Arbeiten war die 1762 erschienene Schrift „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben". (Sie bildete gewissermaßen ein Seitenstück zu Nicolais „Briefen über den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland".) Haug sucht in dieser Schrift den Nachweis zu erbringen, daß es sich nirgends besser dichten lasse als in Schwaben und erklärt dies aus Lage, Klima, Bodenbeschaffenheit und — Regierungsform (! !). Die Schrift, welche vielfachen Tadel erfuhr, hatte doch die gute Tendenz, daß sie die Norddeutschen bewegen wollte, mit dem Vorurteil gegen die Schwaben zu brechen. Durch Verhimmelung einiger „Säulen des Staates" und des Herzogs Karl „als Protektor der schönen Wissenschaften" erhält die Arbeit den widerlichsten Beigeschmack. Haug erreichte aber durch diese lokalpatriotische Wohldienerei später seine Berufung nach Ludwigsburg, ein Umstand, der für unsern Schubart — wie wir sehen werden — höchst verhängnisvoll werden sollte.

Der Brief, den der 24jährige Schubart (Juni 1763) von Aalen aus an Haug richtete, ist für den jungen Poeten sehr charakteristisch. Wohl naht er sich, wie er das schon bei Böckh getan, dem älteren Literaten voll Hochachtung und Verehrung, doch wahrt er sich dennoch das Recht der freien Kritik. Er lobt zwar den Dichter Haug über die Maßen, nimmt aber die Gelegenheitsgedichte von diesem Lobe aus, indem derlei Poesie „ein Genie wie Sie allemal mit Zwang verfertigen muß." Der Gute ahnte damals freilich nicht, wie oft er später selbst diesen „Zwang" erdulden sollte. Immerhin mag aber Haug an dem Schreiben Gefallen gefunden haben, denn Schubart weilte einige Tage bei seinem neuen literarischen Freunde und gedenkt dieser schönen Zeit mit ihren geistigen Anregungen noch im Kerker mit Wehmut.

---

[8] „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit."

Ehe Schubart Haug besuchte, hatte er eine kleine Fußwanderung durch seine engere Heimat unternommen. Im Frühling 1763 streifte er sechs Wochen durch das Limpurgsche Land, sprach bei seinem 80jährigen Großvater Hörner in Sulzbach vor, predigte in der Kirche seines Geburtsortes Obersontheim und ließ sich auch in anderen Dörfern und Städtlein von der Kanzel hören. Seine Predigten müssen eine starke Verwandtschaft mit den in jener Zeit üblichen prosaisch-poetischen Lehrgedichten aufgewiesen haben. Ja einmal genierte er sich nicht, die Poesie in die Kirche zu verpflanzen, indem er seine Predigt ganz in Versen vortrug.

Gegen den Herbst 1763 beschlichen unsern Dichter, der noch immer seinem Vater auf der Tasche lag, und sich „noch immer vom Schoße des Glücks entfernt" dünkte, traurige Empfindungen. Aus solch trüber Stimmung heraus richtete er das schöne Gedicht an Böckh, in dem die prophetischen Zeilen erschienen:

„Mein Morgen ging hervor, verhüllt von Finsternissen,
Mein Mittag ohne Sonnenschein;
Und Gott, darf ich von da auf meinen Abend schließen,
Wie trüb, wie traurig wird er sein.
Wie schwer ist's in der Welt, sich Gönner zu erwecken!
Zwingt mich ein trauriges Geschick,
Wie Satans Bild, krummschleichend Staub zu lecken?
Grausamer Weg zu meinem Glück!"

David Strauß sagt: „Man merkt es den Briefen des Theologiae Candidatus nicht an, daß ihnen eine so wilde und ausschweifende Universitätszeit vorangegangen. Aber eben das Biegsame, zu Schwankungen und Umschlägen Geneigte in Schubarts Natur, was ihm diesen plötzlichen Uebergang von Ausgelassenheit zur Eingezogenheit ermöglichte, macht uns auch gegen seine jetzige Solidität im Elternhause mißtrauisch. Wer weiß, was er wieder für Sprünge machen wird, wenn er wieder einmal sein eigener Herr geworden?"

Sein eigener Herr zu werden, das war nun Schubarts eifrigstes Bestreben. „Der gute Fürst“ in Ellwangen hatte nichts mehr verlauten lassen, so daß sich denn unser Dichter genötigt sah, ein Amt anzunehmen, dessen Ausübung er nur mit Widerwillen entgegensah. Es war die Stelle eines Präzeptors und Organisten in Geislingen. „Ich nahm also Abschied in Aalen,“ erzählt er, „wurde allgemein beklagt und reiste mit dem schwersten Herzen nach Geislingen.“ Was ihm die Trennung von der Heimat noch besonders erschwerte, war ein Mädchen, namens Katharina, das ihn aufs zärtlichste liebte und das die Eltern, die sehr wohlhabend waren, nicht aus den Augen lassen wollten. Sie ist nachher die Gattin seines Bruders Konrad geworden. Besonders tief scheint übrigens Schubarts Neigung für dieses Mädchen nicht gewesen zu sein. Woraus wir dies zu schließen berechtigt sind, soll im folgenden Kapitel erörtert werden.

Geislingen.

(1763—1769.)

Schubart stellt in seiner Lebensbeschreibung seine Versetzung nach Geislingen so dar, als hätte er „einen Ruf“ dahin erhalten. In Wirklicheit kostete es ihm einige Mühe, die Stelle zu erlangen. Die Nachricht von einem erledigten Schuldienste in dem kleinen, im Gebiete der damals freien Reichsstadt Ulm gelegenen Städtchen dürfte er von seinem Bruder Jakob oder vom Schwager Böckh erhalten haben. Wie aus einem Briefe an den Geislinger Geistlichen Abelen hervorgeht,[1] war unser Dichter, nachdem er in Ulm eine Prüfung abgelegt hatte, Mitte September 1763 nach Geislingen gereist, um sich daselbst den maßgebenden Persönlichkeiten vorzustellen, nach einigen Tagen aber wieder nach Aalen zurückgekehrt. Die ohnehin nicht sonderlich gut dotierte Stelle eines Schuladjunkten wollte der cand. theol. nicht so ohne weiteres annehmen, sondern stellte einige Bedingungen bezüglich Abänderung verschiedener Funktionen, die ihm offenbar mit seinem Bildungsgrade unvereinbar erschienen. So wollte er vom „Leichenbitten“ und von der „Weinverehrung“ bei Honoratiorenhochzeiten dispensiert werden, hingegen aber strebte er den Titel eines Präzeptors an und die Leitung der Musik, sowie die Organistenstelle. Auch möchte er die Erlaubnis erwirken in Geislingen und den Nachbarorten predigen zu

[1] Dieser Brief findet sich nicht bei Strauß. Er wurde erst von Wohlwill im „Archiv für Literaturgeschichte“ (VI. 1877 S. 346) veröffentlicht.

dürfen. Ich gebe hier als stilistisches und orthographisches Zeitdokument einige Stellen aus dem Gerichtsprotokoll jener Sitzung wieder, in welcher über Schubarts Anstellung und seine Wünsche entschieden wurde.

ad 5. Seind die Verrichtungen eines Leichenbitters denen allhiesigen H. H. C Schulofficianten nie obgelegen, wohl aber dirigieren sie bey Leichen den Gesang, verlesen auf dem Gottesacker die Sermons, und wechßeln damit wochentlich um, welche Verrichtungen, da sie jährlich ein ziemliches austragen, sich schwerlich einer abbitten wird.[2]

ad 6. An denen Hochzeit Tagen derer Honoratiorium und Ihrer Kinder hat allewegen der H. C. Schulmeister, nahmens Ober Vogts, Burgermeister und Gerichts die gewohnliche Weinverehrung gemacht, ist aber davor zur Tafel gezogen worden. (!)

ad 7. Muß die Freiheit zu Predigen in Ulm gesucht werden, weil in disseitigen Mächten nicht stehet, es zu erlauben. Was aber

8. den Titul eines Praezeptoris anbetrifft, so hat man hierinnen keinen Anstand, und wird solcher H. C. Cand. Schubart zugestanden werden, sobald H. C. Schul-Meister Röbelen das zeitliche wird gesegnet haben.[3]

9. Das Directorium der Musik und die Organisten Stelle will man H. C. Cand. Schubart einraumen, Er mag auch denen bey Ihme sich meldenden in der Schul Stube vorstehendermaßen Information in der Musik geben, und wird H. C. Cantor und Organist Röbelen[4] hierunter disseits indemnisieret werden, was aber H. C. Cand. Schubart dieses

---

[2] Eine zweifelhafte Verlockung, da aus dem Passus hervorgeht, daß die Sterblichkeit in Geislingen dazumal ziemlich groß gewesen sein muß.

[3] Schubart nannte sich ungeachtet dieser Klausel in Geislingen stets Präzeptor und Musikdirektor.

[4] Den Organistendienst hatte der Sohn des pensionierten Schulmeisters zu versehen. Schubart wurde eigentlich als „Adjunkt" des alten Röbelen angestellt.

Directorii und der Organisten Stelle wegen jährlich zugehen solle, enthält unter andern nachfolgender Punkt

10. Werden H. C. Cand. Schubart von H. C. Schulmeister Röbelens Einkünften ausgewiesen:

Wochentlich 2, thut jährlich	104 fl[5]
Auf dem Allmoß Kasten Veesen Geislinger Maß	6 Imi
Auf dem Hospitalkasten Rocken . .	6 Vtl. (?)
Holz	4 Cl(after)

Nach Anführung mehrerer Spezialeinkünfte, die sich auf den alten Röbelen, dessen Sohn und Schubart verteilen, schließt das Protokoll:

> Wann übrigens nahmens des HC. Schul Meister Röbelens der HC. Adjunctus Schubart ein Sermon zu concipiren und auf dem Gottesacker zu verlesen hat, fallt zwar ersterem die Gebühr zu, wolle aber über diese letzteren vor seine Bemühung ein Douçeur gemacht werden, mag Er solches ohne Bedencken annehmen und vor sich behalten.[6]

Diese keineswegs verlockenden Bedingungen wurden Schubart nach Aalen zugeschickt und gelangten am 12. Oktober 1763 mit dessen Unterschrift versehen nach Geislingen zurück. Am 26. desselben Monats traf dann Schubart selbst in Geislingen ein, wurde dem „Pfarr Kirchenbau Pfleeg Amt zur Examination praesentieret" und sodann in der Schule vorgestellt.

Sehen wir uns nun zunächst in dem neuen Aufenthaltsorte des nunmehrigen Schuladjunkten Schubart etwas um.

Geislingen, heute ein freundliches Städtchen von etwa 8000 Einwohnern, war im Jahre 1763 noch fest in Ringmauern eingeschnürt und mag in diesem Gewande in dem ziemlich engen Tale, in dem es gelegen ist, besonders zur Herbst- und Winterszeit nicht gerade einladend ausgesehen haben. Tore und Wälle sind längst gefallen, aber

---

[5] Dies war Schubarts Hauptgehalt in Geislingen. Gegen 400 fl. flossen in die Tasche des pensionierten Schulmeisters Röbelen.

[6] Mitgeteilt nach Nägele: „Aus Schubarts Leben und Wirken."

die Straßenzüge und Hauptgebäude des Ortes haben sich im großen und ganzen wenig verändert. Wenn man heute von dem etwas höher gelegenen Bahnhofe der Stadt zuschreitet, erblickt man von der Brücke am ehemaligen Mühltor (zur Linken) am Ufer des heute noch bewässerten Stadtgrabens ein altes, windschiefes Gebäude, mit unregelmäßig verteilten Fenstern und überhängendem Giebeldach: Schubarts Wohnhaus. Die Hauptfront mit ihren Riegelwänden ist einem Seitengäßchen zugekehrt, das von der (einzigen) breiten Hauptstraße des Ortes abzweigt. Das Haus ist gewiß heute noch in dem gleichen Zustand wie zu Schubarts Zeiten: Ein dunkler Flur, ausgetretene Holztreppen (wahrscheinlich auch diese noch original) und über der Eingangstüre in den Türstock eingeschnitten die Jahreszahl 1634. Das Haus stand also schon 130 Jahre, als Schubart einzog. Seine Wohnung lag im zweiten (obersten) Stockwerk, nach rückwärts hinaus, und hatte Aussicht auf den bewässerten Stadtgraben, an den schon damals ein Gärtchen mit Gartenhaus grenzte, ferner auf Brücke und Straße am früheren Mühltor, weiter auf die Giebeldächer der etwas tiefer gelegenen untern Vorstadt und endlich im Hintergrund auf den Tegelberg. Dieses Haus bezog aber Schubart erst nach seiner Verheiratung. Früher wohnte er wahrscheinlich im Wirtshaus „zum weißen Roß“.

Schreiten wir die Hauptstraße weiter, so fällt uns (rechts) ein mächtiges, altertümliches Gebäude auf, mit zahlreichen Fenstern und drei stockhohen Giebelräumen. Es war zu Schubarts Zeiten das Zollhaus, in dem dazumal der Oberzoller Bühler seine Wohnung hatte und in die der neue Schuladjunkt nur etwas zu rasch Eingang fand.

Wenige Häuser weiter stand das bereits erwähnte Roßwirtshaus, ein von dem durstigen Poeten ebenfalls nicht gerade ungern besuchter Ort.

Biegen wir nun um die nächste (rechte) Ecke, so gelangen wir zur Stadtkirche. Neben dieser, doch von ihr durch einen kleinen Platz getrennt, gewahren wir ein heute sehr nett aussehendes einstöckiges Gebäude, an dessen

Ecke uns das Relief Schubarts entgegenblickt. Wir stehen vor dem alten Schulhaus (jetzt etwas umgebaut) der Stätte, an der unser Dichter sechs Jahre als Pädagoge tätig war.

Wandern wir nun zum Städtlein hinaus und sehen uns ein wenig in der Umgebung um, so müssen wir gestehen, daß dieser eher das Prädikat romantisch als idyllisch zuerkannt werden muß. Wir finden es in Anbetracht ihrer Schönheit begreiflich, daß es unser Dichter zuweilen vorzog, lieber in ihren Reizen zu schwelgen, statt in der Schule Staub zu schlucken und die Jungens zu drillen. Die Tallehnen steigen ziemlich schroff und reichlich bewaldet auf, gekrönt von den Ueberresten stattlicher Burgen. An der östlichen Talwand ragt der wohlerhaltene Oedenturm stolz empor, nicht weit von ihm dräuen die Trümmer der Burg Helfenstein herab. Ihnen gegenüber thront der sagenreiche Geiselstein, ein echter „Luginsland“, von dessen Höhen man fast alle Landstriche überschauen kann, in denen sich das Leben Schubarts, und gerade in seinen wichtigsten Momenten, abspielte. Vom Geiselstein erblickt man die Gegend von Aalen, ferner das Ulmerland und gegen Nordwesten hin die Stuttgarter Berge und in blauer Ferne den — Asperg. — Stromabwärts ergötzt sich das Auge an einem freundlichen, mit lieblichen Fluren bedeckten Talkessel. — Heutzutage bietet Geislingen selbst eher das Bild einer Dorf- denn einer Kleinstadt-Idylle. Das mag daher kommen, weil eine moderne Vorstadt außerhalb des Ortes entstanden ist, der gegenüber das alte Geislingen mit seinen behäbigen Giebelstraßen beinahe dorfartig erscheint.

Zu Schubarts Zeiten war es anders. Da machte, im Vergleich zu den umliegenden strohbedachten Dörfern, Geislingen ganz gewiß den Eindruck einer Stadt. Dazu war es eine wichtige Poststation, denn es lag an der Heeresstraße zwischen Ulm und Stuttgart. Das bedeutete für jene Zeit dasselbe, wie heute ein hervorragender Eisenbahnknotenpunkt.

Die Bewohner waren allerdings zum größten Teil Handwerker, vornehmlich Beindrechsler, aber in ihrem Fache

weit bekannt und geschätzt. Trotzdem der Ort um 1760 nur gegen 1500 Einwohner zählte, hatte er doch ein eigenes „Gericht“ mit drei Bürgermeistern. Die Spitzen und Stützen der Gesellschaft bildeten aber: ein Obervogt (stets ein Herr vom Ulmer Adel), ein Stadtarzt, ein Visierer, ein geprüfter Chirurgus, ein Oberzoller, ein Apotheker, der Stadtpfarrer, dessen Helfer (Diaconus) und endlich der Thurn- und Taxische Postverwalter. Diese amtlich angestellten Persönlichkeiten mögen sich zwar hie und da ganz gemütlich im „weißen Roß“ zusammengefunden haben, sie bildeten aber auch offiziell eine Tischgesellschaft, die sogenannte „Stubengesellschaft“, die jährlich ein Festessen auf der Ratsstube veranstaltete.

Die Witterung in der „rauhen Alb“, wie der Gebirgsstock heißt, in welchem Geislingen liegt, ist Ende Oktober zumeist schon recht unfreundlich. Graue Nebel liegen auf den Bergen und lagern zuweilen sogar in den Straßen des Städtchens. — Traurig wie das trübe Herbstwetter mag es in der Seele unseres Dichters ausgesehen haben, als er mit seinen wenigen Habseligkeiten, als blaß und schmächtig aussehender junger Mann von 24 Jahren in Geislingen einzog; und als er gar der Schulstube, der Stätte seiner künftigen Wirksamkeit, ansichtig wurde, da bemächtigte sich seiner vor allem das Gefühl des Unbehagens. „Meine Schule“ — erzählt er — „der ich vorgesetzt wurde, sah einem Stalle ähnlicher als einem Erziehungshause für Christenkinder. Ueber 100 Schüler, roh und wild wie unbändige Stiere, wurden mir auf die Seele gebunden. Ich erschrack mehr über das Unangenehme meines Amtes, als über die Schwere meiner Pflicht.“

Um dieses Unangenehme etwas zu mildern, suchte Schubart in seiner gewohnten Art Trost und Zerstreuung in Gesellschaft. In diesem schwäbischen Gebirgsnestchen gab es aber keine lustigen Brüder wie in Nördlingen und Nürnberg, noch weniger ausgelassene Studenten wie in Erlangen. Dafür gab es aber hier ganz hübsche Mädchen, und Schubart scheint zunächst einmal unter diesen Umschau gehalten zu

haben. Bei ihm heißt es tatsächlich: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen."

In der sittenstrengen Familie des Oberzollers Bühler, in welche Schubart geriet, duldete man indessen keine Liebelei. Hier hieß es Ernst machen und so sehen wir Schubart nicht viel mehr als acht Tage nach seinem Einzug in Geislingen als Bräutigam; ja hätte die Ueberlieferung recht, so wäre der erste Schritt zu seiner Verlobung schon am ersten Tage seines Dortseins geschehen. Pressel[7] erzählt diese Ueberlieferung folgendermaßen:

„Es war Flachsmarkt in Gmünd.[8] Die Weißroßwirtin Allgöwer von Geislingen besuchte ihn mit ihrer (unverheirateten) Schwester Helene Bühler. Auf dem Tanzboden spielten Musiker von Aalen auf. Und das fröhliche Mädchen sagte zu einem: „Grüßet mir auch euren Landsmann, unsern neuen Präzeptor Schubart" und hüpfte ahnungslos weiter. — Etliche Zeit war seitdem verstrichen, da traf der neue Präzeptor in Geislingen ein und sein erster Gang war zu dem Oberzoller Bühler. Schubart blieb den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend, und als es Nacht wurde, war er noch da. Ein Teil der Familie ging zu Bette, der alte Bühler nickte verschiedenemale ein, aber Schubart war noch immer da, ja, saß zuletzt wie eine Bildsäule da, stumm und regungslos. Man glaubte, er schlafe. Was war zu tun? Sollte man ihn wecken? Aber mußte ihn dies nicht beleidigen? Und wieder verstrich eine gute Weile.

Da schlug es 12 Uhr. Und mit dem Schlag richtete sich Schubart auf und sprach im Tone eines Sehers: „Herr Oberzoller, ich bekomme heute noch eine Frau. Die ist es, welche mir den Gruß aus Gmünd geschickt hat, Ihre Helene." — „Wo denken Sie hin, Herr Schubart? Ich bin ein Mann ohne Vermögen." —

[7] „Schubart in Ulm."
[8] Jedenfalls Anfangs Oktober.

— — Doch Schubart gab sich nicht zufrieden, bis ihm versprochen wurde, daß er bis zum Morgen eine Antwort haben solle. Und so ging er endlich. Der Oberzoller sprach mit dem frühesten bei dem Gevatter, dem Visierer, ein. „Gevatter," sagte der, „wenn der Schubart zu mir käme, er hätte die Wahl unter meinen drei Töchtern!" Dies wirkte. Der Oberzoller ging und gab Schubart das Jawort."

So romantisch die Erzählung teilweise auch klingen mag, als vollkommen unwahrscheinlich ist sie nicht zu bezeichnen. Aus dieser Darstellung geht vor allem hervor, daß Schubart die Tochter des Oberzollers Bühler bereits im September, als er sich zum ersten Mal in Geislingen vorstellte, kennen gelernt haben muß. Er wohnte damals jedenfalls im „weißen Roß", dessen Wirtin — wie wir hörten — eine Schwester der Helene Bühler war. Es ist daher anzunehmen, daß er während seines damaligen mehrtägigen Aufenthaltes in Geislingen bereits in der Bühler'schen Familie freundschaftlich verkehrt und auch auf Helene Eindruck gemacht hatte, da ihn das Mädchen grüßen läßt. — Tatsächlich hat die Verlobung unglaublich rasch stattgefunden. Das beweist folgende, von Geislingen (den 6. November 1763) datierte Anzeige an die Eltern in Aalen:

Geliebteste Eltern!

Ganz unvermutet habe ich mich gestern zum heiraten entschlossen (!) und nun schicke ich einen Extraboten (!) um den Konsens der lieben Eltern einzuholen. Es ist die jüngste Tochter des hiesigen Herrn Oberzollers mit Namen Helene Bühlerin, eine geschickte und tugendhafte Jungfer, 19 Jahre alt, nicht allzureich, aber von einer Familie, die mein Glück auf die Zukunft vergrößern kann. Der hiesige Herr Stadtschreiber ist des Herrn Oberzollers Bruder, ein Mann, von dem meine Besoldung abhängt und von vielem Gewicht. — Auf den Sonntag oder acht Tage darauf werde ich meine erste Predigt tun, weil ich die Freiheit zu predigen von Ulm aus erhalten habe. Der alte Röbelen liegt so krank darnieder, daß er wohl schwerlich

mehr acht Tage leben wird. (!) In so wichtigen und interessanten Umständen meines Lebens befehle ich meine Wege Gott, er wird's wohl machen. Daneben bitte ich um den Beistand meiner Eltern, den ich aber unverzüglich erwarte. Ich befehle mich Ihrer Liebe und bin der lieben Eltern gehorsamster Sohn

Christian.

In der Tat eine Verlobungsanzeige im Sturm- und Drangstil, aber gleichzeitig nicht ohne Politik! Er weist darauf hin, daß er sich durch diese Heirat Protektion erwerben könne. Er betont, um das Vertrauen der Eltern zu erwecken, daß er die Erlaubnis zum Predigen erhalten habe. Endlich spekuliert er gar auf das Ableben des Schulmeisters! Der alte Röbelen tat aber Schubart diesen Gefallen nicht und starb erst 1770, bald nach Schubarts Uebersiedlung nach Ludwigsburg.

Man könnte nun dieses eilige Verlöbnis bei Schubart begreiflich finden, umsomehr, als er Helene Bühler bereits bei seinem ersten Aufenthalte in Geislingen kennen gelernt hatte. Aber ein Umstand tritt hinzu, der uns seine Natur — wie so oft — als eine im hohen Grade „problematische" erkennen läßt. Wir wissen, daß Schubart in Aalen ein Mädchen liebte, daß aber dessen Eltern in eine Verbindung ihrer Tochter mit dem jungen Sausewind nicht willigen wollten. Später schildert Schubart seinen Abgang von Aalen in einem Gedicht[9] folgendermaßen:

Als ich einmal als Pädagog
im schwarzen Rock aus Aalen zog,
wie war ich da betrübt!
Kathrinchen hing an meinem Pferd.
Wir weinten laut. Sie war mir wert,
Und ich von ihr geliebt.
Doch ach, ein böser Genius

[9] Ein Familienstück. (Reliquie von Schubart 1775.) Aus „Chronologen, ein periodisches Werk von Weckherlin", Band XI. Frankfurt und Leipzig 1781.

entzog mich grausam ihrem Kuß;
Kathrinchen ward nicht mein.
Ha, nur Pistolen fehlten mir;
sonst, Werther, würd ich jetzt bei dir
im Tal Ben Hinnom sein.

Wer ist imstande, dieser Wertherstimmung Schubarts bei seinem Abschied von Aalen mit den Ereignissen bei seiner Ankunft in Geislingen in Einklang zu bringen? Nur zwei Fälle sind möglich. Entweder hat Schubart das Aalener Kathrinchen nicht wahrhaft geliebt; er sagt auch bloß ziemlich kühl: „sie war mir wert." Oder er hat sie geliebt, sah aber seine Liebe (des Verhaltens der Eltern des Mädchens wegen) für eine hoffnungslose an und wollte nun, im „Sturm und Drang" Ersatz bei einer andern suchen, gleichzeitig aber auch im jugendlichen Trotz diesen hochmütigen Eltern beweisen, daß sich andere Familien förmlich um ihn reißen.

Nicht viel mehr als zwei Monate war Schubart verlobt. Am 29. Dezember 1763 ladet er seinen Schwager Böckh zur bevorstehenden Trauung ein, welche am 10. Jänner 1764, drei Tage vor dem zwanzigsten Geburtstage Helenens, in der Stadtkirche zu Geislingen vollzogen wurde.

Der Dichter schildert *später* seine Frau in liebevoller Weise. Dabei nennt er seine Heirat eine „Verbindung des Sturmes mit der Stille". Man darf sich aber keineswegs vorstellen, daß Helene schon in Geislingen jene *guten* Eigenschaften zeigte, die Schubart später an ihr rühmt und daß sie ihren Gatten sofort verstand und seine Fähigkeiten zu würdigen, auf sein eigenartiges Wesen einzugehen wußte. Daß solches erst nach und nach eintrat, werden wir bald nicht nur aus der Schilderung der häuslichen Verhältnisse Schubarts in Geislingen erfahren, sondern dies geht auch klar aus der Charakteristik Ludwig Schubarts (des Sohnes des Dichters) hervor, welche dieser von seiner Mutter gibt.

> „Alle Anlagen und Kräfte ihres Geistes und Herzens waren durch die Verbindung mit diesem Manne gleichsam mit Gewalt hervorgetrieben

worden, und es stund wenige Jahre an, so übertraf sie ihre Brüder und Schwestern dergestalt an Geistesbildung, daß sie sie in allen ihren Angelegenheiten als ein Orakel zu Rate zogen. Allmählich lernte sie den schweren, wildfreien Charakter ihres Mannes so ganz kennen und zähmen, daß sie alles aus ihm herausbringen, immer allein den rechten Zeit-



Schubarts Frau Helene geb. Bühler.

punkt zu treffen und ihn unvermerkt an Zielpunkte zu führen wußte, die ihn selbst überraschten und ihm eine Lobrede ihres so oft verschmähten Verstandes abnötigten. Ohne sie und ihre kluge Haushaltung wäre er mehr als einmal in die äußerste Verlegenheit geraten und hätte wahrscheinlich den Knoten nur durch einen Streich der Verzweiflung gelöst."

Wenn Schubart seine Ehe als eine Verbindung des Sturmes mit der Stille bezeichnet, so könnte er seinen Eintritt in die Familie seiner Frau eine Verbindung der Genialität mit der Nüchternheit nennen. Während seines Bräutigamstandes und zu Beginn seiner Ehe mag sich

Schubart noch „ganz wohlverhalten“ haben. Hier half ihm noch die Liebe alle Schwierigkeiten überwinden und machte ihn die Gegensätze übersehen. Alsbald stiegen aber an seinem häuslichen Himmel dunkle Wolken auf. Es blitzte, donnerte und endlich schlug es ein!

Schon von Aalen her ging Schubart kein besonders guter Ruf voran. Man erzählte sich dort allerhand Stücklein, die der junge Studiosus während seiner Hochschulzeit ausgeführt hatte und auch während der drei im Vaterhause verträumten Jahre hatte er es hie und da nicht an allerlei Seitensprüngen fehlen lassen. Diese Erzählungen drangen auch bis in die Beratungsstube des Religionsamtes in Ulm; allein der Obervogt Baldinger, der Schubart wohlgesinnt war, berichtete günstig über ihn, und so erhielt er die Schuladjunktenstelle in Geislingen.

Bald aber wird ihm weniger sein Amt als sein häusliches Leben sauer. Schon einige Monate nach seinem Dienstantritt und seiner Verheiratung beginnt er in seinen Briefen über seine Existenz zu klagen. Im Juni 1764 stellt er sich brieflich Wieland folgendermaßen vor: „Denken Sie sich einen Menschen, der, nachdem er einige Jahre auf Schulen und Akademien herumstreift, sich einen Candidaten der Theologie nannte, der wider alles Vermuten der hiesigen Schule als Lehrer und zugleich als Direktor der Musik vorgesetzt wurde, einen jungen Menschen, der noch wenig Erfahrung hat, und unter Leuten lebt, wovon er den besten mit Zurückhaltung trauen darf.“

Im September desselben Jahres wird der Klageton noch heftiger. Da heißt es in einem Schreiben an Haug: „Fragen Sie nicht wie ich mich befinde. Elend von undankbaren Arbeiten darniedergedrückt, kaum noch das Gerippe eines Liebhabers der Künste und Wissenschaften, von Freunden und Feinden verfolgt, unter dem Schutte der allerniedrigsten Verrichtungen, öfters im Kampfe mit Dürftigkeit und Gram.“

Im Dezember 1764 führt er zum ersten Male einem Freunde aus Ulm gegenüber Klage über seine Frau.

In diesem Schreiben schüttet er sein ganzes Herz aus! — „Ein Mensch, der eine Frau hat, die zugleich seine Magd ist[10]; der unter liederlichen Arbeiten keucht, der vor dem Sarge einer alten Spitalfrau mit 8 geflickten Mänteln wie unsinnig ein Totenlied schreien muß[11]; der unter hundert und zwanzig Tartaren[12], mit der Knute in der Hand, 12 Stunden des Tages umherwandeln muß, der endlich an des Herrn Ruhetag mit 9 Furien, die anstatt brennender Fakeln Fidelbögen tragen, gemartert wird[13]; der die heiligen Christfeiertage mit 42 Eseln und einem Maultier, das auf lateinisch Cantor heißt, von Haus zu Haus betteln gehen muß[14]; der mit allen diesen tödtenden Verrichtungen nicht sich selbst, sondern einem alten ausgedienten Schulmeister den Branntwein ins Haus schaffen muß; der endlich um den Kelch des Elends und der Niedrigkeit bis auf die Hefe auszusaufen, keinen Freund um sich hat, dem er seinen Jammer klagen kann."

Zwei Lichtblicke fallen in dieses qualvolle Dasein. Am 7. Februar 1765 wird Schubart durch die Geburt des ersten Sohnes[15] beglückt, den er nach dem Taufpaten Häckhel in Ulm,[16] an den auch der zuletzt zitierte Brief gerichtet war,

---

[10] Ich fasse dies als Anklage auf. Schubart will offenbar sagen, daß er von seiner Frau kein Verständnis für seine geistige Tätigkeit erwarten dürfe.

[11] Uebertreibende Schilderung des sogenannten Parentierens bei Begräbnissen.

[12] Damit sind die Schüler gemeint.

[13] Wahrscheinlich erteilte er Sonntags Violinunterricht.

[14] Gemeint ist das sogenannte Kurrendesingen. Der Kantor und der Schulmeister des Ortes gingen mit etlichen Sängerknaben in den Weihnachtsfeiertagen von Haus zu Haus, trugen einen Choral vor und bekamen hiefür ein Almosen. Diesen Brauch, den auch Luther in seiner Jugend mitmachte, ist nunmehr fast gänzlich verschwunden.

[15] Ein zweites in Geislingen geborenes Söhnlein starb wenige Wochen alt.

[16] Häckhel erwies sich stets als Freund und Wohltäter Schubarts. Er war 1731 in Ulm geboren, hatte von 1751 an in Erlangen und in Jena studiert, ward 1755 Rechtskonsulent und 1767 Stadtammann, dann Gerichtspräses, Kreisdeputierter und Scholarch in Ulm, wo er 1775 starb. Schubart widmete ihm in der „Deutschen Chronik" einen warmen Nachruf.

Ludwig Albrecht nennt; ferner trifft Schubarts Bruder Jakob in Geislingen ein, um sich hier durch Privatlektionen sein Brot zu verdienen. Allein gerade dieser Bruderbesuch scheint das Gewitter zum Ausbruche gebracht zu haben. Am 4. März 1765 (also kaum einen Monat, nachdem er Großvater geworden war!) reicht der alte Bühler beim Obervogt ein Klageschreiben gegen seinen Schwiegersohn und dessen Bruder ein, in dem er sich darüber beschwert, was sein Schwiegersohn für eine „unanständige, niederträchtige, Aergerlich verschwenderisch, vor Gott und Der Welt ohn Verantwortliche Lebens Art und Würtschaft führet.“ Nun wird Schubart von seinem Schwiegervater vorgeworfen, daß er täglich Braten, Fleisch (!) und andere gute Bissen nebst Thee und Kaffee (!) genieße, immerzu Tabak und darunter auch Knaster rauche, den Bierkrug stets vor sich stehen habe, in zweifelhafter Gesellschaft verkehre und mit Hintansetzung seiner Schulgeschäfte da und dort Einkehr mache. Ferner beherberge er Leute, gegen Ausstellung von Schuldbriefen, berausche sich bei jeder Gelegenheit, mache Schulden durch unnötigen Büchereinkauf (! !), trinke den zur Kräftigung seiner Frau bestimmten Wein selber aus, und habe, was allgemein bekannt sei, das Laster, von seinen Nebenmenschen übel zu reden und gar zu lügen. Seine Frau, die sich ohne Magd behilft, habe er einige Tage vor ihrer Niederkunft derart „traktieret“, daß sie blaue Augen ins Kindsbett brachte. Zwei Tage vor der Geburt des Sohnes Ludwig sei aber Schubart auf Veranlassung seines Bruders nach Kuchen[17] gefahren, habe dann bei der Rückfahrt „durch die Ortschaft gejohlet“ und bei der Heimkunft sein Weib nebst seiner Schwägerin zum Hause hinausgejagt, der letzteren Beulen geschlagen und sogar zum Zeichen seiner Tollheit einen Spinnrocken in den Stadtgraben hinausgeworfen.

(Die Geislinger Tradition weiß sogar hinzuzufügen, daß dieser Spinnrocken über Nacht eingefroren wäre und noch mehrere Tage im Eise sichtbar gewesen sei.)

[17] Ortschaft bei Geislingen.

Besonders unehrbietig benehme sich Schubart gegen ihn, den Kläger, und seine Tochter, die von dem Bruder des Präzeptors ebenfalls nicht mit gebührendem Respekt behandelt werde. Der Bruder Jakob falle überhaupt dem Ehepaar Schubart nur zur Last, verleite Christian zu allem Bösen und sei ebenso wollüstig wie dieser. Der alte Bühler bittet endlich, daß man Jakob Schubart nach Aalen weisen, seinem Schwiegersohn Christian Schubart aber eine Maßregelung zuteil werden lassen möge. Die Klageschrift schließt mit den scheußlichsten Phrasen und der folgenden, damals übrigens üblichen Hundedemutsbezeugung: „Ich aber werde mit unterthänigem Danck, unter Submissester Veneration ersterben

Euer Wohlgebohrn und Gnaden
meinen gnädig hochgebietenden Herrn,
unterthänig gehorsamster Knecht
Johann Georg Bühler
Zoller."

Wir haben nun beide Teile vernommen und werden trachten, darüber ein Urteil zu gewinnen, inwieweit diese wider Schubart erhobenen Klagen berechtigt waren.

Christian hatte, als er nach Geislingen kam, eine ziemlich wilde Universitätszeit hinter sich, sowie drei Jahre ungebundenen Lebens im Elternhause. In Aalen hatte er besondere Freiheit hinsichtlich der Wahl seiner Studien und des Betreibens seiner Künste genossen. Er konnte dort musizieren, dichten und studieren nach Herzenslust und fand bei seinen Brüdern und seinem theologisch und musikalisch gebildeten Vater gewiß Verständnis für seine Bestrebungen auf schöngeistigem Gebiete.

Dieser aufgeweckte junge Mensch, der also ein leicht erregbares und für jede Anerkennung dankbares Dichterherz besitzt, einen starken Drang nach Gelehrsamkeit bekundet und mit besonderer Liebe an der Tonkunst hängt, wird nun in ein Nest in der schwäbischen Alb verschlagen und gerät dort überdies noch in eine Familie, deren geistiger Horizont nicht viel über die Ringmauern des Städtleins hinausgeht, deren Gespräche sich lediglich um häusliche oder Berufstätigkeit oder

das Befinden der lieben Nachbarn drehen, und was es Neues gibt im Orte, oder höchstens noch eine Meile im Umkreis. Ich glaube, es muß jedem einleuchten, daß sich Schubart, nachdem der erste Rausch der Liebe verflogen war, in dieser Umgebung nicht glücklich fühlen konnte, umsoweniger, als auch — wie aus mehreren Briefen deutlich hervorgeht — seine Frau sich anfangs vollständig von ihren Verwandten beeinflussen ließ und Schubart keinerlei Verständnis für seine geistigen Bestrebungen entgegenbrachte. — Dazu kam noch Schubarts Ueberbürdung im Dienste, in diesem wieder Verrichtungen, die er für den Grad seiner Bildung als geradezu demütigend empfand, wie beispielsweise das Parentieren, das Kurrendesingen, die „Weinverehrung“ bei Honoratiorentafeln und ähnliches. Was blieb also unserm jungen Dichter im Dienst-, Ehe- und Verwandtenjoche anderes übrig, als Zerstreuung und Erholung außerhalb seiner Umgebung zu suchen? Seine Frau und deren Angehörige standen geistig tief unter ihm. Den Gesichtskreis dieser Leute zu erweitern, dürfte, falls Schubart auch den Versuch hiezu gemacht haben sollte, eher nur dazu beigetragen haben, das Verhältnis zur Bühler'schen Familie zu verschlimmern. Aeltere Leute — und gar Honoratioren einer Kleinstadt! — lassen sich nicht gern hofmeistern und am allerwenigsten von einem 25jährigen Menschen, der in der Stadt eine so niedere Würde bekleidet, daß er sich's förmlich zur Ehre anrechnen muß, mit jenen Honoratioren, deren Aemter und Würden ich vorhin nicht umsonst alle namhaft gemacht habe, verkehren zu dürfen.

Schubart sucht nun zunächst seine Erholung in einem Briefwechsel mit seinen literarischen Freunden. Was aber soll er einem Böckh, einem Haug, einem Wieland schreiben? Geislinger Klatschgeschichten? Für solch eine Korrespondenz würden sich die Genannten bedankt haben! Er muß sich also zunächst in der Literatur umsehen, um Stoff für einen Ideenaustausch zu finden. Er muß neue literarische Bekanntschaften anknüpfen. Dazu ist aber die Beschaffung von Zeitschriften, die Erwerbung neuer Bücher nötig.

Dieses Treiben betrachtet die Bühler'sche Familie mit Mißtrauen, weil die Sache Geld kostet. Der Schwiegersohn ist in den Augen dieser Leute ein exzentrischer Bursche, der noch überdies seine kärgliche Besoldung für so unnützes Zeug wie Bücher hinauswirft. Die Familie Bühler fühlt sich vernachlässigt, beleidigt. Der alte Zoller, als das Oberhaupt, beginnt zu nörgeln. Er rechnet dem Schwiegersohn sogar dasjenige als Sünde an, was dieser als Tugend erachtet: den Bildungsdrang. Also auch sein ernstes Streben wird nicht anerkannt; auch seine Bücher, seine Korrespondenz wird ihm verübelt. Seine leichtsinnige Natur gewinnt jetzt die Oberhand und anstatt in seinen wenigen freien Stunden bei den Büchern zu sitzen, geht er spazieren und kehrt da und dort in einem Wirtshaus ein. Das Beispiel des Aalener Präzeptors Rieder wirkt! Der Wein löst Schubart die Zunge und einmal am Wirtstisch sitzend, ist er nicht so leicht fortzubringen. Er wird immer gesprächiger und läßt seinen Gefühlen und wohl auch seiner Phantasie freien Lauf. Da bildet sich nun alsbald ein Kreis um den jungen Schwätzer. Man lauscht seinen Erzählungen aus der lustigen Studentenzeit, seinen renommistischen Redereien; endlich wird der weinselige junge Mann immer unvorsichtiger und berührt nun auch seine gegenwärtige Lage. Aufrichtig und undiplomatisch wie er ist, flickt er seinen Geislinger Verwandten eins am Zeug, läßt manches Witzwort, manch übertreibende Schilderungen seiner Vorgesetzten, vielleicht auch der Geislinger Honoratioren vernehmen. Ein Beispiel dieser Art haben wir in dem oben wiedergegebenen Brief kennen gelernt. Und wie er schreibt, so spricht er und bedenkt nicht, daß diese Leute, die da lauschend um ihn hersitzen, keine Böckhs und Haugs sind, die diese Mitteilungen als vertrauliche betrachten. „Ohrenbläser schlimme Musikanten!“ Es brauchte nur ein biederer Geislinger in der Wirtsstube anwesend gewesen zu sein, dessen Söhnlein der Präzeptor einmal etwas unsanft angefaßt hatte, und die Gelegenheit zur Rache für die Beschimpfung war gekommen. Dem alten Zoller wird sein Schwiegersohn in den schwärzesten Farben geschildert. Bühler stellt den vielleicht eben aus dem

Wirtshaus kommenden Schubart zur Rede. Dieser wird aufgebracht und bei aller Gutmütigkeit von jeher zum Jähzorn neigend, repliziert er tumultuarisch, handgreiflich. „Wenn ihm etwas in die Quere kam,“ erzählt später Schubarts Sohn, „so fuhr er fürchterlich auf, und es stand gewiß nicht lange an, so war irgend etwas zu Trümmern geschlagen.“ Ein Erbstück von seinem Vater! Vom alten Bühler war es nun nicht zu verlangen, daß er hätte wissen sollen, daß gerade sehr gutmütige, offenherzige Menschen oft des ärgsten Jähzornes fähig sind. Er sieht daher in Schubart nur einen Wüterich, er hält ihn für einen teuflischen Bösewicht. Der ebenfalls höchst cholerisch veranlagte Bruder Jakob verschärft noch die Situation, und so kommt endlich das Gewitter zum Ausbruch und entladet sich über Schubarts Haupt in Form einer behördlichen Anklage seitens des eigenen Schwiegervaters.

Die Schuld liegt — wie man sieht — auf beiden Seiten. Wir stehen hier vor dem uralten Kampf zwischen pedantischer und genialer Lebensauffassung, oder — wenn man in diesem Falle so sprechen darf — zwischen Philistertum und Genie. Die Schuld beider Teile liegt aber *in den äußersten Konsequenzen* dieses Streites. Schubarts Schuld ist der Jähzorn. Er ließ sich in der Erregung und wohl auch in der Weinlaune zu Tätlichkeiten gegen seine vom alten Autoritätsglauben verblendete Frau hinreißen, der alte Bühler verfaßte eine öffentliche Klageschrift gegen den eigenen Schwiegersohn. Beide Teile gingen zu weit! Aber jedenfalls sind die augenblicklichen Wutausbrüche des *sich unverstanden fühlenden* Dichters begreiflicher und verzeihlicher, als das *berechnende* Vorgehen des alten Zollers; denn diese blieben denn doch nur „häusliche Szenen“, wogegen die Bittschrift Bühlers die ganze Angelegenheit an die große Glocke hing. Die Sache scheint übrigens vom Obervogt Baldinger, an den das Klageschreiben gerichtet war, in taktvoller Weise erledigt worden zu sein, nämlich durch einen Verweis an Schubart unter vier Augen.

Hatte mit der Eingabe der Bittschrift des alten Bühler der Konflikt zwischen ihm und seinem Tochtermann einen dramatischen Höhepunkt erreicht, so hielt die Gespanntheit zwischen beiden aber während der ganzen Dauer von Schubarts Aufenthalt in Geislingen in mehr oder minder hohem Grade an. Ein Jahr nach Bühlers Klage schreibt der Dichter an Böckh, der ihn eingeladen hatte, über Ostern zu ihm nach Eßlingen zu kommen:

> „Ich darf nicht! — Das können Sie nicht begreifen? So denken Sie einen 1000fältigen Sklaven, den Sklaven seines Weibes und seines Schwähers, den Sklaven zweier tyrannischer Pfaffen und einer ganzen Schar von Hohepriestern und Schriftgelehrten, den Sklaven eines hochwohlgebornen HE. Obervogts[18] und seiner 12 Landsknechte . . . . Im Ernst, Herr Schwager, habe ich jemals gewünscht, mündlich mit Ihnen zu reden, so ist es jetzo. Jetzo, wo meine Geschäfte immer drückender, und mein Einkommen immer schlechter wird; jetzo, wo die Wut der Pfaffen mich von der Kanzel verdrängt und jetzo, wo ich ein Ball in den Händen der dümmsten (!) Verwandten bin, die ihn nach Belieben von einer Seite auf die andere schmeißen. Mein ganzer Charakter verändert sich! Menschenfreundlichkeit wird verfluchender Menschenhaß, Liebe zum Leben ein Wunsch des Todes, die Freude der Musen ekler Gram, jeden Scherz wischt die bleierne Hand der Traurigkeit aus der Seele weg und die Melancholie sinkt dicker als ägyptische Finsternis auf meinen Geist herab."

Ich bin sehr zur Annahme geneigt, daß Schubarts später oft zutage tretende Neigung zur Hypochondrie und Melancholie, wozu er allerdings schon als Jüngling Anlagen

[18] Die Klage wider diesen scheint mir nicht ganz berechtigt; eher die folgende gegen die „Landsknechte", die Beiräte des Religionsamtes in Ulm.

zeigte (Siehe das Gedicht: „An Böckh") durch die Behandlung, die ihm in Geislingen seitens seiner Verwandten zuteil wurde, die stärkste Nahrung fand. Die Klagen über seinen Schwiegervater und dessen Sippe werden oft sehr scharf. So schreibt er, 2½ Jahre nach der Bühler'schen Denunziation, an Böckh:

> „Ich habe keinen Freund, keinen Rat, keinen Umgang, keine Freude, und bin dagegen mit Auflauerern, mit List, Haß und Verfolgung umgeben. Der Geist der Vertraulichkeit ist aus meinem Hause gewichen und ich muß, wider meine Neigung, falsch sein. Mein Weib .... haust mit ihren Eltern, die, so lange ich in der Schule bin, in mein Haus stürmen, wider mich konspirieren, meine Briefe erbrechen, Bücher, von welchen sie vermuten, daß sie noch nicht bezahlt sind, wieder fortschicken, meine Buchhändler und Buchbinder warnen, mir keinen Kreuzer zu kreditieren, meine sauer verdienten Gelder selbsten einnehmen (!) und damit schalten und walten wie sie mögen!"

Man kann sich kaum ein düstereres Familiengemälde denken! Und dieser Jammer in den Briefen Schubarts aus Geislingen über den Despotismus der Zoller'schen Familie verstummt nie ganz. Vor seiner Abreise nach Ludwigsburg kam es aber nochmals zu einem gewaltigen Zusammenstoß mit dem Schwiegervater, über den wir später noch genaueres erfahren werden. In den letzten drei Jahren seines Aufenthaltes in Geislingen scheint indessen Schubart, des ewigen Streitens müde, sich in das Unvermeidliche fügen gelernt zu haben. Wir finden es aber sehr begreiflich, wenn er endlich mit aller Macht von Geislingen fortzukommen trachtete. —

Außer mit seinem Schwiegervater lag unser Dichter auch noch mit anderen Persönlichkeiten in fortwährender Fehde. „Es ist merkwürdig", meint Nägele, „daß der Theolog Schubart sein ganzes Leben hindurch sich nie mit der Geistlichkeit vertragen wollte". Ich glaube, die Merkwürdigkeit ist nicht allzu groß, da eben Schubart vom Hause aus zu einem Beruf bestimmt worden war, der sowohl mit seinem

Naturell, als auch mit seiner Geistesrichtung am allerwenigsten harmonierte.

Seine beiden Vorgesetzten in Geislingen, der Pfarrer und der Helfer, machten ihm besonders viel zu schaffen. Die beiden waren beschränkte Pedanten, die das genialische Wesen Schubarts absolut nicht begreifen konnten und schon jedes kleine „Ueber die Schnur hauen“ als ein Verbrechen ansahen, das anderen zum Aergernis gereicht und Unfrieden in der stillen Gemeinde stiftet. Wer kann mit Bestimmtheit entscheiden, ob nicht auch die Ortsgeistlichkeit ihr Scherflein dazu beitrug, daß der alte Bühler die Klageschrift gegen seinen Schwiegersohn einreichte?[19] So erklärt sich auch der „gewisse innere Widerwillen“, den später der Journalist Schubart gegen Pfaffen und Pfaffenknechte empfand. Seine Pfeile waren aber nachher nicht gegen einzelne Personen gerichtet, sondern gegen den ganzen Stand. Er sah in diesen schwarzen Röcken Dunkelmänner, Kulturfeinde, Leute, die die Bildung des Volkes hintanhalten, oder wenn nicht das, so doch in falsche Bahnen leiten wollen. Wenn er in der „Deutschen Chronik“ derartige Ansichten zum Ausdruck bringt, so mögen die Geislinger Erfahrungen mit seinen damaligen Vorgesetzten den Grund dazu gelegt haben. Im katholischen Bayern lernte er dann freilich noch ganz andere Exemplare von Zeloten unter der r ö m i s c h e n Geistlichkeit kennen. — In seinen Geislinger Briefen erwähnt er die

[19] In einigen Kritiken meines im Jahre 1902 erschienenen Schauspieles „Christian Schubart“ wurde mir zum Vorwurfe gemacht daß ich darin eine antiklerikale Gesinnung bekunde und der Geistlichkeit mit einer gewissen Gehässigkeit Handlungen unterschiebe, die sie sich Schubart gegenüber nie zu Schulden kommen ließ. Die betreffenden Kritiker zeihen mich also der Lüge und sind der Meinung, die Geistlichkeit habe sich blutwenig um Schubart bekümmert. Damit man nun nicht vielleicht glaubt, ich „erdichte“ auch Dinge in einer ernst gemeinten Biographie, lasse ich eine Stelle aus einem Protokoll des Religionsamtes in Ulm wörtlich hier folgen: „deswegen man beraits an die Herren Geistlichen zu Geißlingen geschrieben, und ihnen befohlen, auf sein (Schubarts) Thun und Lassen wohl acht zu geben, und den mindesten excess nicht zu verschweigen.“ (Siehe Nägele; „Aus Schubarts Leben und Wirken“ Seite 228 Zeilen 8 bis 11 von oben. „Aus den Protokollen des Gerichts in Geislingen.“

beiden Ortsgeistlichen sehr häufig und wirft ihnen die schlimmsten Dinge vor, wie Herrschsucht, Neid, Heuchelei, Zelotismus. Da ist es nun kein Wunder, wenn Schubarts satirisches Talent Nahrung findet und der Dichter in seiner Sorglosigkeit seiner tollen Laune die Zügel schießen läßt, sich hiedurch aber seine Lage keineswegs verbessert. Eine Unzahl Anekdoten über Schubart und die Geislinger „Baalspfaffen", wie er sie einmal bezeichnet, waren im Umlauf. Nur einige seien hier mitgeteilt, zum mindesten als Proben von Stücklein, die man Schubart wenigstens zutraute.

Einer der Geistlichen erteilte Schubart in der Schule einmal einen Verweis und schloß mit den Worten: „Es ist schon recht." Nach Abgang des würdigen Herrn hielt Schubart mit seinen Schülern eine Stilübung und begann mit folgendem Verslein:

„Es ist schon recht; es ist schon recht,
Also sprach der Pfaffenknecht."

Ziemlich stark und daher etwas unwahrscheinlich klingt folgende Anekdote: Schubart wurde von einem der Geistlichen gebeten, über den Hauptmann von Kapernaum etwas aus dem Stegreif zum besten zu geben. Der kecke Schuladjunkt besann sich nicht lang und deklamierte:

„Du Hauptmann von Kapernaum,
Schlag diesen Pfaffen lahm und krumm,
Und schlägst du ihm die Rippen ein,
So sollst du Oberstleutnant sein."

Einmal hatte ihn ein Geistlicher aufgefordert, für die Kirche einen Singchor zu bilden und diesen zum ersten Mal mit einer eigenen Komposition auf irgend einen selbstgewählten religiösen Text der Gemeinde vorzustellen. Schubart kam den Wünschen seines Vorgesetzten nach und wählte für die Eröffnungskantate die Worte: „Wir können nichts wider den Herrn." In der Komposition ließ nun Schubart die ersten Worte des Satzes fortwährend wiederholen und fügte die übrigen erst am Schlusse des Chorstückes bei. Und so

tönte es denn zum Gaudium der Andächtigen, das sie leider nur nicht laut äußern durften, minutenlang vom Kirchenchor herab: „Wir können nichts! Wir können nichts! Wir können nichts!" — — —

Oben habe ich gesagt, daß sich Schubart nach und nach in das Unvermeidliche seiner Lage fügen lernte. Dies gelang ihm nur dadurch, daß er sich Zerstreuungen und Beschäftigungen ernster Art zu beschaffen suchte. Daß er, trotz der Schikanen der Zoller'schen Familie, seine Bibliothek zu vervollkommnen bemüht ist, daß er sich allerlei Zeitschriften hält, wurde bereits angedeutet. Nun beginnt er in seinen Briefen über seine Lesefrüchte zu berichten, ja ganze Abhandlungen zu schreiben. Einige dieser Briefe an Haug oder Böckh lesen sich wie Kompendien der damaligen neuesten Literatur, und wir bekommen vor Schubarts Lesefleiß alle Achtung. Neben den zeitgenössischen studiert er aber auch die römischen und griechischen Schriftsteller, betreibt sogar geschichtliche Studien, liest Tacitus, Thucydides, Xenophon u. a., die ihn die Geschichte schätzen und sein „Vaterland beklagen lernen, das damals an guten Geschichtsschreibern noch so arm war."

Es ist für sein literarisches Ehrgefühl einerseits und seine literarische Bescheidenheit andererseits bezeichnend, daß er es erst dann wagte, sich mit einem Briefe an einen berühmten Dichter zu wenden, als er sich genügend sattelfest in der alten und neuen Literatur glaubt. Am 11. Juni 1764 schreibt er zum ersten Mal an Wieland, der damals noch in Biberach als Stadtbeamter lebte. Er naht sich dem nur um wenige Jahre ältern, aber bereits in ganz Deutschland bekannten Poeten, auf den er übrigens schon durch Rektor Thilo in Nördlingen aufmerksam gemacht worden war, im Tone der höchsten Ehrerbietigkeit. Er rühmt in diesem ersten Schreiben an Wieland diesen (neben Klopstock) zunächst als religiösen Dichter gegenüber den anderen Lyrikern, einem Gleim, Gerstenberg, Weiße und dem Franzosen Gresset, und schildert in der überschwänglichsten Weise das Entzücken, das ihn bei der Lektüre Wielandscher Dichtungen ergriffen habe. Von der zeitgenössischen Literatur

heißt es dann: „Wenn ich meinen Rührungen trauen darf, so vermute ich wirklich, daß wir jetzo in der Zeit des guten Geschmackes leben“; nur beklagt er, daß gerade einige große Geister[20] nicht volkstümlich genug schreiben. Ja, er glaubt sogar, daß jetzt für die deutsche Literatur dieselbe Zeit angebrochen sei, wie in Frankreich unter Ludwig XIV. für die französische, also „das goldene Zeitalter“. Von den Schwaben aber weiß er nichts Gutes zu melden. „Ich mache mir in Gedanken eine Landkarte über Schwaben und sehe die Gegenden des schönen Geschmackes wüste, verwildert und unangebaut. Die wenigen Kolonisten verlieren sich nach und nach aus unseren Gegenden, und lassen einem Wieland und etwa noch einem Gemmingen die Ehre, den sinkenden Ruhm der Schwaben als Atlante zu tragen.“ Indem er sich noch „die Kühnheit“ herausnimmt, sich nach Wielands Shakespeare-Uebersetzung zu erkundigen und die bereits weiter oben wiedergegebene kleine Jeremiade über seine dermaligen Verhältnisse einfließen läßt, schließt er: „Ich wäre glücklich, wenn Sie mir Dero Beifall schenken wollten; und es ist gewiß mehr als ein Kompliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung verharre

Euer hochedelgeboren gehorsamster Diener
Schubart.“

Da unser Dichter diesem Briefe keinerlei Erzeugnisse seiner eigenen Muse beigelegt hatte, so sieht es fast so aus, als wäre dieses Schreiben nur zu dem Zwecke verfaßt, um von Wieland ein Urteil zu erlangen, wie diesem der Stil dieser „Abhandlung“ gefallen habe. Es gewinnt den Anschein, als wünsche Schubart zu erfahren, ob er „die Wissenschaft des Briefschreibens“ verstehe[21] und literarisches Urteil besitze. So wäre man zu der Annahme berechtigt, Schubart habe seinen künftigen eigentlichen Beruf förmlich vorausgeahnt und habe schon in der Geislinger Zeit mehr

[20] Hier sind wahrscheinlich Abbt und Lessing gemeint.

[21] Wie wir sehen werden, übte er mit seinen Schülern diese „Wissenschaft“ tatsächlich.

oder weniger bewußt den Versuch gemacht, sich zum Kritiker und Journalisten heranzubilden. Seine Mitarbeiterschaft an einer Zeitschrift, der er bald darauf mit ziemlichem Eifer oblag, kann mich in dieser Annahme nur bestärken.

Schon acht Tage nach Absendung des Briefes wurde unser Dichter durch eine Antwort Wielands erfreut, in der er von dem berühmten Manne schwarz auf weiß die Versicherung erhielt, daß sein Brief „eine sehr geistreiche und elegante Zuschrift“ sei. Aber den Zustand der Wissenschaft in Deutschland, sowie Wielands eigene Leistungen sehe Schubart in zu rosigem Licht. Wieland meint, es sei verwegen „von diesem Mischmasch größerer und kleinerer, an Verfassung, Religion, Sitte und Lebensart so sehr verschiedener und meistens noch unter dem Joche der Barbarei darniedergedrückter Völker und Völkchen, welche zusammen die deutsche Nation ausmachen“, zu glauben, daß sie in Hinsicht des Geschmacks und der schönen Literatur sogar noch weiter seien, als die Franzosen in dem Jahrhundert Ludwig XIV. Auch Schubarts Freund Haug[22] bekommt einen Klaps! „Herr ......, welcher Ihr Freund ist, hat den Schwaben auf eine Art geschmeichelt, die den Schwaben und ihm wenig Ehre macht.“ Bescheiden möchte Wieland seine eigenen Werke nicht sehr hochstellen und bittet daher, künftig alle Komplimente wegzulassen. In der Korrespondenz werde er übrigens träge sein, denn er habe wenig Zeit. Schließlich scheint Wieland, den zukünftigen Dichter der „Abderiten“, die Klage des jungen Schubart (Demokritos) über seine Lage in Geislingen (Abdera) etwas gerührt zu haben, denn er stellt eine Versetzung Schubarts nach — Biberach (!) als etwas nicht Unmögliches hin.

Die Freude unseres Schubart über diese Antwort kann man sich vorstellen! Sie verleitet ihn aber sofort wieder zu renommistischen Redereien. Er spricht in den Mitteilungen an seine älteren literarischen Bekannten von Wieland nach

[22] Obzwar in Wielands Brief nicht genannt, kann nur seine bereits im 1. Kapitel erwähnte Schrift über Schwaben gemeint sein.

diesem einzigen Brief bereits als seinem „sehr guten Freund."

Die Korrespondenz mit Wieland ruhte indessen lange Zeit, nämlich das ganze Jahr 1765 hindurch. Neu aufgegriffen wurde sie erst wieder anläßlich einer „Ode auf den Tod Franciscus des Ersten, Römischen Kaisers", welche Schubart verfaßt hatte und für die er von Maria Theresia zum Dichter gekrönt wurde. Das Gedicht war im September 1765 bereits im Druck erschienen, das Krönungsdiplom traf aber erst Ende Mai 1766 in Geislingen ein. Erst am 18. Juni bedankt sich Wieland bei Schubart für die Ode, die er bereits ¾ Jahre bei sich liegen hatte, ohne sich zu rühren. Es wäre nun interessant zu erfahren, ob vielleicht Wieland jetzt erst antwortete, nachdem er von Schubarts Dichterkrönung jedenfalls aus einer Zeitschrift erfahren hatte. — Der Brief, den der Biberacher Dichter dem Geislinger Barden schreibt, wäre ganz geeignet gewesen, einen auch weniger zur Eitelkeit neigenden Menschen wie es Schubart war, das Poetenherz höher schlagen zu machen. Wieland nennt in diesem Schreiben Schubart geradezu „ein Genie, dessen Entdeckung mir so angenehm war als ein gefundener Schatz einem Geizigen". Er begrüßt in Schubart einen „Freund und Bruder in Apollo", dem er sich aber in Ehrfurcht zu nähern habe, „denn ich gestehe Ihnen aufrichtig, und in vollem Ernst, daß, seitdem ich Ihre Pindarische (!) Ode gelesen und oft wieder gelesen[23], empfunden, überdacht, studiert habe — mein Genius den Ihrigen mit einer Art Ehrfurcht ansieht, welches mir (unter uns gesagt) eben nicht mit vielen Leuten zu begegnen pflegt." Zum Schlusse spricht Wieland das sehnlichste Verlangen aus, Schubart persönlich kennen zu lernen und ruft ihm das lapidare Urteil zu: „Sie sind zum Dichter geboren!"

Schubart ist nun Feuer und Flamme für Wieland. Schon am 29. Juni beantwortet er Wielands Brief und aus der Anrede: „Ewig teurer Freund!" kann man bereits auf

[23] Er hatte wahrlich Zeit dazu!

den Inhalt dieses Schreibens schließen. In förmliche Verzückung gerät aber unser Geislinger Präzeptor bei dem Gedanken, daß er einmal am Ende gar Wieland von Angesicht zu Angesicht sehn sollte. „Und ich soll einmal die Ehre haben, Sie bei mir zu sehen? — soll ich das hoffen dürfen? — Gott! — welch eine Freude würden Sie einem Einsiedler machen, der auf einmal aus seiner Zelle hervorbrechen, Ihnen in die Arme stürzen, und tausendmal Wieland! sagen würde!"[24]

Eine Zusammenkunft zwischen Schubart und Wieland hat nie stattgefunden, aber die beiden traten sich doch wenigstens eine Zeitlang geistig nahe. Schubart hatte im September 1766 seine „Zaubereien", eine Sammlung von Satiren in prosaisch-poetischer Form, bendet und diese Wieland zugeeignet. Am 1. Oktober genannten Jahres bedankt sich nun Wieland für diese Widmung, spricht von Schubarts Talent wieder in lobender Weise, beklagt seine dienstlichen Verhältnisse in Geislingen, versichert, daß ihm seine „meisterhaften Briefe" viel Vergnügen bereiten und nennt sich selbst einen Dilettanten. Die literarisch wichtigste Stelle dieses Briefes ist aber folgende: „Inzwischen gehe ich seit geraumer Zeit mit dem Einfall um, eine Wochenschrift mit Ihnen in Gesellschaft zu schreiben. Wir haben ihrer schon mehr als 150 (!), die meisten sind mittelmäßig oder schlecht."

Schubarts Antwort auf dieses Schreiben ist nicht erhalten. Die Wochenschrift aber kam unter dem Titel „Der neue Rechtschaffene" anfangs 1767 heraus und Schubart hat viele Beiträge dazu geliefert, doch, wie

[24] Die beiden Dichter haben einander niemals persönlich kennen gelernt. Schubart flunkert, wenn er später (19. März 1769) an Haug schreibt: „Wieland ist gestern bei mir gewesen und reist als Regierungsrat und erster Professor der Weltweisheit nach Erfurt." Nach Ofterdinger („Wieland" S. 233) verließ der Dichter sein Biberach erst am 15. Mai 1769 und reiste über Augsburg und Nürnberg nach Erfurt, also wahrscheinlich ohne Ulmer Gebiet zu berühren. Zwischen Schubart und Wieland war zu jener Zeit überdies bereits eine Spannung eingetreten.

wir später sehen werden, unabhängig von Wieland, der nicht die Redaktion führte. Im ersten Augenblick war Schubart unschlüssig, ob er Wieland eine zusagende Antwort geben solle und zwar aus einem Grunde, der uns bei Schubart einigermaßen erstaunlich erscheint. Der nach Ansicht der Geislinger Geistlichkeit und des alten Bühler so unmoralische junge Mann stößt sich an Wielands — Irreligiosität! Er fürchtet, daß die Verbindung mit einem derartig gesinnten Schriftsteller seinem zukünftigen Glück hinderlich sein könne. Diese Bedenken, die uns bezüglich der Berechtigung der Klagen über Schubarts unsoliden Lebenswandel in Geislingen etwas stutzig machen, spricht er gegen seinen Schwager Böckh aus, dürfte sie aber auch Wieland in verblümter Form mitgeteilt haben, was diesen arg verstimmt haben mag, denn mit dem Briefwechsel ist es plötzlich zu Ende. Am „neuen Rechtschaffenen“ arbeiteten indessen — wie erwähnt — beide unabhängig von einander mit und es wird gelegentlich der Besprechung dieser Zeitschrift noch ein Wort über den raschen Abbruch der Beziehungen zwischen Schubart und Wieland zu sagen sein.

Es dürfte nun nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie Wieland, der im Leben mit Schubart nie in persönliche Berührung kam, später über diesen kurzen, in seinen Jugendjahren gepflogenen schriftlichen Verkehr mit unserm Dichter urteilt.

Ein Brief des bereits mit einem Fuße im Grabe stehenden Greises an Schubarts Sohn gibt uns hierüber Auskunft. Er ist von Weimar, den 18. November 1810, datiert. Aus diesem Schreiben geht deutlich hervor, daß es Wieland damals hauptsächlich darum zu tun war, Schubart zu sich nach Biberach zu ziehen und zwar einmal aus dem Grunde, weil er sich selbst unter den guten Biberachern nicht wohl fühlte und sich daher nach einem Menschen sehnte, vor dem er seine „Vertraulichkeit mit den Musen nicht zu verheimlichen brauchte“ und bei dem er auf Verständnis rechnen konnte. (Also Demokritos sehnte sich nach einem Hippokrates!) Wieland wähnte in Schubart eine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben. Daß

dies nicht ganz der Fall war, habe sich erst in der Folge, als die Korrespondenz zwischen ihm und Schubart aufhörte, gezeigt. (sic!) Warum der Briefwechsel eingestellt wurde, darüber will er sich nicht äußern. Er spricht nur von „Steinen des Anstoßes“. Die Zeitschrift „Der neue Rechtschaffene“ nennt er gar nicht, sondern erwähnt nur flüchtig ein „sanguinisches Projekt“, von dem in den Briefen die Rede war. Seine an Schubart gerichteten Briefe, meint er endlich, wären nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, wie schon aus dem „flüchtigen, nachlässigen, ungleichen Stil“ hervorgehe. — Man sieht also: Wieland blickt gewissermaßen mit der Würde des Olympiers auf diese Korrespondenz herab und möchte sie am liebsten in das Gebiet der jugendlichen Verirrungen verweisen![24a]

Hier könnte man wieder eine Betrachtung anstellen und fragen: Wie hätte sich wohl Schubarts literarische Entwicklung vollzogen, wäre er Wieland treu geblieben? Vielleicht wäre er durch ihn nach Weimar gezogen worden? Aber Schubart am Weimarer Musenhof? Ein fast groteskes Bild! Er hätte dort wohl eine ähnliche Rolle wie Lenz gespielt. Immerhin war aber Schubarts Bruch mit Wieland und gar in Anbetracht der Ursache, die ihn herbeiführte, ein — Schwabenstreich!

Wieland ist tatsächlich das einzige unter den „klassischen Gestirnen“ unserer Literatur, mit dem Schubart schriftlich in Beziehungen trat. Inwiefern er später als Dichter und zufolge seines herben Schicksals mächtig auf ein anderes dieser „Gestirne“ eingewirkt hat, werden wir noch erfahren.

Böckh, Haug und Wieland waren die Literaten, mit denen unser Dichter von Geislingen aus im Briefwechsel stand. Diesen gegenüber aber mußte er — als der Jüngere — mehr die Rolle eines Anregung und Belehrung Suchenden

---

[24a] Als Schubart später als Gefangener seine Gedichte herausgab und hiefür Subskribenten sammelte, trat indessen auch Wieland für den Bekannten seiner Jugendjahre ein, indem er im „Teutschen Merkur“ auf Schubart mit warmen Worten hinwies. Er nennt hier Schubart „einen unserer vorzüglichsten Dichter.“ (Vergl. Geiger im Staatsanz. f. Württ. 1888 Nr. 8 bis 9.)

spielen. Bezeichnend für den Drang Schubarts, sich auszusprechen, dabei aber auch selbst belehrend und anregend zu wirken, ist nun der Briefwechsel, den er in Geislingen einige Zeit hindurch mit einem Schüler des Ulmer Gymnasiums namens Wolbach unterhielt. Etliche Jünglinge an der genannten Anstalt hatten sich an den bisherigen Veröffentlichungen[25] des Geislinger Schulmeisters begeistert und diesem ihre Huldigung dargebracht. „Wie hätte nun," sagt Pressel, der diese Briefe 1861 im Stuttgarter Morgenblatt veröffentlichte, „Schubart nicht bereitwillig Schülern entgegenkommen sollen, mit denen er nicht im Schulstaube zu kriechen brauchte, die ihm vielleicht eine willkommene Begleitung auf seinen Entdeckungsreisen im Gebiete des Schönen waren?"

Auch mit Johann Martin Miller (dem nachmaligen Dichter des seinerzeit vielgelesenen „Siegwart"), der während Schubarts Aufenthalt in Geislingen in Ulm studierte und später sein treuer Freund wurde, ist unser Dichter schon damals im brieflichen Verkehr gestanden und dürfte ihn sogar persönlich kennen gelernt haben.

Und wie stand es um seinen Freundes- und Bekanntenkreis in Geislingen selbst? Seine Klagen über sein Familienleben haben wir vernommen. Sie waren begründet. Zuweilen fließen auch Bemerkungen ein, daß er keinen Freund besitze. Diese Klagen sind nicht vollkommen berechtigt und dürften mehr der Ausfluß einer augenblicklichen trüben Stimmung und zugleich vorübergehenden Mißstimmung zwischen ihm und seinen Freunden sein. Denn daß er solche in Geislingen und dessen nächster Umgebung wirklich besaß, bezeugt er in seiner Selbstbiographie. Dort lesen wir: „In der Naturlehre, in physischer Menschenkenntnis hatte ich an dem sel. Doktor Rau zu Geislingen einen unermüdlichen Führer, der mir manchen großen Blick gab." Rau war Stadtarzt in Geislingen und Schubart ist der Meinung, daß ihn sein „Kopf

[25] Alle Werke Schubarts aus der Geislinger Zeit sind zuerst bei Bartholomäi in Ulm erschienen.

und seine Kenntnisse zu einem trefflichen Schriftsteller qualifiziert hätten.“ Weiters erzählt er: „Die schöne Bibliothek und Kupfersammlung des Geislingischen Obervogtes, Herrn von Baldinger,[26] gab mir Gelegenheit, meine heiße Liebe zu den schönen Künsten einigermaßen zu befriedigen. Er selbst hatte viel Geschmack, den er auf seinen Reisen nach Italien und Frankreich ausbildete. Auch hielt sich ein junger Maler, namens Schneider in Geislingen auf, ein Zögling der Jesuiten, der meinem Urteile über die Werke der Kunst nachhalf und mir einige praktische Anweisungen gab. Er hätte vermöge seines trefflichen Genies ein großer Künstler werden können, wenn er sich nicht durch die ausgelassenste Liederlichkeit selbst gemordet hätte. Er war Tonkünstler, las die Dichter mit Empfindung, schrieb und sprach gut in mehr als einer Sprache, erhaschte in seinen Gemälden die Natur oft auf der Tat. Sonst hatte er große Entwürfe in seiner Seele. Er malte einmal in eine Dorfkirche die 12 Apostel nach dem 3. Gesang des Messias (jedenfalls durch Schubart angeregt, der auch in Geislingen seinen Messiaskultus fortsetzte) mit ungemein viel Geist.“ Wenn Schubart nun weiter berichtet, daß Schneider später nach Ulm ging, unter die Soldaten kam, zu Augsburg „an den Folgen seiner Ausschweifungen bei lebendigem Leibe verweste“ und endlich mit Gellerts Moral in der Hand starb, so erkennen wir, daß dieser Mann gerade nicht der richtige Umgang für den leicht verführbaren Schubart war. Wahrscheinlich war er es, der den jungen Präzeptor zu manchem tollen Stücklein aufmunterte.

Auch in der nächsten Umgebung Geislingens hatte Schubart einige Bekannte. In Kuchen mußte er zwei Jahre den kranken Pfarrer auf der Kanzel vertreten, wodurch er sich in jenem Dorf gewiß manchen Freund erwarb; öfters spazierte er auch nach Altenstadt hinaus, wo er mit dem humorvollen Amtmann Kiderlen manche vergnügte Stunde verlebte. Aber neben diesen einfachen,

---

[26] Dessen wohlwollendes Benehmen gegen Schubart haben wir bereits wiederholt kennen gelernt.

teils biederen, teils etwas fragwürdigen Leuten (wie beispielsweise Schneider) lernte Schubart auch solche sehr vornehmer Art kennen. Es war dies die Familie des Grafen August Christof von Degenfeld, die zu Eybach Schloß und Grundbesitz hatte. Schubart sagt über diesen Verkehr in seiner Lebensbeschreibung: „In Eybach, wo ich auch einigemale predigte, lernte ich an dem Grafen von Degenfeld einen wahrhaftig edlen Mann und an seiner Gemahlin eine Dame von vielem Geschmack, ausgezeichnetem Urteil und einer Geisteshoheit kennen, wovon ich noch kein lebendes Beispiel sah." Schubart hat für die gräfliche Familie zwei Gelegenheitsgedichte verfaßt. Eine Ode anläßlich der Grundsteinlegung des neuen Schlosses zu Eybach und eine zweite zur Geburt eines Grafen von Degenfeld. Aus einem Tagebuch, welches Graf August Christof führte und das heute noch in der Familie aufbewahrt wird, ist ersichtlich, daß Schubart für das „Carmen" bei Legung des Grundsteines drei Dukaten erhielt und überdies mehrmals in Gesellschaft einiger anderer Herren bei dem Grafen zu Tische geladen war. Unter diesen Herren befand sich auch Dr. Kazner aus Stuttgart, dessen Schubart in dem Gedichte „Denkmal in Wingolfs Halle" mit Wärme gedenkt, an dem er aber damals, wie er an Böckh schreibt, „einen gefährlichen Nebenbuhler hatte." Kazner, der selbst dichtete, hatte ebenfalls eine Huldigungsode an Degenfeld verfaßt und bei Tische wurde Schubart „im Zirkel der Wissenschaft von bestellten Prüfern herumgejagt." Selbstverständlich schmeichelte es unsern im Grunde recht eitlen Poeten sehr, daß ihm „bei den gnädigsten Herrschaften Zutritt gewährt wurde." Daß dies sozusagen nur aus Höflichkeit geschah und der arme Poet für sein „Carmen" mit einem besseren Trinkgeld und einem guten Mittagessen abgefertigt wurde, daß also im Grunde doch etwas Demütigendes in diesem hochgräflichen Verkehre lag, kam Schubart nicht zum Bewußtsein.

Wir haben bereits verschiedene Oden und Prosastücke nennen hören, die Schubart veröffentlichte und es wird daher an der Zeit sein, seine in Geislingen entfaltete

literarische Tätigkeit näher zu untersuchen. Zunächst werfe ich aber einen Blick auf die Literaturverhältnisse jener Zeit in Deutschland im allgemeinen und speziell auch jene Schwabens.

Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die Unnatürlichkeit, welche durch die Dichter der sogenannten zweiten Schlesischen Schule (Lohenstein, Hofmannswaldau) in der deutschen Literatur Eingang gefunden hatte, lebhaft empfunden und auch bekämpft worden. Immer mehr und mehr brach sich nun die Ansicht Bahn, daß das Wesen der Poesie nicht in schwulstigen Phrasengeweben, in allerlei seltsamen allegorischen Wendungen oder gar nichtssagenden Formkünsteleien bestehen könne, sondern vielmehr in der „Nachahmung der Natur“. Die führenden Geister des literarischen Deutschlands waren im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts Gottsched in Leipzig und die beiden Schweizer Bodmer und Breitinger in Zürich. Darüber nun, daß das Wesen der Dichtung in „Nachahmung der Natur“ bestehen müsse, war man bald einig. Allein über die Frage, wie dieser Grundsatz praktisch durchzuführen sei, gingen die Meinungen weit auseinander, und es entstand ein in seinen einzelnen Teilen höchst unerquicklicher literarischer Streit, der in der Literaturgeschichte unter dem Titel „der Kampf der Schweizer mit den Leipzigern“ registriert erscheint. Bodmer und Breitinger stellten Phantasie und Begeisterung als die Haupteigenschaften eines Dichters hin, die ihn allein in den Stand setzen, „die Natur nachzuahmen.“ Sie erklärten die Poesie für eine natürliche Begabung, als etwas, das sich nicht erlernen lasse. Gottsched und sein Kreis blieb jedoch in dem alten Irrtum befangen, daß die Dichtkunst etwas Erlernbares sei und daß man die „Nachahmung der Natur“ mit bestimmten poetischen Regeln in Einklang bringen müsse. Beide streitende Teile blieben in der Theorie stecken und vermochten es nicht, die aufgestellten Grundsätze in ihren eigenen Werken zu verdeutlichen. Es ist selbstverständlich, daß die von den Schweizern verfochtenen Ansichten die richtigeren waren und ihre kritischen und schönwissenschaft-

lichen Abhandlungen haben viel Gutes gestiftet. Allein wie dies meistens bei literarisch-theoretischen Fehden einzutreten pflegt, erhebt abseits vom Kampfe ein echter Dichter seine gewaltige Stimme und macht durch ihren Wohlklang den unmelodischen Lärm nach und nach verstummen. Unbekümmert um die sich zuweilen nicht gerade mit den höflichsten Ausdrücken komplimentierenden Leipziger und Schweizer hatte schon 1729 Albrecht von Haller in Bern in seinem großangelegten Gedichte „Die Alpen" manch neue Töne angeschlagen und bisher unbekannte Anschauungen entwickelt. Ebenso hatte in Norddeutschland (Hamburg) Hagedorn durch seine Fabeln und durch seine Nachahmung des römischen Dichters Horaz und des Griechen Anakreon einen neuen Zug in die deutsche Literatur gebracht. Neben diesen beiden Dichtern tauchten Satiriker und Humoristen auf, wie Zachariä, dessen komisches Heldengedicht „Der Renommist" noch heute als kulturgeschichtliches Zeitbild von Wert ist, Liscow, der geniale Vorläufer Lessings, der in seiner Schrift: „Ueber die Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten" das Muster einer literarischen Satire gab, Kästner, der geistreiche Epigrammendichter, und endlich Rabener, dessen allerdings sehr zahme Satiren dort besonders gelungen erscheinen, wo sie soziale Mißstände geißeln. Aber im allgemeinen war den meisten Dichtern die Poesie doch noch mehr „eine schöne Wissenschaft, um die Menschen zu belehren und zu ergötzen". Sehr bezeichnend führt daher eine der wichtigsten Zeitschriften jener Epoche, welche, unabhängig von Gottsched und Bodmer, in Bremen erschien, den Titel „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes."

Es liegt fast ein Zug von Ironie darin, daß gerade in dieser mehr oder weniger der oberflächlichen Unterhaltung und Belehrung dienenden Zeitschrift die ersten Gesänge jenes Gedichtes erschienen, das der deutschen Literatur eine neue Wendung geben sollte, eine Wendung zum Ernst und zur Tiefe. Dieses Gedicht war Klopstocks Messias. Bei Beurteilung dieses Gedichtes zeigte es sich mit einemmale,

auf welcher Seite der streitenden Teile das richtige Verständnis für Poesie lag. Bodmer begrüßte die neue Dichtung mit begeisterten Worten, Gottsched griff sie an; vielleicht bloß aus reinem Oppositionsgeist. Damit hatte sich aber die alte Perücke, über die Goethe so ergötzlich zu erzählen weiß, unmöglich gemacht. Sein Ansehen verlor von Jahr zu Jahr und bald war Gottsched literarisch ein machtloser Mann.

„Wir stehen vorne an dem goldenen Alter," ließ sich Bodmer im Jahre 1748 vernehmen, als ihm die ersten Gesänge des Messias bekannt geworden waren; und: „wenn ich meinen Rührungen trauen darf, so vermute ich wirklich, daß wir jetzo in der Zeit des guten Geschmackes leben," schrieb 1764 Schubart an Wieland. Bodmer hatte mit seiner hoffenden Bemerkung recht. Mit dem Erscheinen des Messias lenkte die deutsche Literatur in neue Bahnen; aber Schubart irrte mit seiner Vermutung — wie dies auch bereits Wieland in seiner Antwort bemerkte — wenn er schon im Jahre 1764 den guten Geschmack und mit ihm das goldene Zeitalter unserer Literatur gekommen wähnte. Dieses „goldene Zeitalter" sollte erst anbrechen, nachdem die deutschen Dichter, durch den kritischen Geist eines Lessing angeregt, danach trachteten, sich von fremdländischen Einflüssen frei zu machen, und nachdem Herder durch seine universalen Anschauungen und durch den Hinweis auf die alten, ursprünglichen Poesien des deutschen Volkes der dichterischen Individualität neue Wege zur Entfaltung gewiesen hatte.

Allein auch jene Dichter, welche Herders und Lessings Ideen am besten verstanden, Goethe und Schiller, auch sie mußten erst die Gewalt ihres jugendlichen Feuergeistes etwas zu zähmen lernen, ehe es ihnen gelang, die deutsche Literatur auf einen Gipfel zu führen. Erst mit dem Erscheinen der Meisterwerke Goethes und Schillers, („Hermann und Dorothea", „Faust", „Wallenstein", „Tell") konnte man gerechterweise von einem „goldenen Zeitalter" der Literatur sprechen.

Manche Dichter aber kamen zeitlebens nicht über ein gewisses rücksichtsloses Draufgängertum hinaus. Sie

konnten es weder in ihrer Lebensführung, noch in ihren Schriften zu Ruhe und Würde bringen. Ihre oft herrlichen, urkräftigen Gedanken wußten sie nicht in die rechte poetische Form zu kleiden. Deshalb waren sie geschworene Feinde alles Formelkrams, aller pendantischen Regelmäßigkeit, alles Despotischen, alles Konventionellen. Die Literaturgeschichte nennt diese wilden und dabei doch so hellen Köpfe, zu denen auch der Dichter des „Werther“ und des „Götz“ und jener der „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ gehörten, die „Stürmer und Dränger.“[27]

Auch Schubart hat man in diese Gruppe eingereiht und gewißt nicht mit Unrecht. Was ihn in erster Linie zu einem echten „Stürmer und Dränger“ stempelt, ist sein bewegtes Leben. Hierin berührt er sich mit den typischen Gestalten dieses Zeitabschnittes, mit dem unglücklichen Lenz, mit Klinger und Maler Müller. Er berührt sich aber in dieser Beziehung auch mit Schiller und Goethe in ihren unruhigen Jugendjahren. Was aber das rein Literarische in Schubarts Sturm und Drang betrifft, so äußert sich dieses weniger in seinen poetischen, als vielmehr in seinen prosaischen Werken. Wohl herrscht auch in manchen seiner Gedichte (abgesehen von den Gelegenheitspoesien und kirchlichen Liedern) ein gewisser freier Ton, wohl macht sich auch in ihnen Nachlässigkeit in Form und Sprache bemerkbar. Allein wahrhaften, originellen „Sturm und Drang“ zeigt Schubart hauptsächlich als Journalist. Ein echter, rücksichtsloser Stürmer und Dränger ist er in seiner „Deutschen Chronik“.

In der Geislinger Zeit, die wir hier vorerst zu betrachten haben, läßt Schubart in seinen poetischen Erzeugnissen so viel wie nichts von diesem „Sturm und Drang“ verspüren. Hier ist er als Dichter noch ganz in dem literarischen Wesen seiner Zeit befangen. Er ist in erster Linie Gelegenheits- und Odendichter. Und dies gründet vor

[27] Die Bezeichnung wurde dem Titel des Klinger'schen Schauspiels „Sturm und Drang“ entlehnt.

allem in dem damaligen Zustande der Literatur in Schubarts Heimatlande.

Lange blieb Schwaben literarisch vollkommen abgeschlossen vom übrigen Deutschland. Auf allen Gebieten des Wissens machte sich im Anfang und gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts in diesem Lande noch die Theologie breit. Selbst Physiker, Mathematiker, Mechaniker, Astronomen waren gleichzeitig Theologen. Wir haben einen die Wissenschaft betreibenden Pastor bereits in einem der Lehrer Schubarts, dem Pfarrer Schülen in Lauterbach, kennen gelernt und werden in einem der Besucher Schubarts auf dem Asperg die Bekanntschaft eines ähnlichen Geistlichen machen.

Die Hauptdichtungsart der Schwaben war das Gelegenheitsgedicht. Einen sozusagen klassischen Zeugen für die Richtigkeit dieser Behauptung haben wir in Haller, der 1723 die Hochschule in Tübingen bezogen hatte und in dessen Tagebüchern sich über die schwäbischen „Kasualgedichte" die Notiz findet: „In der Poesie waren sie so beliebt, daß niemand werden noch sterben konnte, den man nicht mit ganzen Büchern von Reimen begleitete." — Unter Herzog Karl Eugen, der besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung überall gleich Landesverrat und Auflehnung gegen sein despotisches System witterte, war der Verkehr mit dem Auslande ungemein gefährlich. Sogar hervorragende Männer in Württemberg, denen der Herzog anfangs freundlich gesinnt war, sahen sich plötzlich als Opfer ihrer freimütigen Gesinnung zur schmählichsten Kerkerhaft verdammt. In den Jahren 1759—64 ließ Herzog Karl den edlen Rechtsgelehrten Joh. Jakob Moser auf dem Hohentwiel gefangen halten, gleichzeitig mit ihm saß der Stuttgarter Amtmann und Poet Ludwig Huber auf dem Hohenasperg. Ja selbst einer der auserwählten Günstlinge des Herzogs, General Philipp Friedrich Rieger, wurde — vom Minister Montmartin des geheimen Briefwechsels mit der preußischen Regierung beschuldigt — auf Karls Befehl 4 Jahre in der barbarischsten Weise eingekerkert. Bei derartigen Beispielen mußte den schwäbischen Dichtern wahrlich die

Lust vergehen, mit dem „Auslande“ in Fühlung treten zu wollen und wenn sie es taten, so geschah dies nur in so diplomatischer Weise, wie beispielsweise bei Haug, der zwar in seiner bereits mehrfach erwähnten Schrift über Schwaben einen Verkehr mit Norddeutschland anstrebte, es gleichzeitig aber nicht verabsäumte, den „Säulen“ seines Vaterlandes Weihrauch zu streuen.

Allein Haug, dessen „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“ erst 1762 erschien, hatte bereits auf diesem Gebiete einen Vorgänger. Es war Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen (geb. 1726) neben dem aufstrebenden Wieland jedenfalls der bedeutendste Dichter Schwabens, um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Schon im Jahre 1751 hatte Gemmingen anonym eine Sammlung von Oden, Liedern und Erzählungen erscheinen lassen, in der sich auch die Behauptung befand, daß Schwaben keine Dichter habe. Zwei Jahre später gab er „Briefe nebst anderen prosaischen Stücken“ heraus, die mit einer Einleitung versehen waren. In dieser Einleitung erweist sich Gemmingen eben als Vorläufer Haug's; denn ihre Ueberschrift lautet: „Vom Zustand der Dichtkunst in Schwaben“. Hier widerruft Gemmingen seine Behauptung vom Poetenmangel in seinem Vaterlande, aber dieser Widerruf geschieht in höchst ironischer Weise. Die schwäbischen Dichter werden nämlich folgendermaßen eingeteilt: In Hofpoeten, Kanzleipoeten, Kirchenpoeten, Schulpoeten, Stadt- und Dorfpoeten und Kasualdichter. Jede dieser Dichtergattungen wird mit glossierenden Bemerkungen über ihre Dichtungsart versehen. Diese Bemerkungen sind zuweilen sehr bissiger Natur und mögen auf unsern Schubart, der Gemmingens Werke, wie aus dem Brief an Wieland hervorgeht, gut kannte, starken Eindruck gemacht haben. Beispielsweise von dem Hofpoeten sagt Gemmingen nicht nur in derber, sondern in Anbetracht der Zeit- und Regierungsverhältnisse sogar in kühner Weise: „Die Hofpoeten, welche jeden Todesfall im fürstlichen Hause, oder jeden Stuhlgang des Landesherrn in zierlichen Bilderreimen besingen.“ Wohl ist dieser Ausfall zunächst gegen die Hof-

poeten selbst gerichtet, aber wenn man bedenkt, daß diese ihre kriecherischen Huldigungsverse oft im direkten Auftrage des durchlauchtigsten Landesherrn verfaßten, so nimmt es einen wunder, daß der Freiherr von Gemmingen dem Schicksale seiner literarischen Kollegen Moser und Huber entging.[28] Wenn aber später (um 1780) gerade bei Schwäbischen Dichtern jene demokratischen, ja republikanischen Tendenzen, von denen bereits die Göttinger Dichter, die Grafen Stolberg, Voß, Bürger phantasiert hatten, wenn bei Schubart und Schiller endlich der Tyrannenhaß in schärfster Weise zum Ausdruck kam, so muß man gestehen, daß dies nirgends berechtigter und natürlicher war, als im Reiche des Herzogs Karl Eugen. Die schwäbischen Dichter hatten in ihrem Landesfürsten das lebendige Muster eines Duodeztyrannen vor Augen. Ihre Begeisterung für Freiheit war nicht gemacht. Sie kam aus tiefster Seele. —

Vorher, d. h. bis etwa zum Jahre 1750, hatte aber in Schwaben die weltliche Dichtung mit der religiösen einen langen und schweren Kampf zu bestehen. Gemmingen war einer der ersten Vertreter der weltlichen Poesie. Er dichtete anakreontisch, später auch Oden unter dem Einflusse Klopstocks. In dem bereits erwähnten Huber lernen wir einen Freund und literarischen Gesinnungsgenossen Gemmingens und zugleich auch einen der ersten politischen Dichter Schwabens kennen. Wir wissen bereits, daß auch ihn eine Zeit lang das spätere Schicksal Schubarts ereilte. Allein Huber stimmte der Kerker nicht religiös und nicht kriechend. Er war jedenfalls ein festerer, ausgeprägterer Charakter als Schubart. Seine im Gefängnis geschaffenen Lieder atmen heitere Ergebung in sein Schicksal, Stolz, unbeugsame Standhaftigkeit und innige Liebe zu seiner württembergischen Heimat. Als eine wichtige Aufgabe der Poesie erkannte bereits Huber: „Die Justiz dort zu ergänzen, wo ihr Arm die Laster verschont und selbst den Herrschern ihre

[28] Ueber Gemmingen vergl. Minor: „Schillers Leben und Werke.“

Pflichten vorzuhalten." Diesen Gedanken hat Schubart aufgegriffen. Allein er kleidete seine politischen Dichtungen mehr in die Form der Satire. Bereits in den Wieland gewidmeten „Zaubereien" finden wir derartige Satiren, später aber ganz besonders in der „Deutschen Chronik", deren Herausgabe ihm so verhängnisvoll werden sollte.

Was nun die Dichtungsform betrifft, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts üblich war, so stand an erster Stelle die Ode. Cramer, Uz, Gellert hatten sie, teilweise durch Brockes Naturbetrachtungen angeregt, auf das kräftigste gefördert. Als die hervorragendsten Odendichter galten aber Ewald von Kleist und Klopstock. Die Ode erschien den literarischen Theoretikern jener Zeit als die höchste Dichtungsform. Sie verstanden darunter „Gedichte von mäßigem Umfang, die sich durch lebhaftere Bilder, ungewöhnliche Wendungen und freudige und feurige Empfindungen über den Ton der anderen Gedichte erhoben."[29] Die Wahl der Stoffe war eine unbeschränkte und die Dichter ließen hierin ihrer Phantasie tatsächlich den weitesten Spielraum. In Odenform wurde alles verhimmelt, was da in der Schöpfung „fleucht und kreucht", geht und steht und auch alle Gefühle wurden besungen, die des Menschen Herz bewegen. So finden wir denn Oden aller Art, von solchen angefangen, die das Lob des „Richters über den Sternen", die Verherrlichung abstrakter Begriffe zum Vorwurf haben, bis herab zu jenen, die in heute humoristisch anmutenden, aber damals völlig ernst gemeintem „Schwung" die nüchternsten Dinge behandeln.

Selbstverständlich wurde die Odenform auch für Gelegenheitspoesien gewählt. Und diese Art der Ode ist es, welche uns wieder zu Schubart in Geislingen zurückführt.

Wir wissen, daß der Dichter bereits im Elternhause eine Ode verfaßte, doch mehr „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb." Sie war an den Bischof von Ellwangen ge-

---

[29] Vergl. Goedeke, „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte."

richtet und sollte Schubart zu Amt und Brot verhelfen. — Wie aus dem ersten Briefe an Haug hervorgeht, hielt Schubart nicht besonders viel von Gelegenheitsgedichten. Es ist daher anzunehmen, daß er bald nach einem Stoff für eine Ode suchte, in der er keine erkünstelten, sondern wahre Gefühle zum Ausdruck bringen konnte. Diesen Vorwurf fand er in der Person und in den Taten seines geliebten Preußenkönigs. Daß er nämlich in den letzten im Elternhause verbrachten Jahren, oder zu Anfang seines Aufenthaltes in Geislingen eine Ode auf Friedrich den Großen begonnen hatte, geht aus dem 1786 an diesen Herrscher gerichteten „Hymnus" hervor. Dort heißt es:

„Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Tatenruf
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl,
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe
Dreinzustimmen Friedrichs Lob."

Er schildert dann in diesem Hymnus weiter, daß er aber alsbald die Harfe wieder sinken ließ, als ihm die Huldigungsoden eines Kleist, Gleim, Ramler und ähnlicher „Barden" bekannt wurden. Er stellt also die Sache so dar, als habe er sich gescheut, mit diesen ausgezeichneten Dichtern als junger Anfänger den Wettstreit aufzunehmen. Gewiß mag dies ein Grund sein (wir wissen aus seinen Briefen, wie ängstlich Schubart in die Literatur eintritt) weshalb er seine Ode an Friedrich damals nicht beendete, oder sie alsbald vernichtete. Die Hauptursache der Unterdrückung der Ode dürfte aber in den politischen Verhältnissen Schwabens zu suchen sein. Wir haben eben vernommen, wie es Männern erging, die zu jener Zeit in Württemberg großdeutsche Ideen verfochten, oder Vorliebe für Preußen bekundeten. Schubart mag entweder durch das traurige Los dieser Männer, oder durch seine Freunde Böckh und Haug gewarnt worden sein. Es schien gerade jetzt, während oder hart nach Beendigung des (7jährigen) Krieges, in welchem anfangs Herzog Karl gegen den Willen seines Volkes auf Seiten Oesterreichs stand, sich aber bald vom

Kriegsschauplatze zurückziehen mußte, höchst gefährlich, für Friedrich II. eintreten zu wollen.

Schubart unterdrückte also dieses Gedicht und stellte sich vorsichtigerweise bei nächster Gelegenheit auf die Seite des österreichischen Kaiserhauses. Ende August 1765 verfaßte er in Geislingen anläßlich des plötzlichen Todes des Gemahls der Maria Theresia die „Ode auf den Tod Franciscus I., römischen Kaisers.“

Selbst in Erwägung der Zeit kann ich diese Ode literarisch nicht hochschätzen. Heute empfinde ich sie als dasjenige, was Schubart von seinem allerersten Poem auf das Lissaboner Erdbeben sagte: als Stelzenpoesie. Auch inhaltlich ist die Ode schwach. Das beste in dieser Hinsicht ist vielleicht der prophetische Hinweis auf die Größe des künftigen Kaisers (Josef II), welche Prophezeiung übrigens in Anbetracht der Jugend des Erzherzogs ebensogut hätte falsch ausfallen können. Schon David Strauß erkannte sehr richtig die ganze Odenpoesie Schubarts als einen „Mißgriff, zu dem ihn seine Bewunderung Klopstocks, sein Hang zum Großartigen und Pompösen überhaupt verleitete.“ Wenn Strauß ferner behauptet, Schubart sei als Odendichter zwar „warm an Empfindung, frisch und kräftig in Anschauung und Ausdruck,“ aber „kein Denker,“ so kann ich ihm ebenfalls nur beistimmen. Gerade in der Ode an Franciscus zeigt sich aber noch ein Fehler Schubarts. Dieser ist nicht so sehr Mangel an dichterischer Feile, als vielmehr an Selbstkritik überhaupt. Wortungetüme, Geschmacklosigkeiten, schwulstige Phrasen finden sich ja in vielen seiner Gedichte. Allein hier passierte ihm sogar eine stilistische Entgleisung, durch die die tragische Wirkung, welche das betreffende poetische Bild hervorrufen soll, in ihr gerades Gegenteil verkehrt wird. In der 2. Antistrophe lesen wir die Ungeheuerlichkeit:

„Und Josef, der beste der Söhne,
Schlingt seinen Arm mit einer Heldenträne
Um seinen Vater bang herum.“

Die Ode erfuhr verschiedene Beurteilung. (Glückliche Zeit, in der man sich noch mit einzelnen Gedichten so lange kritisch befaßte!) Daß Wieland sich begeistert darüber äußerte, wissen wir bereits. Aehnliches Lob scheint ihr auch in öffentlichen Rezensionen zuteil geworden zu sein. Dies geht aus einer Besprechung Nicolais in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (1767) hervor, deren Spitze aber offenbar gegen andere günstige Beurteiler des Gedichts gerichtet ist. Der Schluß dieser übrigens sehr scharfen und eingehenden Rezension lautet nämlich: „Wir haben uns bei diesem Gedicht ohnehin schon allzulang aufhalten müssen, um nur einigermaßen zu sagen, wie wenig der Verfasser zu der erhabenen Dichtart, in der er sich zu zeigen vorgenommen, geschickt sei. Und gleichwohl werden dergleichen unreife Versuche in manchen gelehrten Zeitungen gelobt, ja wohl Meisterstücke geschimpft, ohne zu überlegen, was ein Meisterstück in den schönen Wissenschaften für ein Ding sei.“ — Am kaiserlichen Hofe zu Wien war man indessen nicht so kritisch, und der Geislinger Präzeptor sah sich eines Tages als Poëta laureatus. Dies mag zwar seiner Eitelkeit geschmeichelt und ihm unter den Geislinger Abderiten einiges Ansehen verschafft haben, aber er selbst war von dieser Dichterkrönung wenig entzückt. Er scheint die Ode zu ganz anderen Zwecken verfaßt zu haben! An Haug schreibt er: „Ich bin kaiserlich gekrönter Poet und Mitglied der deutschen Gesellschaft in Altdorf geworden. So verguldet man mir, wie dem Ochsen in der Fabel, die Hörner, daß ich den Abgang des Futters nicht merken soll.“ —

Ich habe vorhin bei der allgemeinen Besprechung der Odendichtung jener Zeit gesagt, daß sich die Dichter in der Wahl der Stoffe keinerlei Beschränkung auferlegten. Schubart ist hiefür ein prächtiges Beispiel. Er war eben mit seinen Gedanken in der Kaiserburg, als die Nachricht von dem Ableben seines Großvaters mütterlicherseits in Geislingen eintraf. Heute also besang Schubart den erhabenen Monarchen, und morgen den biederen Forstmeister Hörner in Sulzbach am Kocher.

Selbstverständlich ist die „Ode auf Hörner“ nicht so kunstvoll gegliedert wie jene auf Franciscus, auch ist sie im Tone und Ausdruck einfacher gehalten, allein dem Gedankengange nach sind beide Gedichte nach derselben Schablone gearbeitet. Hier wie dort fliegt zuerst die Muse auf, dann erscheint ein Genius, der ein Lied anstimmt und schließlich wird ein Blick in die unbekannte Welt getan.

Eine dritte größere Ode, die Schubart in Geislingen verfaßte, ist jene „Auf den Tod des Herrn Hof- und Regierungsrath Abbt in Bückeburg.“ Schubart hatte mit diesem als Schriftsteller wie als Gelehrten gleich bedeutenden Manne manche Berührungspunkte. Wie Schubart war auch Abbt stets bemüht, die Wissenschaften zu verbreiten und im Volke den deutschen Patriotismus zu wecken. Beide hatten auch die Begeisterung für Friedrich den Großen gemeinsam, ferner das Streben nach vielseitiger Betätigung und als Schriftsteller das Bemühen um eine kräftige, volkstümliche Sprache. Abbt war bloß ein Jahr älter als Schubart, doch seine ernst betriebenen Studien und sein glücklicheres Schicksal bewirkten, daß er, als er 1766, im Alter von erst 28 Jahren zu Bückeburg als Konsistorialrat starb, bereits in ganz Deutschland eine Berühmtheit war, während Schubart noch als unbekannter Schulmeister in dem Städtlein in der schwäbischen Alb saß. Da Abbt in Ulm geboren war, in welcher Stadt im Jahre 1766 auch noch sein Vater lebte, widmete Schubart diesem die Ode. Sie ist heute nur noch von historischem Interesse und dies insbesondere in jenem Teil, wo die Verdienste des verstorbenen jungen Gelehrten aufgezählt und gewürdigt werden. Wohlwill urteilt über das Gedicht im „Archiv für Literaturgeschichte“ (VI. 361): „In der Ode auf Abbt entschuldigen einige Strophen, in welchen die Entwicklung und die Verdienste des Besungenen in kräftigen, urcharakteristischen Zügen hervorgehoben werden, für die Gespreiztheit und Gehaltlosigkeit des übrigen.“

Am schärfsten hat wohl Herder das Gedicht hergenommen. In seiner (1768) anonym erschienenen Schrift „Torso“ sagt er: „Aber von welchem Kontrast wird mein

Auge bestürmt, wenn ich auf einmal eine Präfica gewahr werde, die in dem Leichenzuge mithinkt! Ja leider! Da steht sie! buchstabiert dem Vater des Verstorbenen die Worte: Dein — einz — ger — Sohn ist tot! in drei herzbrechenden Strophen voll würgender Donner vor: in drei andern bestürmen Blitz und Feuer und Geheul und Donner unser Ohr; bis wir darauf die Lebensumstände des Toten Stück vor Stück in Strophen verteilt in einer rasenden Sprache voll poetischen Unsinns altweiberisch hergezählt sehen. Unter uns wird diesen schreienden Thersites seine gute Absicht entschuldigen; aber unter den Griechen würde ihn die Strafe jener treffen, die die Toten geschmähet." — Ich finde Herders Urteil zu scharf; insbesondere in dem Tadel bezüglich der Blitze, Flammen, Geheul usw. Herder beurteilt diese Strophen mit mehr Phantasie als sie bei Schubart atmen.

Mit den weiteren in Geislingen gedichteten Oden Schubarts, jenen beiden bereits erwähnten an den Grafen Degenfeld und einer seinem Freunde Häckhel in Ulm gewidmeten („Die Badekur") werden wir uns nicht eingehender beschäftigen. Es sind Gelegenheitspoesien, in denen es der Dichter, seine eigentliche Begabung mißkennend, versucht, einen höheren Flug zu nehmen. Er illustriert in diesen Gedichten, wie Wohlwill mit Recht bemerkt, nur selbst den von ihm häufig zitierten Satz: Pindarum quisquis studet aemulari. —

Schubart fühlte sich in Geislingen noch als Theolog. In der im Jahre 1766 erschienenen Ode an Degenfeld nennt er sich in der Widmung „der heiligen Gottesgelahrtheit Kandidat". Trotz aller von seinem Schwiegervater wider ihn erhobenen Klagen über seinen Leichtsinn muß er sich also in jener Zeit ein starkes religiöses Empfinden bewahrt haben, oder bekam doch hie und da Anwandlungen frommer Stimmungen. Es beweisen dies vor allem die „Todesgesänge", deren Schubart im Jahre 1767 einen ganzen Band (400 Seiten!) erscheinen ließ. Offen muß ich bekennen, daß mir für derartige Poesie jegliches Verständnis mangelt. Doch das eine glaube ich aus diesen

Gesängen entnehmen zu können: daß die darin zum Ausdruck gebrachten Gefühle in den meisten echt und nicht erkünstelt sind. Schubart war, wie ich schon einmal erwähnte, durch und durch Stimmungs- und Gefühlsmensch. Er ließ sich vom Augenblick hinreißen. Eine treue Begleiterin derartiger Charaktere ist aber die Reue. Das Reuegefühl war bei Schubart ganz besonders stark entwickelt (dies werden wir noch öfters zu beobachten Gelegenheit haben), ja es war bei ihm so kräftig ausgeprägt, daß es bei dem furchtbarsten Ereignisse seines Lebens gänzlich die Oberhand über alle andern Gefühle bekam. Nur durch das Reuegefühl ist es zu erklären, daß bei Schubart die Aspergdressur gelang, während sie bei anderen, trotzigeren Charakteren, wie beispielsweise bei Huber, fehlschlug.

Nun denken wir uns diesen, des Reuegefühls so sehr fähigen Schubart in Geislingen, nach einem heftigen häuslichen Kampfe. Im ersten Augenblick zittert natürlich noch der Zorn nach und äußert sich in Trotz. Schubart nimmt den Hut, stürmt davon und schweift in den Bergen umher. Nach und nach beginnt er über sein Benehmen zu reflektieren. Noch ist er zeitweise religiös gestimmt. Er beginnt vielleicht den „Zorn des Herrn" zu fürchten und schon meldet sich die Reue. Bei seiner Heimkehr findet er sein Weib in Tränen, der kleine Ludwig spielt zu den Füßen der Mutter und verbirgt sich bei Schubarts Eintritt ängstlich, denn er hat vielleicht vorhin den Vater so furchtbar wild gesehen. Nun ist es um Schubart geschehen. „Er gehörte zu den tränenreichen Männern," sagt Johannes Scherr, „von denen man behauptet, daß sie gut seien." Das Gefühl der Reue packt Schubart mit ganzer Gewalt. Dazu hat er vielleicht noch an demselben Tage auf dem Gottesacker in ein offenes Grab geblickt. Sein Tun und Treiben erscheint ihm verwerflich; das ganze irdische Leben eitel. Da eilt er nun in seine Schreibstube und macht seinen augenblicklichen Gefühlen in Versen Luft.

Aus diesen und ähnlichen Stimmungen und Situationen heraus denke ich mir die Todesgesänge gedichtet und besonders jene, in denen sich — wie ich eben sagte — echter

Gefühlsausdruck offenbart. Daß manche unter ihnen lediglich als Gelegenheitsgedichte zu betrachten sind, die Schubart wahrscheinlich am Schluß der Reden deklamierte, die er bei Beerdigungen zu halten hatte, ist wohl selbstverständlich; ebenso daß andere wieder ihre Entstehung einer Krankheit verdanken, die ihn im Herbst des Jahres 1766 während eines Besuches in Aalen befallen hatte und ihn, nachdem er sich nach Geislingen hatte zurückbringen lassen, lange an das Bett gefesselt hielt. Schubart betont in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der „Todesgesänge“, daß ihn auch literarische Gründe dazu trieben, sich in diesem ernsten Genre zu versuchen, indem er sich bemüht habe, Gellert, Cramer und Klopstock in ihren geistlichen Liedern nachzuahmen.

Die besten und heute noch erträglichsten dieser düstern, eigentlich für kirchliche Zwecke bestimmten Lieder, sind aber jene, in welchen Schubart persönliche Gefühle zum Ausdrucke bringt. Zu diesen gehören beispielsweise „Todesgedanken am Geburtstage“, oder „Todesgedanken in einer Winternacht“. Lassen wir in den ersten Strophen des letztgenannten Gedichtes die moralisierenden Anhängsel weg, so ergibt sich ein ganz feines Stimmungsgedicht, das nur in einigen Ausdrücken der Feile bedürfen würde:

Sei mir gesegnet, lange Nacht
Wo alles um mich schweiget,
Wo nur die Seele in mir wacht
Und leichter aufwärts steiget.

Ich schau aus meiner Hütte auf
In unerflogene Höhen,
Um dort der Sterne Cirkellauf
Bewundernd anzusehen.

Du sanfter Mond, wie gießest du
Der hohen Andacht Zunder,
Zufriedenheit und Seelenruh'
In meine Brust herunter!

Schubart gab bei jedem dieser Gesänge die Melodie eines Chorales an, nach welcher das betreffende Lied zu

singen sei. Daß sich der Dichter über die Brauchbarkeit der „Todesgesänge“ für kirchliche Zwecke in vielen Fällen getäuscht hat, beweisen wohl am besten die oben wiedergegebenen Strophen. Ich wenigstens kann mir diese im Grunde doch subtile Empfindungen atmenden Verse von hunderten zu dröhnender Orgelbegleitung im Choralstil gesungen nicht vorstellen. Dennoch fanden im 18. Jahrhundert einige von Schubarts „Todesgesängen“ Eingang in deutsche Kirchengesangsbücher. Jedenfalls war man eben dazumal auch in der protestantischen Kirche bezüglich der Uebereinstimmung der Gesangstexte mit dem musikalischen Ausdruck ebensowenig kritisch wie in der katholischen Kirche jener Zeit, wo sich selbst Meister wie Mozart und Haydn nicht scheuten, ein Agnus Dei im gleichen Stile zu komponieren wie eine Opernarie.

Wenn Schubart in der Selbstbiographie sagt, daß die „Todesgesänge“ gut aufgenommen wurden, so ist dies keine Uebertreibung. In der literarischen Kritik erfuhr diese Liedersammlung gleich nach ihrer Veröffentlichung verschiedene Beurteilung. In der „Leipziger gelehrten Zeitung“ erschien die günstigste Besprechung. Hier wird es Schubart insbesondere hoch angerechnet, daß er „sich nicht gezwungen habe, Gesinnungen und Bilder abzuschildern, die er selbst nicht fühlte.“ Ferner wird auf die Mannigfaltigkeit der Betrachtungen des Todes sowie auf den Reichtum an lebhafter Einbildungskraft und endlich auf die natürliche Leichtigkeit hingewiesen und zum Schluß dem Dichter die Begabung für geistliche Lieder zugestanden. Auch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ kamen die „Todesgesänge“ gut weg, indem der Kritiker der Ansicht ist, „Schubart sei nicht ohne poetisches Genie und nicht unglücklich in seiner Versifikation.“ Dagegen wird die Ueberstürzung der Herausgabe getadelt. Der Dichter hätte, anstatt alle Gesänge skrupellos zu veröffentlichen, für den Druck eine feinere Auswahl treffen sollen. Merkwürdigerweise erschien in derselben Zeitschrift ein Jahr später noch eine Rezension der „Todesgesänge“, die aber recht ungünstig ausfiel und in der Schubart sogar einiger Plagiate

bezichtigt wird. Viele der Gesänge werden lächerlich gemacht — meines Erachtens oft ganz grundlos — und endlich heißt es: „So dichtet der Mann, der sich's hat einfallen lassen, unsern großen Dichtern nachzuklimmen,[30] ohne doch die Kräfte dazu zu haben."

Ich enthalte mich eines abschließenden Urteiles über Schubarts „Todesgesänge", denn — wie ich bereits erwähnte — fehlt mir für diese Art Poesie das richtige Verständnis. Wer sich eingehender über Schubart als geistlichen Liederdichter unterrichten will, den verweise ich auf Nägeles schon öfters erwähntes Buch: „Aus Schubarts Leben und Wirken", in welchem den „Todesgesängen" allein fast zehn Seiten gewidmet werden. In diesem Buche wird überhaupt die Geislinger Zeit streng wissenschaftlich und bis ins Detail mit einem großen Aufwand von Fleiß und Forschereifer behandelt.

Bereits ein Jahr vor Veröffentlichung der „Todesgesänge" hatte Schubart eine eigenartige Sammlung von prosaisch-poetischen Stücken unter dem Titel „Zaubereien" erscheinen lassen. Das Büchlein ist Wieland gewidmet und wird mit einem Gedicht „An den großen Zauberer Caramussal auf dem Berge Atlas" eingeleitet. Schubart macht hiezu die Randbemerkung: „Caramussal ist ein Geschöpf Wielands im Don Sylvio." Dieses Widmungsgedicht ist eine Huldigung für Wieland und ihm folgt ein zweites, in dem Schubart sein eigenes trauriges Los beklagt. Die übrigen Stücke, neun an der Zahl, sind durchaus in Prosa gehalten. Es sollen Satiren sein, doch sind diese zuweilen recht matt. Urteilt man nach der äußeren Form, so muß man annehmen, es habe Schubart gereizt, nach dem Muster von Ovids Metamorphosen Prosastücke zu schreiben. Sauer ist hingegen der Meinung[31], daß auch die 1759 von H. W. von Gerstenberg veröffentlichten „Tändeleien" Schubart als Muster für die „Zaubereien" dienten. Die

[30] Anspielung auf eine Stelle in der Vorrede.

[31] Vergl. Sauers Einleitung zu den „Stürmern und Drängern" in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur."

Satire ist — wie angedeutet — zuweilen matt. Am schärfsten tritt sie vielleicht gleich im ersten Prosastück, dem „Zauberhain“ hervor, wo ein rohes Volk, aus dem nichts mehr zu machen ist, in Eisenklötze verwandelt und dadurch der Sprache beraubt wird. In dieser ersten Satire hat Schubart manches aus seiner eigenen Erfahrung verwertet. So erinnern wir uns sofort an die Geistlichen in Geislingen, wenn wir von einem gothischen Tempel hören, „dessen Gewölbe von dem Geplörre dickleibichter Pfaffen widertönten.“ Wenn aber der Dichter in derselben Zauberei von Apollo erzählt, der sich als Patriot unter das barbarische Volk wagt, von diesem aber in ein stinkendes Gefängnis geworfen wird, wobei Schubart die Bemerkung einfließen läßt: „noch heutigentags in gesitteten Staaten der Lohn des Patrioten,“ so wissen wir, welches Land wir unter den „gesitteten Staaten“ zu verstehen haben und denken unwillkürlich an das Schicksal der Patrioten Moser und Huber und das künftige traurige Los Schubarts selbst. Anspielungen auf das Mißliche seines Dienstes in Geislingen finden sich in „Irion, oder die Schule des Vergnügens“, wo Schubart schildert, wie ein in der Unterwelt am Rade schmachtender Sträfling in einen Schulmeister verwandelt wird, baldigst aber wieder nach der höllischen Qual zurückverlangt. Der Schluß dieser Satire möge als Stilprobe der „Zaubereien“ hier Platz finden, zugleich auch als (freilich übertreibende) Schilderung der Qualen Schubarts im „Schulkerker“ zu Geislingen.

> „Anderhalb hundert Knaben, die ihm (Irion) wie ebensoviele Furien, zischende Geißeln auf den blutigen Rücken hielten, cloakenmäßiger Gestank, vor dem sich die Sinnlichkeit empörte, junge Tiger in halbmenschlicher Bildung, die Klauen der Eltern, welche sie, wie Löwen, hervorreckten, so oft ihre Kinder die verdiente Rute der Zucht fühlten, Vorurteile der Erziehung, die wie stygisches Dunkel auf dem Staate lagen (!), ein rang- und titelloses Leben, der Hunger, der aus einer Wolke von Schulstaub hündisch die leeren Zähne blöckte, die Schmäh-

sucht, die in Schlangengestalt seinen Tritten nachkroch, herkulische Arbeit bei teuflischem Undank erfüllten nun die Tage, durch die Ixion wie von einem eisernen Rad umhergetrieben wurde. — Und keuchend eilte er wieder zur Hölle, wo Cerberus freundlich dem alten Hausgenossen wedelte, dessen vom Rade spritzendes Blut er oftmals leckte. — So kläglich wie Orpheus Eurydicen rufte, so kläglich rufte itzt Ixion: o mein Rad, gib mir mein Rad wieder, mächtiger Pluto! und zehnfach tönten es die Gewölbe der höllischen Burg nach. — Pluto erhört' ihn und lächelnd ließ sich Ixion wieder auf sein folterndes Rad flechten und streichelte die Schlange, die gegen ihn zischte."

Von der zeitgenössischen Kritik wurden die „Zaubereien" nicht günstig aufgenommen. Sie waren — wenigstens teilweise — zu persönlich gehalten und konnten deshalb nicht recht verstanden werden. Schubart beklagt sich darüber mehrmals in seinen Briefen, so beispielsweise in einem an den jungen Wolbach in Ulm, in dem es heißt: „Meine Zaubereien haben gewaltig gelitten in der Zensur, indem man Absichten darinnen suchen wollte, an die ich in Ewigkeit nicht gedacht habe." Schubart will sich aber hier vor dem jungen Mann nur ein wenig in ein besseres Licht setzen, denn daß seine satirischen Ausfälle in den „Zaubereien" beabsichtigt waren, geht aus des Dichters späterer Beurteilung des Werkes hervor. In der Lebensbeschreibung sagt er: „Die Zaubereien, eine unglückliche Nachahmung Ovids, sind ein schwarzes Denkmal eines verdorbenen (!), mit seinem Zustande unzufriedenen Herzens. Daher sind sie voll Ausfälle auf Leute, die besser waren als ich (? ?) und voll Murren über meine Situation, die doch Vorbereitung auf eine bessere (? ? ?) war. Wieland, dem ich sie dedizierte, merkte es wohl und bestrafte mich deswegen im Tone der menschlichen Schonung, der ihm so eigen ist." — Die betreffende Stelle in Wielands Brief lautet: „Doch muß ich Ihnen sagen, daß ich wünschte, Sie möchten die „Zaubereien" Ihr letztes in der poetischen Prosa sein lassen. Sie ist zwar originell und vortrefflich, aber wenn man von den Musen

und Grazien so geliebt wird wie Sie und dabei die Sprache so meisterhaft in seiner Gewalt hat, so soll man, meiner Meinung nach, ganz in Versen dichten."

In demselben Briefe macht nun Wieland dem Geislinger Satiriker das Anerbieten, mit ihm eine Zeitschrift zu schreiben.[32] Diese kam jedoch — wie erwähnt — erst ein Jahr später unter dem Titel „Der neue Rechtschaffene" heraus und zwar weder unter Wielands noch Schubarts Redaktion. Beide waren nur Mitarbeiter, und als Herausgeber erschien der Buchhändler Otto in Lindau im Bodensee. Welche Stücke in dieser Zeitschrift von Schubart herrühren, ist höchst schwierig zu ermitteln, denn die Mitarbeiter zeichneten alle pseudonym, oder nur mit einem Buchstaben, der aber nicht dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen entsprach.[33] Auch war der Stil Schubarts damals noch keineswegs so charakteristisch, daß man daraus seine Beiträge von jenen anderer Schriftsteller unterscheiden könnte. Ueber die Aufnahme der einzelnen Artikel haben sich Schubart und Wieland schriftlich nicht beraten. Das geht schon aus dem ersten Stücke hervor, in welchem wir seltsamerweise gleich einen Angriff auf Wieland finden. Dieses Stück, obzwar nicht gezeichnet, dürfte bestimmt von Schubart sein, denn inhaltlich gleicht es seinen Briefen aus der Geislinger Zeit, sowie auch seinen damals verfaßten Oden. Nachdem zuerst in Prosa weidlich über den schlechten Geschmack der Schwaben geschimpft wird, fährt der Verfasser des Einleitungsartikels in Versen fort. Nun erscheint, ähnlich wie in Schubarts Oden an Franciscus und Hörner, ein Genius, der in Versen eine literarische Umschau hält. In diesem Gedichte findet sich die Stelle:

„Und Wieland. Stolz ist sein Nam'. — Ach hätt' er
sich nicht vergessen!
Hier seufzt' und schwieg der Genius."

---

[32] Also muß Wieland an Schubarts Prosa doch Gefallen gefunden haben.

[33] Aus einem Briefe Schubarts erfahren wir, daß seine Artikel mit „h" gezeichnet waren. Sein Pseudonym dürfte „David Biedermann" gewesen sein.

Es ist, wie gesagt, nicht erwiesen, ob der betreffende Artikel wirklich von Schubart stammt; ist dies aber der Fall, dann hat Schubart gegen Wieland heimtückisch gehandelt oder doch sich ihm gegenüber unaufrichtig benommen. Er dachte über Wielands Werke anders, als er sie in den Briefen an ihn beurteilte. Schon in jener Zeit, als Schubart so lange auf Wielands Antwort bezüglich der Ode auf Franciscus warten mußte, läßt er Haug gegenüber abfällige Bemerkungen über Wielands neuere Schriften fallen. So heißt es einmal (Brief vom 6. Juni 1766): „Herr Wieland, dieser „Frazzenübersetzer“ hat einen Roman von ganz neuem Schlage gemacht. Er überschreibt ihn Agathon und schildert sich unter diesem Titel selber. Sie werden viel Philosophie, griechische Literatur, einen erfindenden Kopf und nachdrücklichen Stil, aber ein schlimmes Herz gegen Religion und gute Sitten finden.“ Und am gleichen Tage schreibt er an Böckh: „Wielands Agathon ist Wieland selber. Philosophie, griechische Literatur, abgeführten Stil, Schöpfergeist, alles ist hier; — nur nicht ein durch den Geist der Religion geläutertes Herz.“ Man sieht also, Schubart stieß sich — wie ich dies schon früher konstatiert habe — an Wielands Irreligiosität. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß der Einleitungsartikel zum „Neuen Rechtschaffenen“ wirklich von Schubart stammt und daß dieser seinem verehrten Wieland durch den Passus obigen Gedichtes eine kleine moralische Lektion erteilen und überdies noch auf den brieflich (übrigens so zart) ausgesprochenen Tadel der „Zaubereien“ zurückschlagen wollte. Wer nun eine Ahnung von literarischer Empfindlichkeit besitzt, wird sich nicht wundern, wenn Wieland plötzlich jeden brieflichen Verkehr mit Schubart abbricht. Man wird es aber auch begreiflich finden, wenn sich Wieland in dem Briefe an Schubarts Sohn nicht genauer über diese Angelegenheit äußern will. Der Greis mochte offenbar auf einen Toten keinen Stein werfen und das hätte er jedenfalls tun müssen, hätte er den wahren Sachverhalt mitteilen wollen.

Außer diesem Einleitungsartikel bietet der „Neue

Rechtschaffene“ nichts Bemerkenswertes. Die meisten Stücke sind zahmer Natur und für heutige Begriffe sogar recht langweilig. Eine Ausnahme bildet etwa das siebente Stück, welches uns vielleicht ein Beispiel von Schubarts Predigtstil gibt, und das zwölfte Stück. In letzterem wird über den glücklichen Ehestand philosophiert und moralisiert. Der Artikel dürfte jedenfalls aus Schubarts Feder stammen und wirft ein eigentümliches Licht auf sein Eheleben. Der Verfasser träumt sich hier in den Zustand der Ehelosigkeit zurück und malt sich in seiner Phantasie eine glückliche Ehe aus. Zum Schluß stellt er in humoristischen Versen eine Betrachtung über das „Uebel in der Ehe“ an, welche Schubarts Wort von seiner „überstürzten Heirat“ auf das lebhafteste illustriert.

„Du fragst mein Freund: woraus entstehn
So viele Uebel in den Ehn? —
Wenn wir ein schönes Mägdchen sehn,
Vor ihrem Reiz gefesselt stehn:
So finden wir dann alles schön,
All' ihre Worte sind dann schön;
Ihr Herz ist unvergleichlich schön;
Und alles was sie lobt ist schön,
Selbst Laster werden Tugenden.
Wenn wir, acht Tage (!) in den Ehn,
Mit bessern Augen besser sehn,
Und nun die Zaubereyn vergehn,
Dann finden wir fast gar nichts schön.
Daraus, mein Freund, allein entstehn
So viele Uebel in den Ehn.“

Werfen wir nun noch einen Blick auf jene Tätigkeit Schubarts in Geislingen, die sein eigentliches Amt war: Die Schulmeisterei.

Anfangs erschrak er, wie wir hörten, mehr über das Unangenehme seines Amtes, als über die Schwere seiner Pflicht. Dieses Unangenehme lag in den äußeren Verhältnissen; in der Unreinlichkeit und in dem schlechten Zustand der Schulstube und — um einen beliebten Ausdruck unserer

heutigen Lehrerschaft zu gebrauchen — im Schülermaterial. Dennoch ließ Schubart den Mut nicht sinken, und auch hier kam ihm sein Hang zum Reformieren zustatten. Bald drang er bei seinen Vorgesetzten auf reinere Haltung der Schule, freilich — wie es scheint — mit wenig Erfolg. Die Kinder aber hielt er stets zur Reinlichkeit an und sorgte nicht nur für regere Ausbildung der geistigen, sondern auch der leiblichen Fähigkeiten. Hören wir ihn zunächst selbst über seine Lehrtätigkeit erzählen. „Böckh, mein treuer Schwager, gab mir manche Lehre des weisen Unterrichts, die ich auch mit augenscheinlichem Nutz, trotz aller Hindernisse des grauen Vorurteils (!) befolgte. Baldinger unterstützte jeden guten Entwurf, den ich machte, mit seinem Ansehen, und ich erzog in kurzer Zeit einige sehr fähige Schüler, die teils auf die oberste Klasse des Ulmischen Gymnasiums kamen, teils aber auch zu andern bürgerlichen Geschäften bestimmt wurden, noch leben und mich durch ihren Dank für meinen Eifer belohnen.[34] Ich trieb die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre — versteht sich alles in den ersten Anfängen — nebst der griechischen und lateinischen Sprache, sonderlich Kalligraphie, Rechtschreibekunst und Wissenschaft des Briefstellens (!) mit meinen Schülern mit dem schönsten Erfolg. Ich hielt kleine Rednerübungen, Gespräche in dramatischer Form, ging mit einigen meiner ältesten Schüler öfters ins Feld hinaus, sah ihren gymnastischen Uebungen zu und gewann gar bald ihr und ihrer Eltern Zutrauen."

Man muß gestehen, Schubart hatte sich ein treffliches Unterrichtsprogramm zurechtgemacht. Das Originellste

---

[34] Ich führe zum Beweis, daß Schubart hier nicht renommiert, einige dieser Schüler an: Johann Wilhelm Stüber besuchte bis 1766 Schubarts Schule in Geislingen, wurde dann von seinem Lehrer nach Ulm empfohlen, studierte später in Göttingen und wurde 1793 Prediger am Ulmer Münster. Johannes Kern, ein Vetter von Schubarts Frau, bis zu seinem 13. Lebensjahr Schubarts Schüler, wurde Professor in Ulm. Jos. Fischer endlich besuchte die Schule Schubarts, so lange dieser in Geislingen lehrte, und bewahrte seinem Präzeptor ein so pietätvolles Andenken, daß er die bei Schubart geschriebenen Diktate zeitlebens aufbewahrte.

daran waren aber jedenfalls die Uebungen in der „Wissenschaft des Briefstellens“, denn Schubart betrieb diese Uebungen nicht etwa nach Lehrbüchern oder gedruckten Musterstücken, sondern völlig frei, nach eigener Erfindung. Glücklicherweise hat sich — hauptsächlich durch den vorhin erwähnten Fischer — ein großer Teil dieser Schuldiktate erhalten und sie gewähren uns nicht nur einen trefflichen Einblick in die damaligen Kulturverhältnisse eines schwäbischen Städtleins, sondern lassen uns auch Schubart als Erzieher sehr gut erkennen. Diese Schuldiktate sind aber weiters nicht allein von pädagogischem, sondern auch von literarischem Interesse, denn in einigen von ihnen kündigt sich schon der künftige Schreiber der „deutschen Chronik“ kraftvoll an. In manchen derselben führt nämlich Schubart eine nichts weniger als feine Sprache, ja er scheut sich nicht, seinen Schülern Ausdrücke in die Feder zu diktieren, bei denen mancher sittenstrenge Lehrer oder gar überfeine Inspektor von heute in Ohnmacht fallen würde. Auch würde wohl mancher moderne Pädagog dazu bedenklich das würdige Haupt schütteln, wollte ein Lehrer — wie dies Schubart tat — in den Diktaten nicht nur über schlimme Schüler Klage führen, sondern auch über seine eigene mißliche Lage und gar — über die Eltern der Schüler.

Fast alle Schuldiktate Schubarts sind in Briefform abgefaßt, wie auch der genannte Josef Fischer bei Uebersendung der Hefte an seinen Vetter brieflich bezeugt, daß „der Präzeptor seine Schüler auf solche Weise im Briefschreiben üben wollte.“[35] Die meisten sind in Prosa abgefaßt, doch finden sich auch mehrere Diktate in Versen und schließlich einige in regelrechter Gedichtform. Letztere ließ Schubart, da sie religiösen Inhalts sind und stets eine Choralmelodie beigegeben ist, jedenfalls auch singen. Der Inhalt der Prosastücke ist von größter Mannigfaltigkeit. So

[35] Fischers Diktathefte befanden sich noch im Jahre 1888 im Besitze der Frau Bertha Bertheau in Memmingen. Im Ganzen haben sich vier Sammlungen Schubart'scher Diktate erhalten. Nägele verzeichnet 185 Diktate.

wird beispielsweise in einem Diktat in Briefform darüber berichtet, was in Geislingen Neues vorgefallen ist, in einem andern werden die Gründe erörtert, aus denen man die Schule versäumt. Hier werden Krankheit, Armut und dringende häusliche Geschäfte als triftige und entschuldbare Gründe angeführt, Leichtsinn und Bosheit hingegen als unentschuldbare. Ein Diktat enthält die Erzählung vom Vatermörder, die Schubart später zu einer Ballade benützte, einige geben in Briefform Bericht über das Verhalten der Schüler, eines bietet eine gelungene Charakteristik verschieden gearteter Schüler. Aus dem letzterwähnten Diktat möge als Probe eine Stelle wörtlich wiedergegeben werden. Es ist zwar eine gräuliche, aber in gewissem Sinne echt Schubart'sche Schilderung und gibt uns zugleich einen (freilich etwas übertriebenen) Begriff davon, mit welch pöbelhaften Burschen sich der arme Schuladjunkt in Geislingen martern mußte. (Orthographie nach Nägele.)

> Hans Schweinrüsel war schon längst der Schandfleck der Schule. Er schien von lauter Koth zusammengesetzt zu seyn. Pech und Ungeziefer in den Haaren, Koth auf der Stirne, einen Misthaufen auf der Nase, Koth um seinen Mund und um seine gelben stinkenden Zähne, Geifer an seinen Lippen, Schmuz an seinem zerrissenen Wamms, Hände wie ein Hafner, der an der Scheibe sitzt, große Kazzen-Klauen, in welchen sich ein schwarzer Unflath gesammelt hat, Bettlers Hosen, aus denen ein schmieriges und garstiges Hembd heraussieht, Bücher und Schriften, aus denen man etliche Pfund Speck und Schmehr heraussieden könnte. Und kurz ein Kerl, der aus hunderterlei stinkenden Gerüchen zusammengesetzt ist, der seinen Präzeptor des Jahrs um einen halben Centner Schnupftobak und seine Kameraden fast um ihre Nase bringt, weil sie dieselbige beständig zuhalten müssen.

Es ist natürlich, daß Schubart mit den Eltern eines Jungen, den er in der Schule auf solche Art lächerlich machte, oft einen harten Strauß auszustehen hatte. Freunde warb

er sich auf diese Weise unter den Alten gewiß nicht. Häufig haben sich die Eltern bei ihm selbst oder gar bei Schubarts Vorgesetzten auch über grobe Behandlung ihrer Buben beklagt; auch darüber, daß die Jungens zu viel in der Schule sitzen müssen und überangestrengt werden. Doch Schubart scheute sich nicht, auch die Dummheit und Unvernunft mancher Eltern in den Schuldiktaten zu glossieren. Als Beispiel hiefür mögen noch zwei charakteristische Diktate ungekürzt wiedergegeben werden. Im ersten achte man auf die absichtlich verunstaltete Orthographie und Ausdrucksweise, die den gemeinen Mann charakterisieren soll.

Geislingen d. 22. Jenner 1768.

Lieber Herr Schulmeister,

Ich glaub, ihr seid ein Narr. Ihr wollt gewiß meinen Buben so lang in der Schul behalten, bis er einen Bart kriegt, wie ein Kutscher? Was braucht mein Jörg solch närrisch Zeug da, solch Firlefanz zu lernen? Mein Bub soll einmahl ein Weber werden und hiemit Gott befohlen. Ein Schuster, ein Schneider, ein Drechßler, ein Kupfferschmied, ein Bekh oder ein Miller brauchen beim Element keinen Doktor zu seyn. Der Schuster muß wipsen, der Schneider sein Ellenmeß verstehen, der Drechßler eine Kutsche mit 6 Pferden in einen Kirschkern bringen können (Beindrechslerkunststück aus Alt-Geislingen), der Kupfferschmied macht braf Knöpfleshäfen, der Bekh bakt seine Nudeln frisch wek und der Miller thut etliche Creuzflüch, daß seine Mühle zittert. Daß ihrs wißt Herr Schulmeister! Keinen Haspel laß ich aus meinem Buben nicht ziehen, ob er die Mortogravieh versteht oder nicht. Mein Gukähle (Urgroßvater) hat U n d mit einem T h geschrieben und ist eineweg Schultes worden. Mein Jörg braucht kein Federfuchs zu werden, wann er nur schreibt, daß mans lesen kan. Die übergstudierte Leute, das sind mir grad die rechte! Die fahren meiner Six! dem Teufel alle baadwarm in Arsch. Kurz Herr Schulmeister! Schicket mir Jörgen. Er kan Grazfuß gnug machen.

Im Christentum kan er mir gnug, wann er weiß, daß Christus in Bethphage geboren worden, daß der Apostel Judas einen rothen Bart gehabt hat und daß der hl. Apostel Paules seinen Sohn Abraham schier mit einem Messer die Gurgel abgeschnitten hat. —

Leb der Herr wohl. Hier schicke dem Herrn ein paar Ellen Stuckplez und Oberhembd, für meines Buben Kindfürmazzion. (Konfirmation.) Mein Weib Lisel läßt euer Weib schön grüßen. Ich heiße

Hans Fikker, Webermeister.

Meine Söhne,

Obiger Brief ist so dumm und brutal geschrieben, daß er keine Antwort verdient. Aber ach, daß nur nicht auch andere Leute so niederträchtig dächten, wie dieser Weber! Allein man höre einmal auf manchen Bierbänken die Bürger über das Schulwesen urteilen (!), so wird man gewiß mehr solche dumme Fikker antreffen, als es einem vernünftigen Mann lieb ist. Was? Schreit Michael Schwehrmaul, ist es erlaubt, den Buben in der Schul Fabeln anzugeben? Der Henker! Ich sollt Recetter (Präzeptor) sein, ich wollt meinen Buben gescheidere Sachen duktieren. — Du hast Recht, Michel, sagt Jakob Schurzfell, der Recetter ist ein Fabelhanß und hiemit — schlucken meine zwei Philosophen ein Gläschen Schnips hinunter, wischen ihren rauhen Bart ab und murren über unsern Herrgott, daß er sie nicht zu Burgemeister gemacht hat. Doch ein Weiser lachet darüber. So unvernünftig es vor einen Gelehrten wäre, wann er einem Schneider sagen wollte, wie man ein paar Pumphosen zuschneidet, oder einem Nagelschmied, wie er Schuhnägel machen müsse, eben so unvernünftig ist es von einem Handwerksmanne, wann er von Dingen urtheilt, die über seinen Horizont sind. Darum werdet weise, meine Söhne! Ihr möget Schuster, Schneider, Sailer, Weber, Bekken, Kupferschmied oder Drechsler werden; so wird es

euch allezeit wohl anstehen, wenn ihr klug seid und nicht so dumm in den Tag hinein raisonniert, wie Meister Fikker, Michael Schwehrmaul und Jankel Schurzfell. O um einen vernünftigen Bürger ist es etwas schönes; darum strebet nach Vernunft, nach Tugend und Gottesfurcht, damit ihr diesen Ruhm erwerbet. Ich verbleibe ewig

Euer getreuer Lehrer
Christian Friedrich Daniel Schubart.

Das interessanteste aller Schuldiktate ist aber dasjenige, welches die später bei Schubart so beliebte Erzählung von den beiden ungleichen Söhnen enthält, die er 1775 im „Schwäbischen Magazin“ in veränderter Form veröffentlichte und nach welcher Schiller sich den Plan seiner „Räuber“ zurechtmachte. Das Schuldiktat lautet im Auszuge:

Der Anspachische Beamte, Herr von Buttwitz, Amtmann in der Nähe von Crailsheim, hatte zwei ganz verschieden geartete Söhne. Wilhelm war der Urtypus des Ordnungsmenschen, des Philisters, dabei aber, wie sich später herausstellte, des Muckers und Heuchlers. Louis dagegen ist das Genie mit all seinen Schatten- und Lichtseiten, dem doch der Lohn schließlich zuteil wird; er ist (das Schubart'sche Ideal) feurig, leichtsinnig, verschwenderisch, voll boshafter Streiche, dabei aber freigebig und von allen Menschen geliebt, weil er einen guten Kopf und ein zärtliches Herz hatte. Auf der Hochschule studierte er wenig, liebte starke Gesellschaften, legte sich aufs Reiten, Fechten und Tanzen, spielte, trank und hatte alle Tage Musik. Als er's endlich zu bunt trieb, enterbte ihn der Vater und Louis ward ein Preuße. Als er einmal gefährlich verwundet wurde, erinnerte er sich in der Krankheit reumütig an seinen Lebenswandel und beschloß, seine Eltern um Verzeihung zu bitten. Aber sein beweglicher Brief wurde auf Betreiben seines Bruders Wilhelm nicht einmal beantwortet. Da wurde er

denn nach seiner Entlassung aus dem Heer Bauernknecht und zwar in nächster Nähe seiner Heimat. Hier hielt er sich vortrefflich, daß er überall als der klügste und fleißigste Arbeiter bekannt und von seinem eigenen Vater, der oft ins Dorf kam, belobt wurde. Einmal, als er Holz zu machen im Wald war, hörte er unfern auffallendes Geräusch. Er schleicht hinzu und kommt eben recht, seinen Vater aus der Hand von 4 Mördern zu befreien. Ein Mörder gestand, von Wilhelm gedungen worden zu sein, dem der Vater zu lang lebte. Diese entsetzliche Entdeckung brachte den Vater fast zur Verzweiflung. Da ertrug es Louis nicht länger und enthüllte, wer er sei. Mit Wonne nahm ihn der Vater auf und Louis wußte auch die Strafe Wilhelms erträglich zu machen.

Auf Schubarts pädagogische Tätigkeit noch genauer einzugehen, würde uns wohl zu weit führen. Schubart als Schulmann zu würdigen, gibt Stoff für eine Broschüre.[36] Für unsere Zwecke möge es genügen, festzustellen, daß Schubart die Befähigung zum Lehrberufe vollauf besaß. Am rückhaltslosesten hat dies J. G. Fischer, gewiß ein glaubwürdiger Zeuge, mit den Worten anerkannt: „Schubart war ein Lehrtalent von eminenter Bedeutung. Sein rascher und scharfer Blick in die Verhältnisse des Ganzen und des Einzelnen, seine Bürgerfreundlichkeit, seine Gabe, Talente zu erkennen und zu wecken, Schiefheiten und sittliche Gebrechen schon bei der Jugend zu charakterisieren, sein packender Ausdruck, den Dingen den rechten Namen zu geben, alles wirkte zusammen, seine Schüler im Innersten zu fassen, zu bewegen, zu erheben und durch sie auch auf die Familie, auf die Bürgerschaft zurückzuwirken." — Gewiß konnten sich also die Geislinger glücklich schätzen, solch einen Schulmeister gehabt zu haben.

---

[36] Eine solche ist auch bereits im Jahre 1899 als 117. Heft des „Pädagogischen Magazin" erschienen. Ihr Verfasser, Herr Groẞe, hat sich freilich etwas stark an Nägele angelehnt.

Hätte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Bürgerschulen Deutschlands überall Männer von der patriotischen und freien Denkart eines Schubart angestellt, dann hätten die Deutschen wohl kaum noch ein ganzes Jahrhundert auf ihre politische Einheit warten müssen. Daß aber an den deutschen Schulen unseres heutigen Oesterreichs Pädagogen von Schubarts großdeutscher Gesinnung ganz besonders nötig wären, habe ich bereits im ersten Kapitel bemerkt.

Hand in Hand mit seinem Lehrberuf ging in Geislingen Schubarts musikalische Wirksamkeit. Zum eigenen Schaffen blieb ihm indessen gerade hier am wenigsten Zeit; nur anfangs scheint er theoretische Studien betrieben zu haben. Bald ließen ihn aber die neun bis zehn Stunden täglichen Unterrichts, das Leichensingen, das Predigen in den Nachbarorten und endlich seine literarischen Bemühungen kaum zu Atem kommen. Die Musik konnte er hier also nur im Lehramte und im Kirchendienst betreiben, indem er einigen Schülern Violinunterricht gab (nach seinen Briefen mehr Qual als Vergnügen), einen Musikchor bildete (für den er sich einmal von auswärts einige Symphonien bestellt) und sich mit Röbelens Sohn in den Organistendienst teilte. Wenn nun Nägele meint: „Keinesfalls ahnten die Geislinger, daß ihr Organist einer der größten Orgelspieler Deutschlands wenn nicht schon war, so doch werden sollte,“ so scheint er mir denn doch etwas zu viel zu sagen. Unter den Urteilen, welche später Musikkenner über Schubarts Orgelspiel abgaben, findet sich keines, das uns dazu berechtigen sollte, Schubart für einen der größten Orgelspieler Deutschlands zu erklären. — Schubarts Sohn berichtet über die musikalische Tätigkeit seines Vaters in jener Zeit folgendermaßen: „In Geislingen fand er mehr zu tun als in Aalen: spielte bald Orgel, bald Violin, bald Violoncell; sang mit donnernder Stimme voran, zog sich neuerdings einige brauchbare Subjekte zurecht und machte sich um die Ohren wie um die Schulen des Städtchens so verdient, daß die ganze nachfolgende Generation ein *helleres Gepräge* erhielt.“ (!)

An Schubarts Organistendienst in Geislingen hat sich übrigens bis heute eine Erinnerung erhalten. Auf einer an der Orgel der Stadtkirche angebrachten hölzernen Tafel stehen nämlich einige Verse, welche jedenfalls auf einen Beschluß der Obrigkeit Bezug haben, der den Zutritt zum Kirchenchor nur den dort Beschäftigten gestattet. Diese Verse sollen von Schubart herrühren und lauten:

Hört Ihr liebe gute Freund
Wan Ihr öfters hier erscheint,
Einmal kan man euch wohl leiden
Zweymal wan Ihr seid bescheiden,
und so Ihr gar kein Musicus,
seit Ihr daß Drittmal ein verdruß.
Gottes wort und heilsam lehren
kan man drunden besser hören,
wornach man sich richten muß
Dieses ist der Obern Schluß.

Bis zum Jahre 1769, also durch nahezu sechs Jahre, war es Schubart, trotz aller Seitensprünge und Absonderlichkeiten, geglückt, seinen Vorgesetzten keinerlei Anlaß zu geben, ernstliche Disziplinarmittel gegen ihn zu gebrauchen. Da beging Schubart eine kleine Unbesonnenheit. Er diktierte einigen Knaben privatim (also nicht als Schuldiktat) einen Neujahrswunsch für 1769, der im Städtlein großes Aufsehen hervorrief und auch bald seinen Weg ins Ulmer Ministerium fand, wo er natürlich den höchsten Unwillen der weisen Perrücken erregte. Es ist nicht erwiesen, ob dieser Neujahrswunsch jener ist, den Wohlwill im Archiv für Literaturgeschichte (XV. 1.) mitteilt. Jedenfalls hat er aber ähnlich gelautet. „Um zu zeigen," bemerkt Wohlwill, „welche Trivialitäten von Schubart geschrieben — oder ihm doch untergeschoben werden konnten, möge hier der Anfang des „Neujahrswunsches" eine Stelle finden:"

„Was wünsch ich dir, Herr Bruder? Heut ist das neue Jahr. Ich bin so faul wie Luder, Gedanken sind so rar. — Heut sind fast alle Menschen von

Komplimenten starr. Was soll ich denn nicht wünschen? Heut wünscht ein jeder Narr; drum wünsch ich, daß du Glücke In diesem Jahr erlangst, daß du in keinem Stücke dies Jahr am Galgen prangst. — Friß nicht, wie Schaf und Rinder, Gras, Stroh und dürres Heu; es hau dir auch der Schinder den Schädel nicht entzwei."

In diesem Ton geht es weiter, hie und da unterspickt mit einigen Derbheiten. Aber selbst diese sind keineswegs schlimmer, als so manche in den Schuldiktaten. Wenn also über diesen Neujahrswunsch in Ulm Zeter geschrieen wurde, so muß er jedenfalls durch Zusätze von fremder Hand entstellt worden sein.

Schubart mochte nun bald nach Bekanntwerden dieses Neujahrswunsches gefühlt haben, daß ihm in Geislingen der Boden unter den Füßen werde heiß gemacht werden und er trachtete daher ernstlich darnach, sein Glück anderswo zu versuchen. Zunächst denkt er abermals an den Bischof von Ellwangen, der im Januar 1769 zum Bischof von Regensburg gewählt worden war. Zu diesem Ereignis beglückwünschte Schubart den Bischof in Form einer kurzen, in fließenden Jamben gehaltenen Ode, in der er auch die Bitte einfließen läßt:

„O reiße mich vom Fels hinweg,
Wohin mein Schicksal mich verschlagen."

Der Bischof verstand den Wink und ließ Schubart baldigst antworten: „Ihre hochfürstlichen Gnaden werden Sie bald vom Unglücksfelsen losmachen. Sapienti satis!"

Als diese Antwort eintraf, weilte aber Schubart nicht in Geislingen. Er hatte sich einen kurzen Urlaub erbeten und war am 7. Februar 1769 mit seiner Frau nach Eßlingen zu seiner Schwester und seinem geliebten Schwager Böckh gefahren. Mit letzterem reiste er nach Ludwigsburg, um die Oper „Fetonte"[37] am Geburtstage des Herzogs

[37] Oper von Metastasio und Jommelli. Dieses Werk erforderte ein Massenaufgebot von Statisten. 341 Soldaten, darunter 86 zu Pferd, und 95 andere Komparsen traten darin auf. Vergl. das 7.

(11. Febr.) aufführen zu sehen. „Man stelle sich einen so feuerfangenden Menschen vor“, erzählt Schubart, „als ich war, dessen Hauptthang die schönen Künste sonderlich die Tonkunst gewesen, und der noch nie ein treffliches Orchester gehört, noch nie eine Oper gesehen hatte,[38] diesen Menschen stelle man sich vor — wie er schwimmt in tausendfachen Wonnen, indem er hier den Triumph der Dichtkunst, Malerei, Tonkunst und Mimik vor sich sah. Jomelli stund noch an der Spitze des gebildetsten Orchesters in der Welt, Aprili sang, und Bonini und Cesari. Der Geist der Musik war groß und himmelhebend und wurde so ausgedrückt, als wäre jeder Tonkünstler eine Nerve von Jomelli: Tanz, Dekoration, Flugwerk, alles war im kühnsten, neuesten, besten Stile — und nun gute Nacht Geislingen mit deiner Einfalt, deinem Kirchhof und deinem Schulkerker!“ —

Kaum war Schubart von dieser Reise nach Geislingen zurückgekehrt, das ihm nun noch „düsterer als jemals koloriert“ erschien, als das durch den Neujahrswunsch heraufbeschworene Unheil über ihn hereinzubrechen drohte. Am 22. Februar 1769 schreibt er an Böckh, den er eben schweren Herzens verlassen hatte: „Schreckliche Wolken, Donnerwolken türmten sich über meinem Haupte auf“. Und nun schildert er, wie er auf Befehl des Religionsamtes in Ulm vor den geistlichen Rat von Geislingen citiert worden war, wo man ihm solche Reden hören ließ, daß sie „wie eine kalte Hand sein Herz angriffen und zerquetschten.“ Darauf wurde wieder ein Bericht nach Ulm gemacht und nun ängstigte man Schubart von allen Seiten bezüglich der Folgen, die sein leichtsinniger Neujahrswunsch für ihn und seine Familie haben werde.

Heft des großen Werkes „Herzog Carl Eugen und seine Zeit“ Seite 503. Der Abschnitt „Das Theater“, von Dr. Rud. Krauß, gibt auch die Entstehungsgeschichte des Ludwigsburger Opernhauses.

[38] Hier scheint Schubart augenblicklich die Erinnerung zu verlassen. Er hatte — wie wir bereits im ersten Kapitel vernahmen — von Erlangen aus eine Reise nach Bayreuth gemacht und am dortigen Hoftheater Sänger gehört, die ihn „gen Himmel rissen.“

In dieser Not wandte sich Schubart am 21. Februar mit einem Gesuch an den ihm stets so wohlgesinnten Obervogt von Baldinger, den einzigen Gönner, den er noch hatte. Schubart bekennt in diesem Schreiben, daß er die unglückselige Reimerei auf die Bitte einiger Schulknaben verfaßt habe, die ihren in anderen Orten bereits in der Lehre stehenden Freunden damit einen Ulk antun wollten. Er habe den Knaben ausdrücklich verboten, den Wunsch in ihre Diktathefte einzuschreiben und habe deshalb allerdings die Worte nicht auf die Goldwage gelegt. Der Wunsch habe endlich durch mehrfaches Abschreiben gewaltige Veränderungen erfahren; diese Abschriften seien nach Ulm gekommen, wogegen die in Geislingen umlaufenden Exemplare vernichtet wurden. (!) „Nur die Herren Geistlichen, welche niemals einiger sind, als wenn sie auf mich losdonnern, haben sorgfältig einige durch schlimme Abschreiber verstümmelte Kopien in ihrem Pulte verwahrt.“

(Also auch diesen Streich hätte Schubart den Pfaffen zu verdanken?) Zum Schlusse bittet Schubart den Obervogt Baldinger, er möge beim Religionsamte Fürsprache für ihn einlegen, er habe von dem Bischof von Ellwangen (Regensburg) die „angenehmsten Versicherungen“ erhalten und werde durch diesen hohen Herrn gewiß bald eine andere Anstellung bekommen. „Man lasse mich also diesen gewiß nicht mehr weit entfernten Augenblick meines Glückes geduldig abwarten und lasse sich durch die Verzweiflung eines noch nicht 30jährigen Mannes, durch den Gram einer jungen Frau und durch die Tränen zweier Unmündigen[39] rühren.“ — Tatsächlich wurde vorläufig gegen Schubart nichts unternommen. Erst im August, hart vor seiner Abreise von Geislingen, bekam er vom Religionsamt des Neujahrswunsches wegen eine schriftliche Verwarnung.

In Ludwigsburg hatte Schubart auch Haug besucht, der inzwischen vom Herzog Karl Eugen als Professor dahin

---

[39] Am 16. Juli 1767 war Schubarts Tochter Juliane geboren worden.

berufen worden war. Dieser Besuch wurde für unsern Dichter höchst verhängnisvoll. Wahrscheinlich stellte schon damals Haug eine Versetzung Schubarts nach Ludwigsburg als etwas nicht Unerreichbares hin und machte dadurch dem Geislinger Präzeptor den Kopf recht warm. Im März 1769 traf nun von Haug ein Schreiben in Geislingen ein, das die Nachricht von dem Freiwerden des Musikdirektorats in Ludwigsburg ankündigte. Schubart antwortete sofort: „Sie wissen, daß ich in einer Situation stehe, wo mir jedweder Antrag willkommen sein muß. Wenn Sie es demnach dahin bringen, daß ich das Musikdirektorat erhalte, so werde ich mich keinen Augenblick bedenken es anzunehmen.“ Am 7. April fand in Ludwigsburg die Gerichtssitzung statt, welche darüber zu entscheiden hatte, wer an Stelle des achtzigjährigen Organisten Enslin zu ernennen sei. Nebst Schubart, der von Haug empfohlen war und auf dessen Tüchtigkeit Oberamtmann Kerner[40] in der Sitzung hinwies, kam noch Oberpräzeptor Jahn[41] in Betracht, der von dem mächtigen Spezial (Dekan) Zilling protegiert wurde. Da sich aber der Herzog selbst dahin geäußert hatte, daß man bei Besetzung einer Stelle in Ludwigisburg auf Schubart Rücksicht nehmen solle, mußte Zilling mit seinem Schützling den Rückzug antreten.

Die Angelegenheit der Anstellung zog sich indessen in die Länge, denn der Herzog ließ, laut Weisung an den Ludwigsburger Magistrat vom 29. Mai 1769, erst darüber Erkundigungen einziehen, ob Schubart — wie verlautete — wirklich dem Trunke ergeben sei. Jedenfalls hatten die Geislinger „Baalspfaffen“ ihrem Kollegen Zilling in Ludwigsburg, der beim Herzog viel galt, über Schubarts Wirtshausbesuche übertriebene Mitteilungen gemacht. Der Bericht, welchen am 23. Juni der Ulmer Magistrat über Schubarts bisherige Aufführung in Geislingen und über seine Kenntnisse nach Ludwigsburg sandte, lautete indessen günstig, Schubarts Bittgesuch an Baldinger hatte also den

[40] Der Vater des Dichters Justinus Kerner.

[41] Schillers Lehrer.

besten Erfolg; man ließ ihn den Neujahrswunsch nicht entgelten. In dem Zeugnis heißt es: „daß der bisherige Präzeptor und Direktor Musicis zu Geislingen, Chr. Fr. Dan. Schubart, der dortigen Schule mit vielem Nutzen vorgestanden, die Kirchen-Music nach Wunsch versehen, auf der Orgel sowohl als auf der Violin und Vocalmusic vorzügliche Stärke besitze, die Canzeln zum öftern mit Applaus betreten, auch annebens in der gelehrten Welt sich bekannt gemacht, und an seinem Lebenswandel, da er die seine Jugend zugeschriebene Fehler auf geschehene Ermahnungen gebessert, nichts sonderliches auszusetzen sey." —

Auf dieses Zeugnis hin hätte nun Schubart gewiß sofort nach Ludwigsburg berufen werden können, doch dort zogen sich die Verhandlungen infolge eines ausgebrochenen Kompetenzstreites in die Länge. Natürlich sieht dies unser armer, schon oft sehr getäuschter Präzeptor wieder für trübe Zeichen an und beginnt in seinen Briefen neuerdings zu klagen. — Doch am 1. September 1769 fällt endlich die Entscheidung. Schubart wird am genannten Tage vom Herzog Karl von Württemberg zum Organisten und Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt, mit der Auflage, jährlich 100 fl. von seiner Besoldung„ dem rubedonierten Enslin ad dies vitae zu überlassen." Ihm selbst verblieben ungefähr 700 fl. jährlichen Einkommens.[42]

Nun wäre alles in schönster Ordnung gewesen, allein noch stand unserm Dichter ein harter Kampf bevor. Den lieben Verwandten ging diese Versetzung gar sehr wider den Strich. Bis zum letzten Augenblick hofften sie, Schubart werde die Stelle nicht erhalten. Es wurmte sie augenscheinlich vor allem, daß Christian nun den geistlichen Rock ablegen sollte und wahrscheinlich für immer. Auch Schubarts Bruder Jakob, der ihn in dieser Zeit besucht hatte, warnte ihn. An der Spitze aller Nörgler stand aber wieder der alte Bühler. Schubart berichtete an Haug, daß ihm dieser Streit mit den Verwandten fast das Leben gekostet

[42] Wie man sieht, lagen die Dienstverhältnisse in Ludwigsburg ähnlich wie in Geislingen.

hätte. Der alte Zoller handelte ja eigentlich im guten Glauben, wenn er Schubart von dem Schritte nach Ludwigsburg überzusiedeln, abhalten wollte. Seine Befürchtungen, der Schwiegersohn werde seines schwachen Charakters wegen den tausendfachen Gefahren des Ludwigsburger Hoflebens nicht gewachsen sein, haben sich leider nur zu sehr bewahrheitet. Aber als unverantwortlich müssen die Mittel bezeichnet werden, deren er sich bediente, um seine Absicht zu erreichen. Er drang Schubart ins Haus, verhetzte Helene wider ihren Gatten und nahm endlich seine Tochter samt den Kindern zu sich. Ueberdies schrieb er Klagebriefe über seinen Schwiegersohn nach allen Windrichtungen, schwärzte ihn bei den Eltern an, bei Böckh, was Schubart ganz besonders schmerzte, und endlich gar — und dies ist das unverzeihlichste — in Ludwigsburg, dem Ort seiner künftigen Wirksamkeit. Glücklicherweise scheint Haug, an den das „Klagelibell“ gerichtet war, diesem nicht allzuviel Gewicht beigelegt zu haben; aber eine Zeit lang sah er Schubart doch mißtrauisch an.[43]

Am 21. September 1769 reiste unser Dichter endlich von Geislingen ab und zwar allein. Frau und Kinder behielt vorläufig der alte Bühler zurück. Hinter dem Rücken des alten Zollers hatte sich aber Schubart am Abend vor seiner Abreise mit seinem Weibe ausgesöhnt. „Ich umarmte sie“, schreibt er am 23. September von Ludwigsburg an Böckh, „und wir versiegelten unsere Liebe mit den ehrenhaftesten Versicherungen.“

Wie sehr die Klagen des alten Bühler über seinen Schwiegersohn übertrieben waren, insbesondere sofern sie Schubart Dienstvernachlässigung vorwarfen, geht nicht nur aus dem Zeugnisse des Ulmer Magistrats, sondern auch daraus hervor, daß sein Abgang von Geislingen von seinen Schülern beklagt wurde. Sie umstanden scharenweis den

[43] Bühlers Schreiben an Haug, von Geislingen 29. Sept. 1769 datiert, findet sich auszugsweise in dem Artikel „Schubart und Haug“ von Rud. Krauß. (Schwäbische Chronik vom 23. Juni 1900).

Postwagen und nahmen unter Tränen von ihrem scheidenden Lehrer Abschied. —

Schubarts Leben und Wirken in Geislingen überblickend, muß ich bekennen, daß ich David Strauß nicht begreife, wenn dieser der Meinung ist, in dieser Periode habe sich Schubarts Charakter nicht vorteilhaft entwickelt. Wenn Strauß nun Schubarts Wankelmütigkeit, seine geringe Ausdauer beim Arbeitstisch, dagegen eine umso größere beim Wirtshaustisch, sein wenig würdiges Verhalten nach außen als Beweis seiner Beschuldigung ins Treffen führt, so erhält dieses Urteil einen widerlichen Beigeschmack von Philistrosität. Man sagt zwar: Gegensätze berühren sich, ziehen sich an. Allein auf moralischem und ästhetischem Gebiete ist dies nicht immer der Fall. Ich finde es begreiflich, daß Strauß, der den schnurgeraden Weg eines Tübinger Stiftlers machte und während seiner Studienjahre nicht eine einzige Vorlesung versäumt haben soll, Schubarts Wesen und vornehmlich auch die Art seines Studierens geradezu „tumultuarisch" erscheinen mußte. Abgesehen von diesen persönlichen Verschiedenheiten zwischen dem Dichter und seinem Biographen kommt aber noch der Umstand hinzu, daß Strauß meines Erachtens speziell bei der Beurteilung der Geislinger Jahre zu wenig die Zeit und die Ortsverhältnisse in Berücksichtigung zieht. Ich wage die Behauptung, daß, wenn man *heute* einen Menschen mit Schubarts Anlagen in ein Nest der schwäbischen Alb oder einer ähnlichen Gegend versetzt, er unter den dortigen Spießbürgern einfach „versumpfen" wird. Und heute stehen ihm noch dazu alle Mittel und Wege offen, sich auch abseits von einer großen Stadt zu bilden, indem er sich Zeitschriften und Bücher billig und rasch beschaffen kann. Wie furchtbar schwer hatte es hingegen Schubart, dem noch nicht unsere modernen Verkehrsmittel zu Gebote standen, der überdies in einem von der norddeutschen Literatur ziemlich abgeschlossenen Lande lebte und dem noch zu alledem sein Studiendrang von den eigenen Verwandten in ihrem beschränkten Banausentum verübelt wurde. Lassen wir einen gebildeten Menschen in einem kleinen Städtlein auch noch dienstlich derart überan-

strengt sein, wie dies bei Schubart der Fall war, so wird sich bei ihm alsbald ein psychischer und vielleicht auch physischer Verfall bemerkbar machen; er wird bald auf dem berüchtigten „Wurstigkeitsstandpunkt“ anlangen und seine freie Zeit einfach im dolce far niente vertrödeln, oder im Wirtshaus verlumpen. Wo ist ähnliches bei Schubart zu bemerken? Ins Wirtshaus ging er, das ist richtig, und wurde dabei sogar dick! Schrieb er aber auch nicht Oden? Arbeitete er nicht an Zeitungen mit? Studierte er nicht literarische und wissenschaftliche Werke? Führte er nicht eine ausgedehnte Korrespondenz? — Zuweilen schweifte er auch „wie ein Anachoret“ in den schönen Geislinger Bergen umher. Bildete er aber nicht auch einen Singchor? Verfaßte er nicht eine Unzahl von Schuldiktaten? Setzte er nicht Predigten auf? Schrieb er nicht kirchliche Gesänge? Erteilte er nicht Musikunterricht? — Erwägen wir, was Schubart in Geislingen bei täglich 9—10stündiger dienstlicher Arbeitszeit noch alles außerdienstlich geleistet hat, so müssen wir zu der Erkenntnis kommen, daß ihm für das Wirtshaus und das Spazierengehen sicher nicht allzuviel Zeit blieb. Die Anklagen seines Schwähers und der Ortsgeistlichen sind in dieser Hinsicht sicher übertrieben. Und schließlich: welcher Art mögen denn die „Exzesse“ gewesen sein, die ihm von den Pfaffen und dem alten Bühler vorgeworfen wurden? Wir haben ja einige derselben schon kennen gelernt. Einer der schlimmsten dieser Exzesse war der „Neujahrswunsch“, ein Ulk, den sich der kaum 30jährige Mann mit ein paar lustigen Knaben außerhalb der Schule erlaubte und der noch dazu für junge Leute bestimmt war, die der Schule bereits entwachsen waren. Andere „Schändlichkeiten“ Schubarts erfahren wir aus der Klageschrift des alten Bühler. Diese Anschuldigungen sind zum Teile lächerlich; so wenn Schubart vorgeworfen wird, daß er Kaffee und Thee trinke und rauche, wenn er, in fröhlicher Stimmung (er braucht noch lange nicht betrunken gewesen zu sein, da er viel Wein vertragen konnte) im Schlitten durch eine Ortschaft fahre und dabei ein paar Jauchzer ausstoße. Aber freilich, dergleichen, zumal das letztere, können

wir uns unmöglich von dem ehrsamen Zoller oder einem der „würdigen“ Geislinger Geistlichen ausgeführt denken, noch weniger von dem Studierenden oder gar Gelehrten David Strauß. Daher hatte Schubart in den Augen eines Teiles seiner damaligen Mitbürger und auch noch in jenen seines ersten Biographen keine Würde, keine Haltung. Schubarts Ankläger scheinen alle nicht begriffen zu haben, daß ein Mensch außerhalb des Dienstes fröhlich, sogar ausgelassen, im Dienste aber trotzdem tüchtig sein kann.

Mit diesen Bemerkungen will ich durchaus nicht gesagt haben, daß Schubart in Geislingen ein Ausbund von Tugend oder gar Muster von Charakterfestigkeit gewesen sei, aber ich glaube den Dichter, gerade was diese Zeit betrifft, in Schutz nehmen zu müssen gegen eine einseitige, viel zu sehr auf den zum Teil berechneten Selbstanklagen Schubarts in seiner Lebensbeschreibung fußenden philisterhafte Beurteilung. In Geislingen, der kleinen Stadt, die man nach dem damals in ihren Mauern herrschenden geistigen Leben wohl eigentlich ein Dorf nennen muß, wäre so mancher an Schubarts Stelle verkommen oder hätte einfach schablonenmäßig seinen Dienst getan. Schubart aber hielt sich in geistiger Beziehung ganz wacker und tat noch mehr, als seine dienstlichen Pflichten ihm vorschrieben. Wirklich unvorteilhaft entwickelte sich sein Charakter also nicht schon hier, im idyllischen Geislingen, sondern erst in dem damaligen schwäbischen Sodom, in Ludwigsburg.

Ludwigsburg.

(Herbst 1769 bis Mai 1773.)

Dem Wanderer, der heute die Stadt Ludwigsburg durchschreitet, kann es begegnen, daß er minutenlang keine menschliche Seele antrifft. Die schnurgeraden Straßenzüge mit ihren einförmigen, im nüchternsten Rokokostil erbauten Häusern liegen verödet da und selbst auf dem großen Marktplatz, wo sich die Stadtkirche erhebt, umgeben von alten Gebäuden mit Laubengängen, herrscht kein Leben. Nur dann und wann taucht an einer Straßenecke die Gestalt eines Offiziers auf, die raschen Schrittes einer der Kasernen zustrebt, oder ein bejahrter Amtsdiener schleicht mit der Aktentasche über den Platz. Und wie in der Stadt, so sieht es auch im Schlosse und in seiner Umgebung aus. Die Fenster des weitläufigen Barockbaues sind verschlossen, die Höfe ruhen in tiefer Stille; nur einsame Wachtposten schreiten gelangweilt auf und nieder und in den angrenzenden, herrlichen Parkanlagen tummeln sich die gefiederten Sänger auf den Kieswegen umher, ungestört von dem Schritt eines Menschen.

Nun aber winke ich mit dem Zauberstabe und spreche dazu das gewaltige Wort eines Herzogs von Württemberg: „Ich will!“ Mit einem Schlage verändert sich das Bild, und es erscheint das Ludwigsburg von 1770 vor unseren Blicken. Da wimmelt es in den Straßen von livrierten Kammerdienern, Haiducken, Mohren und Läufern in phantastischen Kostümen, Sängern und Sängerinnen, italienischen Tänzern und Tänzerinnen. In den schattigen Lauben-

gängen des Parkes aber wandeln Marschälle und Kammerherren in bunten Staatskleidern, Offiziere in glänzenden Uniformen an der Seite von Gräfinnen, Baroninnen und Edelfräulein, deren Schönheit nicht minder das Auge blendet wie die Diamanten und anderen glänzenden Schmuckstücke, mit denen ihre kostbaren Seiden- und Samtgewänder geziert erscheinen. — Plötzlich tönt vom Schlosse herüber Trommelwirbel und Trompetenschall, die Wache tritt hinter den Barrièrestock und aus dem Portale fährt eine mächtige Staatskarosse, von sechs Schimmeln gezogen. In ihrem Fonds sitzt ein mittelgroßer Mann, der mit klugen Augen forschend in die Welt blickt. Ueber der stark gepuderten Frisur trägt er einen goldbordierten Hut, unter dem rückwärts ein kleines, steifes Zöpfchen hervorlugt. Die kräftige Gestalt ist mit einem kirschroten Rock, gelber Pattenweste und weißen Hosen angetan, welch' letztere in ein Paar mächtige Reiterstiefel münden. Dieser Mann, der Schöpfer aller Pracht um sich her, ist Karl Eugen, Herzog von Württemberg und Teck, oder, wie ihn das Volk stets nannte: der Karlherzog. Betrachten wir nun diesen Herrscher etwas näher, bei dessen Auftreten ein ganzes Herzogtum zitterte und welcher Schubart zum Schicksal wurde.

Karl Eugen wurde am 11. Februar 1728 zu Brüssel geboren und zwar als erster Sohn Herzog Karl Alexanders von Württemberg-Winnenthal, zur Zeit kaiserlichen Feldmarschalls und Oberbefehlshabers von Belgrad, und der Fürstin Maria Augusta Sophie von Thurn und Taxis. Er hatte fast gar keine Aussicht, jemals auf den Thron zu gelangen. Doch bald starb der Erbprinz, im Jahre 1733 der regierende Herzog Eberhard Ludwig und nun ging die Thronfolge auf Karl Eugens Vater über. Dieser war während seiner österreichischen Dienstzeit zum Katholizismus übergetreten. Daß sich die regierende Linie nun zu einem anderen Glauben bekannte als das Württemberger Volk, war zwar den Landständen unlieb, doch wußte letztere Karl Alexander bald durch Versprechungen und schriftliche Erklärungen zu beruhigen. Karl Eugen wuchs im Auslande unter der schwachen Aufsicht seiner Großmutter, einer Fürstin von

Thurn und Taxis auf. Erst 1736 kam er zum erstenmale in jenes Reich, über das er dereinst das Zepter schwingen sollte. Sein zum Jähzorn neigender Vater starb bereits im folgenden Jahre und nun wurde nach Beseitigung der Wirren, die durch die Mißwirtschaft des jüdischen Ministers Süß-Oppenheimer, den Alexander zu seinem getreuen Berater gemacht hatte, im Lande entstanden waren, Karl als



Karl Eugen, Herzog von Württemberg.
Reliefporträt aus dem Jahre 1776.

Thronfolger anerkannt und ihm der Huldigungseid geleistet. Während einer Zwischenregierung lag der Knabe unter der Leitung tüchtiger Lehrer verschiedenartigen Studien ob. Es wurden ihm rasche Fassungsgabe und ein gutes Gedächtnis nachgerühmt, doch zeigte er auch Neigung zur Oberflächlichkeit. Im Alter von 12 Jahren ließ Karl

ein in französischer Sprache verfaßtes Verzeichnis aller Tugenden und Laster in Druck erscheinen. In diesem rechnet er bezeichnenderweise die Beherrschung schlechter Neigungen und das Pflichtgefühl nicht unter die unentbehrlichen Tugenden. Von seinem dreizehnten bis zu seinem sechszehnten Jahre wurde er nach Berlin an den Hof des großen Königs, Friedrichs II. zur weiteren Ausbildung gesandt. Leider lernte der Jüngling dort den Absolutismus falsch verstehen und ahmte später seinen Meister gerade in den Dingen nach, in welchen dieser am wenigsten nachahmungswürdig erschien. Friedrich hielt große Stücke auf Karl von Württemberg. Er mag aber die Neigung zum Despotismus in dem jungen Prinzen bald erkannt haben, denn er warnte ihn, indem er ihm stets vor Augen hielt, daß Württemberg nicht für ihn, sondern er für Württemberg da sei. Mit vollendetem 16. Lebensjahre wurde Karl mündig gesprochen und in Bayreuth mit der zwölfjährigen Friederike, einer Tochter der Lieblingsschwester Friedrich II. verlobt. Als die Braut 16 Jahre geworden war, fand die Vermählung statt. Die Ehe war anfangs glücklich; bald aber machte sich der Gegensatz der Charaktere in der schärfsten Weise geltend, und als nun gar um 1756 Karl die Maitressenwirtschaft einführte, trennte sich seine Gemahlin von ihm und kehrte nach Bayreuth zurück. Als im gleichen Jahre auch Karls Mutter starb, ließ er seinen Leidenschaften freien Lauf. Gegen den Willen der Landstände begann er nun den unglücklichen Feldzug wider seinen eigenen Oheim Friedrich II. Während der zwangsweisen Truppenaushebung war General Rieger in der rücksichtslosesten Weise vorgegangen, und hatte dadurch sich und zugleich seinen Landesherrn überall verhaßt gemacht. Nach Riegers Sturz (1759) erfolgte bald auf Einflüsterung des ränkehaften Ministers Montmartin Karls Zerfall mit den Landständen. Grollend zog sich nun der junge Herrscher von Stuttgart zurück (1764) und stürzte sich zu Ludwigsburg — ohne Freund und Berater sich allein und verlassen fühlend — in den Strudel der tollsten Lustbarkeiten.

Der übrigens sehr gemäßigte Prälat Johann Gottfried

Pahl schildert den Hof Karl Eugens als den prächtigsten Europas und stimmt hierin vollständig mit Casanova überein, der in seinen ebenso berühmten als berüchtigten „Memoiren“, deren Glaubwürdigkeit für unseren Fall geprüft und erwiesen ist, Folgendes schreibt: „Der Herzog war prachtliebend in seinen Neigungen; großartige Bauten, Jagdequipagen, herrliches Gestüte, Phantasien jeder Art. Mehr als alles aber kosteten ihm seine Theater und seine Maitressen. Er hatte französische Komödie, italienische ernste und komische Oper und zwanzig italienische Tänzer, von denen jeder auf einem der ersten italienischen Theater eine erste Rolle bekleidet hatte. Noverre war sein Chorograph und Balletdirektor; er verwendete zuweilen bis zu 100 Figuranten. Ein geschickter Maschinist und die besten Dekorationsmaler arbeiteten um die Wette und mit großen Kosten, um die Zuschauer zum Glauben an Zauberei zu zwingen. Alle Tänzerinnen waren hübsch und alle rühmten sich, den Fürsten wenigstens einmal glücklich gemacht zu haben. Die Hauptfavorit war eine Venezianerin, namens Gardella. Der Herzog ehrte sie öffentlich wie eine Prinzessin.“ (Johannes Scherr, der dieselbe Stelle in seiner Kultur- und Sittengeschichte zitiert, schiebt hier die Bemerkung ein, daß Karls offizielle Maitressen das viel beneidete Vorrecht besaßen, Schuhe von blauem Samt oder Atlas tragen zu dürfen.) „Ich bemerkte bald — fährt Casanova fort — daß die große Leidenschaft des Fürsten darin bestand, von sich sprechen zu machen. Er würde gerne den Herostrat nachgeahmt haben, wenn er sicher gewesen wäre, dadurch eine der hundert Stimmen des Nachruhmes zu beschäftigen. Die Subsidien, welche der König von Frankreich dumm genug war, ihm ohne Nutzen zu zahlen, reichten für seine Verschwendung nicht aus und er überlud daher sein geduldiges Volk mit Steuern und Fronden. Seine Narrheit bestand darin, daß er nach Art des Königs von Preußen herrschen wollte, während dieser Monarch sich über den Herzog lustig machte, den er seinen Affen nannte.“ Pahl ergänzt diese Schilderung durch Hinzufügen einiger statistischer Daten. Nach ihm bezog Vestris,

der sich im Dienste zwischen Stuttgart und Versailles teilen mußte, 12 000 fl. jährlich. Die Ausstattung einer einzigen Oper kostete oft über 100 000 Gulden und manches Geburtsfest des Herzogs, bei dem stets der höchste Glanz entfaltet wurde, 3—400 000 fl. Binnen wenigen Minuten brannten Feuerwerke nieder, die eine halbe Tonne Goldes verschlangen und an seine Favoritinnen verteilte der Herzog an diesem Tage während des Cercles Geschenke im Werte von Tausenden. Im Gegensatz zu diesen nicht fürstlich, sondern königlich gehaltenen Damen benahm er sich aber den Mädchen aus dem Volke gegenüber, die ihm seine Getreuen zugeschanzt hatten, geradezu schmutzig. So manches seiner Opfer aus den mittleren Ständen mußte sich überhaupt lediglich mit der Ehre begnügen, Seiner Durchlaucht eine Stunde des Genusses bereitet zu haben; zeigten sich aber bei einer dieser Unglücklichen Folgen, so wurde sie „ein für allemal“ mit — 50 fl. abgefertigt.

Das Jahr, ja sogar dieselbe Jahreszeit, in welcher Schubart in Ludwigsburg einzog, brachte indessen für den Herzog ein Ereignis, das für sein eigenes, ferneres Leben, wie auch für die Zukunft des Landes von der weittragendsten Bedeutung sein sollte. Im Herbste 1769, während einer Jagdfahrt durch die Forste von Urach, erklärte sich Karl der einundzwanzigjährigen Franziska, Baronin von Leutrum, deren Bekanntschaft er bereits im Mai des genannten Jahres in Wildbad gemacht hatte und die seit 5 Jahren an der Seite eines alten und rohen Gemahls ein bedauernswertes Dasein führte. Karl, der bisher die Frauen nur als Spielzeug betrachtet hatte, lernte in diesem Wesen zum erstenmale ein Weib kennen, das seinen Bewerbungen Widerstand entgegensetzte, ihm aber doch aus voller Seele zugetan zu sein schien. Jahre währte es noch, ehe sich Franziska entschloß, ihren Gemahl zu verlassen und sich „in den Schutz des Herzogs“ zu begeben. Erst im Januar 1772 folgte sie dem Herzog auf das Lustschloß Solitude und von diesem Augenblicke ging mit Karl die große Wandlung vor. Wohl selten hat eine Maitresse einen günstigeren Einfluß auf einen Herrscher ausgeübt als Franziska von Leutrum, oder Gräfin

von Hohenheim, wie sie sich später mit kaiserlicher Bewilligung nennen durfte. Sie verdiente wohl wirklich den Namen, den ihr das Volk beilegte, „der Engel Württembergs“. Für alle „Mühlseligen und Beladenen“ hatte dieses Wesen ein Herz, nur nicht für einen und dieser eine ist — Schubart.

Als Schubart mit Beginn des Herbstes 1769 in Ludwigsburg eintraf, herrschte dort noch jenes tolle Treiben des Luxus und der Ueppigkeit, wie ich es oben geschildert, denn der Umschwung in der Lebensführung und in den Ansichten des Herzogs vollzog sich nur allmählich. Erst nach und nach, je mehr Karls Leidenschaft für Franziska wuchs, wurden die Festlichkeiten eingeschränkt, die übergroße Zahl der Höflinge vermindert, die Maitressen verabschiedet. Und doch würde man irren, wollte man glauben, Schubart habe sich sofort von dem wilden Taumel des Hoflebens bestricken lassen. Vor allem war er darauf bedacht, Frau und Kinder an seine Seite zu bekommen. Er reiste nach Geislingen, söhnte sich mit seinem Schwiegervater aus und kehrte mit der Familie nach seinem neuen Aufenthaltsort zurück.

Das erste Jahr verlief verhältnismäßig ruhig. Nur scheint der vom Lande kommende Schuladjunkt in seiner neuen Würde als Musikdirektor gleich einige Verstöße gegen die in Ludwigsburg herrschenden höfischen Sitten begangen zu haben, was ihn natürlich in den Augen vieler Leute von Welt arg herabsetzte. Wahrscheinlich hat er nach gewohnter Weise Wirtshäuser aufgesucht und wie einst in Nördlingen und Erlangen mit allerlei lustigen Vögeln verkehrt, deren es damals im „deutschen Lampsakus“ genug gab, und wohl auch einige — Seitensprünge gemacht, die bei einem Junggesellen verzeihlich, bei einem Ehemanne aber „unmoralisch“ erscheinen. Die seinerzeit so langen und ernsten Briefe an seinen Schwager werden jetzt kürzer und seltener. Erst am 17. Jänner 1770 schreibt er (den Klagebrief über den Schwiegervater gleich nach Ankunft in Ludwigsburg abgerechnet) zum erstenmale an Böckh, der sich jedenfalls über Schubarts langes Schweigen beschwert hatte und dieses mit den Vergnügungen Ludwigsburgs in Verbindung brachte. Der Brief beginnt nämlich: „Die

tumultuarischen Ergötzlichkeiten Ludwigsburgs sollten mich also verhindern, an Dich zu denken? Nichts weniger als das! Drei Wochen bin ich krank — recht im Ernst krank gewesen — und niemals habe ich ernstere Reflexionen über mich und meine Bestimmung angestellt als in dieser Zeit. . . . . Meine bisherige Aufführung in Ludwigsburg hat weder des Herrn Professors, noch Deine Ahndung verdient. Ich bin mir keiner Ausschreitung bewußt, als einiger Dinge, die man hier zu Lande für Staatsfehler hält. Erstlich habe ich einmal in der Post eine Pfeife Tabak geraucht. 2tens im Concert mit einem Fernglas herumgesehen und 3tens legt man mir zur Last, daß ich mit zu vielem Feuer in Gesellschaft rede, und mich erfreche zu urteilen. Sonst warte ich meines Berufes ab, komme in wenige Gesellschaften und arbeite in die von Professor Haug errichtete Art einer gelehrten Gesellschaft." Dieses „freie Reden in Gesellschaft" war allerdings kein Staatsfehler, aber wir finden es begreiflich, wenn Böckh und Haug diese Freimütigkeit sehr bedenklich fanden. Indessen warnten sie ihren Freund vor einer Gefahr, die dieser in seiner damaligen Naivität, was höfisches Wesen anbelangte, durchaus nicht als solche erkennen konnte. Leider zu spät sollte es ihm klar werden, welches Schicksal derer harrt, die „am Thron zu laut gesprochen".

Am 16. April macht er Böckh die Anzeige von der Geburt eines Sohnes, den er Klopstock zu Ehren Christoph Friedrich Gottlieb nennt. (Das Knäblein starb schon im Dezember desselben Jahres an den Blattern.)

Im August wird der Briefwechsel mit Böckh äußerst lebhaft. Fast alle acht Tage fliegt ein Brief nach Eßlingen. Schubart hatte nämlich den Plan gefaßt, Klopstocks in verschiedenen Zeitschriften verstreut erschienenen Gedichte zu sammeln und herauszugeben, „damit man dem allmählichen Wachstum eines Originalgeistes auf diese Weise besser nachspüren kann." Bei dieser Arbeit sollte ihm Böckh behilflich sein; vornehmlich über die Anordnung der Poesien erbat sich Schubart den Rat des literarischen Schwagers.

In den August 1770 fällt auch das erste, persönliche Zusammentreffen Schubarts mit dem Herzog; doch nicht tête à tête, sondern par distance in der Kirche. Bei einer Parade hörte ihn der Herzog in der Stadtkirche die Orgel spielen und äußerte gegen seine Umgebung: „Bravo, der Mensch spielt sehr gut.“

Am 28. August schreibt Böckh an Schubarts Eltern in Aalen, offenbar auf eine Anfrage des alten Schubart nach geraumer Zeit antwortend: „Der Ludwigsburger ist Gottlob wieder in ziemlich erträgliche Schranken geleitet. Ich habe ihm den schärfsten Brief, den man einem zuschicken kann, zugesandt, und zu meiner großen Verwunderung hat er solche Züchtigung ohne einige Gegenahndung von mir angenommen. Es ist freilich ein verdrießliches Geschäft, wenn man einen erwachsenen Menschen von so trefflichen Gaben mit solcher Schärfe behandeln muß. Doch übernimmt man auch dieses gern, wenn es nur fruchtet.“

Einen Monat später, im September, kam Schubart, augenscheinlich ebenfalls zum erstenmale, in Berührung mit den Damen des Hofes. Er wurde für die junge, schöne Frau von Türkheim als Klavierlehrer engagiert. Vielleicht darf man in jene Tage das Ereignis verlegen, das seiner Gattin so viel Kümmernis bereitete und das er in der Lebensbeschreibung mit folgenden Worten wiedergibt: „Ich legte bald Kragen, schwarzen Rock und Mantel ab — meine Gattin weinte, als ich es tat — und zog mit dem bordierten Rocke, Tressenhut und Degen den Weltgeist auch äußerlich an, so wie er mich innerlich schon lange besaß.“ Die Schlußbemerkung ist jedenfalls einmal wieder eine Uebertreibung, aber der „Weltgeist“ packte ihn jetzt ganz gehörig. Davon gibt die köstliche Stelle im Briefe vom 19. September 1770 an Haug Zeugnis: „Gestern bin ich bei Frau von Türkheim gewesen und — Amor und alle Götter stehen mir bei — ich — ich armer Teufel soll ihr Lektion geben. So viel Geist, so viel holde Freundlichkeit, so viel Grazie, so viel entzückende Weiblichkeit habe ich noch niemals vereint angetroffen. Alle Tage soll ich eine Stunde neben ihr stehen! ihre Aurorenfinger leiten! ihre holden Blicke die

Noten verstehen lernen und auf ihren Marmorschultern den Takt geben! Ein grausames, tantalisches Schicksal! Wie eine Alpenspitze mit der Sonne benachbart sein und doch mit Schnee bedeckt bleiben! Wer kann das? Wer muß nicht hier in sprudelndes Entzücken zerschmelzen?“

Dennoch ließ sich Schubart weder von dieser vornehmen Klavierschülerin, welche jedenfalls mit jener identisch sein dürfte, von der später der Sohn erzählt, daß sie seinem Vater wahre Liebe eingeflößt habe, noch von den Vergnügungen des Hoflebens, die er nun nach und nach kennen lernte, so bestricken, daß er nicht auf eine Verbesserung seiner Lage an einem anderen Orte bedacht gewesen wäre. Eine Weile scheint er an Mannheim gedacht zu haben; im Oktober 1770 aber schreibt er an Böckh, daß er sich dem Herzog zu folgenden Stellen angetragen habe: „Zu einer Professur der schönen Wissenschaften in Tübingen. Zu einem Lehramt der schönen Künste an der Ludwigsburger Akademie, zur Aufsicht über einen Teil der herzoglichen Bibliothek oder endlich zu einer Stelle im Orchester. Die Wahl überlasse ich Serenissimo. Sollte mein Gesuch fehlschlagen, so suche (ich) auswärtige Beförderung in der Musik oder in der Literatur.“ — Das Gesuch blieb lange unerledigt. Allein trotzdem blieb Schubart in Ludwigsburg und machte augenscheinlich wieder einige Dummheiten, indem er sich etwas zu laut über die Nichterfüllung seiner Bitten äußerte. Im November berichtet nämlich Böckh nach Aalen und trifft mit seiner Bemerkung bezüglich des Verhaltens Schubarts in Ludwigsburg so ziemlich den Nagel auf den Kopf: „Der Herr Musikdirektor in Ludwigsburg hat gute und böse Perioden wie ein Fabricitant (?), der seine guten und bösen Tage hat. Man muß eben immer mit ihm auf der Hut sein, und ich und meine Frau haben immer mit ihm zu schaffen. Seine Gaben sind des größten Glückes fähig; seine Eigenliebe, aber auch sein schwärmerisches Wesen hindern ihn, daß er es noch nicht erreicht hat. Er könnte sein Glück in Ludwigsburg auf eine der höchsten Stufen bringen, allein mit seinem Maul und uneingeschränkten Lebensart hindert er sich an Allem. Gott bekehre ihn!“

Gegen das Ende des Jahres 1770 beginnt Schubart, der bei seiner Ankunft in Ludwigsburg die Zukunft im rosigsten Lichte gesehen hatte, über seine gegenwärtige finanzielle Lage zu klagen. So schreibt er im Briefe vom 10. November 1770 an seinen Vater:

„Wir treten mit einem Herzen voller Sorgen den Winter an. 40 fl Hauszins, alle 4 Wochen vor 9 fl Holz. Brod, Mehl, Milch, Zugemüß, Fleisch und alles muß ich vor bares Geld bezahlen, denn niemand borgt uns Fremdlingen hier für einen Kreuzer. Alles dieses muß ich ohne Besoldung bestreiten, denn man zieht mir schon ein halbes Jahr die Besoldung von den Tax ab, den jeder, der ins Land kommt, erlegen muß. Demungeachtet lebe ich den teuren Zeiten zum Trotz und darf keine Schulden machen. Ich habe im Klavier so außerordentlichen Beifall, daß ich die Vornehmsten am Hofe und die ersten italienischen Virtuosen informiere. Willig bekomme ich vor die Stunde 8 bis 10 fl monatlich, auch einen Carolin. Ich gebe auch in den Wissenschaften Instructionen, und schreibe zuweilen etwas in die Druckerei. Und so helf' ich mir mit Gott fort. Oft steh' ich dicht am Mangel, aber immer werd' ich gerettet zur Zeit der Not."

Der Vater antwortete:

„Du bist ein Musikdirektor, Stadtorganist, Hausinformator und liesest Privatcollegia: und hast keine eigene Wohnung, den Hauszins mußt Du bezahlen, das Brod — ach, bei diesen teuren Zeiten — mußt Du kaufen, das Holz Dir selbst anschaffen, und von Deiner Besoldung wird Dir noch jährlich abgezogen. Worinnen besteht nun Dein Salarium? Ich bin irre. O si Geisslingae mansisses!"

(Beide Briefstellen aus Strauß' „Nachlese".)

Schubart beschloß nun, um eine Verbesserung seiner Bezüge beim Herzog anzusuchen. Als Beispiel des Verkehres zwischen ihm, seinem Landesherrn und seinen Vor-

gesetzten lasse ich nun die Aktenstücke wörtlich folgen, und zwar nach der Mitteilung Dr. v. Schloßbergers in der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg vom 7. August 1885.

„Es ist schon über ein Jahr her, daß ich die höchste Gnade habe, in Euer herzoglichen Durchlaucht Diensten zu stehen. Ein Glück, das ich längstens gesucht und das ich unter die vortheilhaftesten Fügungen meines Lebens zähle. Ich habe mir auch seit diesem in der Litteratur, den schönen Wissenschaften, der Musik und andern schönen Künsten alle mögliche Mühe gegeben, um mich Euer herzoglichen Durchlaucht höchsten Gnade einigermaßen würdig zu machen. Meine bisherige Situation aber war so eingeschränkt, daß ich keine Gelegenheit hatte, von meinen erlangten wenigen Erkenntnissen den möglichsten Gebrauch zu machen.

Meine an und vor sich geringe Besoldung, von der ich noch dazu meinem Antecessori 100 fl. abreichen muß, läßt mir kaum 200 fl. vor meinen Antheil übrig und sezet mich und meine Familie den oekonomischen Sorgen, dem Mangel und der Dürftigkeit aus. Da ich befürchte, unter diesen Umständen, die öfters selbst den Geist niederdrücken, zu anderwärtigen edlern Geschäften untüchtig zu werden, so flehe Euer herzoglichen Durchlaucht in tiefster Demuth um die Verbesserung meiner gegenwärtig sehr kläglichen Situation.

Ob mir gleich und zwar erst kürzlich von andern Orten sehr annehmungswürdige Vorschläge gemacht wurden, so ziehe ich doch, aus einer inwendigen Neigung (!) die Dienste Euer herzoglichen Durchlaucht allen andern Diensten in der Welt vor.

Höchstderoselben Einsicht will ich es in aller Unterthänigkeit überlassen, welchen Geschäften ich meine künftige Bemühungen aufopfern soll. Indessen kann ich Euer herzoglichen Durchlaucht die unter-

thänigste Versicherung erteilen, daß mich in jeder Bestimmung der feurigste Eifer beseelen soll, die Gnade und den Beifall eines so erhabenen Fürsten einiger maßen zu verdienen und durch mein künftiges Bestreben zu zeigen, mit welch tiefer Ehrfurcht ich ersterbe

Euer herzoglichen Durchlaucht
unterthänigster Knecht
M. Christ. Fried. Daniel Schubart,
Musik Rector und Stadt Organist.
Ludwigsburg, den 4. Januar 1771."

Adresse.

„Dem Durchlauchtigsten Herzog und Herrn, Herrn CARL, Herzog zu Würtemberg und Teck, Grafen zu Mönpelgardt, Herrn zu Heydenheim und Justingen, Ritter des goldenen Vließes, und des Löbln. Schwäbischen Craises General-Feld-Marschalln, Meinem Gnädigsten Herzog und Herrn zu Herzoglichen höchsten Handen."

Noch am selben Tage, da dieses Gesuch in Karls Hände gelangte, ließ es der Herzog an das gemeinschaftliche Oberamt zu Ludwigsburg „zu unterthänigster Berichterstattung in causa" weiterleiten. Diese Behörde gab darauf folgendes Gutachten ab:

„Ludwigsburg, den 8. Januar 1771.

Regierungs Rat und Ober Amtmann Kerner, auch Specialis M. Zilling erstatten auf das von dem Stadt Organist Schubart allhier eingereicht unterthänigste Exhibitum, wegen Verbeßerung seiner gegenwärttigen Umstände, den gnädigst gefordert unterthänigsten Bericht. Cum Remissione Communicati.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht sollen unterthänigst Subsignirte auf das von dem Stadt Organist Schubart allhier sub dato 4. huius eingereichte unterthänigste Exhibitum, worinnen er um Verbeßerung seiner gegenwärtigen Umstände gebetten, submissesten Bericht erstatten.

Diesemnach melden solche hiemit zu gehorsamster Befolgung pflichtschuldigst, und zwar:

1) was die Wissenschaft des unterthänigsten Herrn Supplicanten anbelangt, daß demselben einige Kenntniß in der Litteratur und den schönen Wißenschaften nicht abzusprechen; deßgleichen was die Musique betrifft, daß derselbe ein gutes Clavier spielet und auch schon einigen Versuch in dem Componieren gemachet und dahero in letzterem Fach bei der Herzoglichen Hof Musique am brauchbarsten seyn würde, zumalen da er auch gute Gaben hat, und mithin, wenn er Gelegenheit bekommt, größere Meister zu hören, er mit der Zeit noch mehreres disfalls präsentieren kann.

2) Deßen Vermögens Umstände und Besoldung betreffend, daß er außer einem Vorrath von Büchern nicht viel besizet, und jährlich als Stadt Organist allhier, da er annoch seine Besoldung mit dem ehemaligen Stadt Organist Enslin theilen muß, ohngefähr jährlich von dem Herzoglichen Kirchenrat 200 fl. zu gaudieren hat, als Musique Director aber jährlich von der Stadt 30 fl. empfänget, und wäre dahero ihme dißfalls eine Verbeßerung seiner gegenwärtigen Umstände wohl zu gönnen.

3) In Ansehung der Vorgebung wegen einer Vocation in Auswärttige Dienste, daß dießes sein Vorbringen nicht ganz leer ist, wie er dann unterthänigst Subsignirten zur Bestärkung deßen ein

Schreiben von Hofrath Ring zu Carlsruh de dato 19. Nov. 1770 vorgewießen, welcher ihm hierinnen zu persuadiren suchet, in Markgräflich Durlachische Dienste zu tretten, und ihm anerbietet, eine Stelle bei dem Gymnasio in Carlsruh in Bälde auszuwürken.

4) Wegen deßen Praedicat aber können unterthänigst Subsignirte nicht verheelen, daß sein feuriges Temperament ihne jezuweilen zu einer allzufreyen Aufführung verleitet und, wann dahero derselbe dahin eingeleitet werden könnte, seine Conduite seinen Wißenschaften gemäß einzurichten, so könnte er alsdann erst die wahre Gestalt eines mehreres brauchbaren Mannes erhalten. Allein dieses verursachet, daß er zu Zeiten seine Wißenschaften und sein gutes Genie mißbrauchet, und dadurch in das Lächerliche und Ungeräumte verfällt.[1]

In wiefern nun aber Euer Herzogliche Durchlaucht demselben in seinem unterthänigsten Gesuch gnädigst zu willfahren geruhen wollen, sollen unterthänigst Subsignirte lediglich höchster Disposition anheim stellen und in tiefstem Respekt verharren,

Euer Herzoglichen Durchlaucht
Unterthänigst Verpflicht Gehorsamste:
Regierungsrath, Ober Amtmann, auch
Specialis zu Ludwigsburg.
C. L. Kerner.
M. G. S. Zilling."

Bis zum Beginn des Jahres 1771 hatte sich Schubart indessen ganz annehmbar verhalten. Hauff verlegt nun in seiner Schubartbiographie den unheilvollen Umschwung im Charakter des Dichters bereits in diese Zeit. Meines Erachtens ist dies zu früh; denn Schubart wurde hier noch

[1] Punkt 4 scheint ganz von dem Spezial Zilling stilisiert zu sein. Wir werden später die nähere Bekanntschaft dieses Pedanten machen, bei dem jedes harmlose Vergnügen, selbst der unschuldige Tanz, verpönt war.

nicht völlig zu jenem „Lasterhaften“, als den er sich selbst schildert, sondern ließ sich nur vorübergehend, wahrscheinlich durch die Faschingsbelustigungen dazu verleitet, von seinen ernsten Bestrebungen abbringen. Am 6. Februar 1771 schreibt er an Böckh einen Brief, der allerdings ganz darnach angetan ist, Schubart als einen Menschen zu zeigen, der sich in moralischer Hinsicht auf schiefer Ebene befindet. Er spottet in diesem Schreiben über Dinge, die ihm früher wirklich heilig waren. Er macht sich über seinen fleißigen Schwager lustig, den er sich vor seinem Schreibtisch sitzend vorstellt, mit der lächerlichen Arbeit beschäftigt — Menschen zu bilden. Selbst seine Bücher hat Schubart einem Schulmeister geschenkt und er nennt sich einen Narren, weil er dereinst Klopstocks Messias auswendig lernte. (!) Dagegen versteht er nun etwas von den noblen Weltsprachen und liest französische pikante Autoren. Er ist ein Hofmann geworden, stolz, windicht, unwissend, vornehm, ohne Geld. Er trägt samtne Hosen, die aber wahrscheinlich lange nicht bezahlt werden, und hat nun auch ein neues Logis bezogen. Seine Studierstube hat sich in ein Putzzimmer verwandelt, sein Schreibpult in eine Toilette. Er freut sich über das Vorrecht, dumm und vornehm sein zu dürfen und lacht über alle Autoren mit ihrer „papiernen Unsterblichkeit“. — Wie ich bereits andeutete, kann ich diesen Aeußerungen nicht das gleiche Schwergewicht beimessen wie Hauff; denn durch das ganze Schreiben scheint mir denn doch ein Zug der humorvollen Uebertreibung und der Faschingslaune zu gehen. Auch Böckh, der jetzt stets eine Warnung bereit hat, scheint diesen Brief nicht allzu ernst genommen zu haben, denn in seinem nächsten Schreiben vom 23. Februar 1771 bedankt sich Schubart für 3 Krüge Wein (!), die ihm sein Schwager geschickt hat. Hätte ihn Böckh bereits als völlig Gesunkenen betrachtet, so hätte er ihm wohl nicht diejenige Gabe verehrt, die für Schubart ganz besonders gefährlich war. In diesem Dankbrief Schubarts findet sich auch die interessante Stelle: „Mein Schicksal bei Hof ist noch nicht entschieden. Ich wünschte meinem Fürsten nicht unter den Augen, sondern weit von ihm dienen zu können. Mir fallen immer

die Donnerkeile ein in der Hand Jupiters!"

Wieder eine jener Aeußerungen, welche das Ahnungsvolle im Wesen Schubarts so eigentümlich beleuchten.

Im August 1771 hatte Schubart, wahrscheinlich zufolge seines zu Beginn des Jahres eingereichten Gesuches, eine längere Audienz bei dem allmächtigen Minister Montmartin. Er beschreibt dieselbe in Dialogform in einem Briefe an seine Frau, die damals zum Besuche ihrer Verwandten in Geislingen weilte. Diese Unterredung mit Montmartin macht mir den Eindruck, als habe sich Schubart durch naive Aufrichtigkeit um eine Stelle gebracht, die man ihm vielleicht zugedacht hatte. Als ihn der Minister fragte, auf welchem Gebiete er wohl sein Glück zu machen gedenke, in der Literatur oder in der Musik, antwortete Schubart bestimmt: „In der Literatur." Für die Musik, fügte er bei, sei sein „schlimmes Gesicht" ein unverzeihlicher Fehler. Montmartin antwortete: „Das ist schade!" — Ich bin nun der Ansicht, daß man bei Hofe gesonnen war, Schubart eine hervorragende Stelle im Orchester zu verleihen; möglicherweise den Posten eines ersten Geigers oder Flügelspielers.[2] Indem er nun den Minister selbst auf sein „schlimmes Gesicht" aufmerksam machte, schien er diesem für einen derartigen Posten untauglich, und in der Literatur wußte Montmartin offenbar nicht, was er mit Schubart anfangen sollte. Literarisch hatte sich dieser denn doch noch zu wenig bekannt gemacht, verfaßte auch keine Theaterstücke, um gegebenen Falles als Hof- und Theaterdichter angestellt zu werden, und für eine Professur besaß er in den Augen des Ministers jedenfalls nicht die nötigen Kenntnisse und Vorstudien. Den ehemaligen Schuladjunkten von Geislingen konnte man doch unmöglich zu einem Professor der Tübinger Hochschule machen. So entließ man Schubart mit schönen Redensarten und leeren Versprechungen.

Von August bis Dezember des Jahres 1771 fehlen die

---

[2] Vergl. die betreffende Stelle in der mitgeteilten Erledigung des Ludwigsburger Oberamtes, wo seine musikalischen Fähigkeiten besonders betont werden.

Briefe an Böckh gänzlich. Erst zu Beginn des letztgenannten Monats gibt Schubart seinem Schwager Nachricht bezüglich eines Schülers, dem er auf Böckhs Empfehlung Unterricht erteilen soll. Dieser Brief atmet eine ruhige, fast behagliche Stimmung und erinnert durch die in ihm enthaltene literarische Umschau an die besten und ernstesten Briefe aus der Geislinger Zeit. Um so verblüffender ist es daher, wenn wir Schubart zwischen Weihnachten und Jahreswende in höchster Aufregung über einen häuslichen Vorfall nach Eßlingen eilen sehen, wo er seinem bekanntlich in dieser Stadt wohnenden Schwager folgende kurze Nachricht sendet:

„Bester Schwager, meine Situation ist so verzweifelt, daß ich es nicht wagen kann, Dir aufzuwarten (!). Heute früh versehe ich mein Amt (natürlich in Ludwigsburg), ich arbeite, ich nehme hundert Neu-Jahrsbestellungen an; komm nach Haus — und Bett, Weib und Kinder sind weg. — Ohne zu essen setzt' ich mich zu Pferd und konnte bis hier ihre Spur nicht finden. Ein Weib, die ihren Mann verlassen k a n n, verdient keinen Seufzer — aber — Himmel! meine Kinder! Bester Schwager! lebe wohl; ich habe viel verdient; aber nicht s o v i e l! Es mag gehen wie es will, so werd' ich doch niemals einen Streich wagen, der D e i n e r und m e i n e r unwürdig ist. — Ich umarme Dich und meine Schwester mit Entzücken und bin ewig

Dein Freund Schubart.

N. S. Alles ist vergebens. Ich muß fort und die Verzweiflung ist mein Führer.“

Was ist da vorgefallen?! — Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich in diese Zeit jenes galante Abenteuer mit zwei seiner Klavierschülerinnen verlege, von dem der Sohn des Dichters in der Charakteristik seines Vaters mit einer mir in diesem Falle allerdings unbegreiflichen Offenherzigkeit erzählt, und welches durch folgende, etwas fragmentarisch gehaltene Sätze in der Selbstbiographie noch verdeutlicht wird: „Schändliche Krankheiten, die ich mir — und — falle Decke der Nacht und verbirg meine Greuel und meine Schande!! — M e i n W e i b v e r s a n k i n d ü s t e r e

Schwermut, weinte, seufzte stumm gen Himmel; ihr redlicher Vater holte sie und meine Kinder ab." Weshalb der alte Bühler dies tat, geht wohl klar aus der „Selbstanklage" hervor, die Schubart in jenen Tagen auf's Papier warf und in der sich der Satz findet: „Deine Gattin ist von Dir befleckt." (!)

Beobachten wir Schubarts Verhalten nach diesem empörenden Vorfall, so werden wir unwillkürlich an den Brief des Rektors Thilo über den Nördlinger Studenten erinnert, in dem es heißt, daß der Jüngling einmal weiche Demut, dann auffahrenden Trotz zeige. Zunächst ist nämlich Schubart ganz Reue und Zerknirschung. Er läuft des nachts wie ein Rasender in einer Allee auf und nieder und stöhnt zum Himmel: „Richter! Donnere mich nieder!" Er begibt sich sogar zu dem von ihm oft verspotteten Spezial Zilling, um sich Rat und Trost zu holen und seinem Schwager schreibt er: „am letzten Tage des 1771. Jahres" einen Brief, welcher noch ganz die Stimmung der „Selbstanklage" aufweist. — Allein schon wenige Tage später (Brief vom 3. Jänner 1772) sieht er den Schritt seiner Frau mit ganz anderen Augen an. Sein Hauswirt hatte nämlich auf dem Dachboden alle jene Stücke des Mobiliars gefunden, von denen Schubart annahm, daß sie seine Frau mitgenommen hätte. Er ist empört, daß seine Frau diese Sachen lieber verderben ließ, als sie seiner Obhut anzuvertrauen. Von irgendwem hat er erfahren, daß Professor Haug mit seinen bekannten „christevangelischen Gesinnungen" (!) das meiste zur Flucht seiner Frau beigetragen habe. Er ergeht sich in den wildesten Schmähungen gegen Helene, nennt sie eine Betrügerin, die mit ihrem Vater gemeinsam wider ihren Gatten konspiriere, dabei aber alle 6 Wochen communiciere (!) und allzeit in Andachtsbüchern lese (!) Er nennt sich zwar selbst einen großen Sünder, aber eines sei ihm stets fremd gewesen: die Heuchelei. Schließlich entschuldigt er sich, daß dieser Brief so ganz anders laute als der vorige, allein durch Nachdenken sei er kühler geworden und werde seine Frau zu vergessen trachten.

Der kaum etwas zur Ruhe gelangte Kampf zwischen Schubart und seinem Schwiegervater war durch diesen Vorfall neuerdings wieder angefacht worden. Der alte Bühler drohte, persönlich nach Ludwigsburg kommen zu wollen, um seinen Schwiegersohn zu verklagen und ihm gerichtlich alle Mobilien abzufordern. Schubart antwortete, daß er sich zu verteidigen wissen werde. Im Falle einer Klage Bühlers würde er Verzicht auf Helene tun und ihr zeitlebens jeden Beistand versagen. Wolle sich der Oberzoller aber dazu bequemen, einen gütlichen Weg einzuschlagen, so wolle Schubart die Seinen auf das beste unterstützen. Helene und die Kinder wären ihm dann jederzeit willkommen, er werde sie mit offenen Armen empfangen. — Die Aussöhnung kam aber nicht so rasch zustande. Noch den ganzen Monat Februar weilte die Frau in Geislingen, und erst am 13. März gibt Schubart seinem Schwager seine Freude über die Rückkehr der Seinen zu erkennen.

Lange hielt jedoch diese Harmonie im häuslichen Leben nicht an. Im April 1772 wurde Böckh von Eßlingen abberufen, um in Nördlingen das Amt eines Archidiakons anzutreten. Schubart schrieb seinem Schwager einen langen Abschiedsbrief. Es sollte auf Jahre hinaus der letzte sein, den er an Böckh richtete. In den für seine Schwester Juliane (Böckhs Frau) bestimmten Schlußzeilen dieses Schreibens findet sich abermals eine seltsame Ahnung seines späteren Schicksals: „Deine Brüder sollen, von dem eingebildeten Gipfel ihrer Talente herabgestürzt, im Staube erst lernen, daß nur die Demut vor Gott groß und glücklich macht.“

Mit dem Abgang Böckhs von Eßlingen beginnt wohl die wildeste Zeit im Leben Schubarts zu Ludwigsburg. Merkwürdig ist es, daß der sorgliche Schwager selbst, nicht mittelbar oder unmittelbar und natürlich gänzlich unabsichtlich, die Ursache zu einem neuen Konflikt zwischen Schubart und seiner Frau wurde, der aber diesmal nicht bloß eine Familienangelegenheit blieb, sondern zu einem öffentlichen Skandal anwuchs und den Dichter samt seiner Familie fast an den Rand des Verderbens brachte. Die Entwicklung

dieser unerquicklichen „Affaire“ ist kurz folgende: Böckhs Frau bedienstete in Eßlingen eine Magd, namens Barbara Streicher. Sie war Schubarts Landsmännin, nämlich eine Aalenerin. Das Ehepaar Böckh nahm diese Magd nicht nach Nördlingen mit, sondern schickte sie nach Ludwigsburg, wo sie in die Dienste der Helene Schubart trat. Das Mädchen war damals 21 Jahre alt, „manierlich und wohlgebildet“ und Frau Schubart ließ bald an ihre Schwiegereltern verlauten, daß ihr die Person unerträglich[3] sei. Die Unerträglichkeit wurde endlich so groß, daß es Schubarts Frau vorzog, das Feld zu räumen. Abermals verließ sie ihren Gatten und flüchtete (im August) nach Geislingen, wo sie schwer erkrankte. Schubart wirtschaftete indessen zu Ludwigsburg mit der Barbara Streicher. Jakobine, des Dichters unverheiratete Schwester, wurde von Aalen nach Geislingen gesandt, um sich über den Zustand Helenens zu erkundigen und reiste von dort nach Ludwigsburg, wo sie sich des verwilderten Hauswesens des Bruders annehmen sollte. Ob diese Mission von Erfolg begleitet war, wissen wir nicht; eines aber steht fest: daß nämlich Schubarts Frau, sobald es ihr leidender Gesundheitszustand erlaubte, von Geislingen abreiste und, wahrscheinlich von Eifersucht getrieben, in die Wohnung ihres Gatten zurückkehrte. Sie kam eben recht, um ihren Christian ins Gefängnis abführen zu sehen und zwar unter dem Verdachte des ehebrecherischen Umganges mit der Barbara Streicher.

Schubart selbst erzählt diese traurige Geschichte in der Selbstbiographie folgendermaßen: „Meine Vorgesetzten waren meiner müde und ergriffen die nächste Gelegenheit, mich wegzuschaffen. Ein verdächtiger Umgang mit einem Mädchen gab ihnen Anlaß, mich vor Gericht zu fordern und ins Gefängnis zu werfen. Mein einziger lieber Sohn war damals tötlich krank. Mein Weib — denn sie war wieder von Geislingen zurückgekommen und betete still seufzend zu

---

[3] Siehe Strauß: „Nachlese zu Schubarts Briefen“ und „Barbara Streicherin von Aalen.“ Letztgenannter Aufsatz in den „kleinen Schriften“. Berlin 1866. S. 464—475.

Gott um meine Bekehrung — schmachtete an seinem Bette, als ich wie der gemeinste Missetäter in Turm und zwar in eben das Gefängnis geworfen wurde, in dem vorher ein Mörder lag, den ich erst vor wenigen Tagen hinrichten und seinen Kopf auf den Pfahl stecken sah. (!) Wasser, Brot, Kälte und faules Stroh, Stank und Ungeziefer fand ich hier zur Pflege .... Rechts tobte eine Rasende, links rasselte ein Dieb mit seinen Ketten, und unter mir sangen, heulten, fluchten und weinten die eingefangenen Huren, die damals Ludwigsburg zu einem wahren deutschen Lamsak machten."

Schubart scheint in jenen Tagen in der Tat den Gipfelpunkt der moralischen Verkommenheit erreicht zu haben. Wie seinerzeit in Erlangen trugen ihm auch hier seine Freunde (hier allerdings unter großen Gefahren) Lebensmittel und Wein zu, und trotzdem der Mann sein Weib und seinen Sohn daheim krank und elend wußte, trank er solange, bis er bewußtlos auf sein Strohlager sank. Auf solche Weise betäubte er im Gefängnis die Stimme des Gewissens. Erst als er freigelassen wurde, erweckte der Anblick des jammervollen Zustandes der Seinen die diesmal lange ausgebliebene Reue. Dafür hielt diese aber nicht lange an. — Der Umgang mit Barbara Streicher war seinen Vorgesetzten und unter diesen insbesondere dem Spezial Zilling, der ihn bereits exkommuniziert hatte, gut in Erinnerung geblieben. Sie ließen diese Sache nicht mehr gänzlich einschlummern, und nachdem nun Schubart gar zu Anfang des Jahres 1773 (natürlich wieder auf Veranlassung eines anderen) ein „satirisches Lied auf einen wichtigen Hofmann" (wie er selbst schreibt) oder eine „Scarteque" (wie es im herzoglichen Erlaß heißt) verfaßt und nebstbei eine Parodie auf die Litanei vom Stapel gelassen hatte, „die noch schlimmer gedeutet wurde als sie gemacht war", wurde er beim Herzog verklagt und endlich von diesem mittelst Erlaß vom 21. Mai 1773 des Landes verwiesen. Als Ursache der Ausweisung wird (außer der bereits erwähnten „Scarteque") in dem herzoglichen Schreiben an das Oberamt Ludwigsburg angegeben, daß

Schubart trotz seines Leugnens des Ehebruchs mit Barbara Streicherin so gut wie überwiesen sei, ferner daß er sich von jeher in Ludwigsburg schlecht aufgeführt und öffentliches Aergernis gegeben habe.

Was nun die Parodie auf die Litanei und die „Scarteque“ (Satire auf einen Hofmann) betrifft, so sind wir leider gänzlich auf Vermutungen angewiesen. Diejenigen, welche der Schubartbiograph Hauff ausspricht, scheinen mir lediglich bezüglich der Parodie berechtigt, nicht aber hinsichtlich der „Scarteque“. Hauff mag recht haben, wenn er in einem im Jahrgang 1776 der deutschen Chronik außer allem Zusammenhang stehenden Gedicht ein Fragment dieser Litanei-Parodie erkennt. Die Verse lauten:

„Vor Advokaten, die uns zwicken,
Vor Aerzten, die am Körper flicken,
Vor Bonzen, die mit Drachenblicken
Prophetisch uns zum Teufel schicken,
Behüt uns, lieber Herre Gott!“

Hauff bemerkt hiezu, daß unter den „Bonzen“ zweifellos der Spezial Zilling zu verstehen sei; unter dem Arzt aber, füge ich hinzu, wahrscheinlich der Hofmedikus Mörike.[4] Diesen hatte nämlich Schubart auch in einem kleinen satirischen Gedichte tüchtig mitgenommen, das aber erst im Jahre 1803 in der Allgemeinen musikalischen Zeitung (S. 312) in Druck erschien. Wir wissen, daß Schubart auch in Ludwigsburg seinen Gehalt mit einem andern teilen mußte, mit dem hochbetagten Organisten Enslin. Diesen Mann empfiehlt er nun der Behandlung des Medikus Mörike mit folgenden Versen:

„Herr Doktor, unter dessen Händen
Wie vor dem Tode alles fällt,
Sie schicken ihre Patienten
Methodisch in die andre Welt,
Hier ist ein Mann,

---

[4] Der Großvater des Dichters.

Der so nicht lang mehr leben kann,
Und ach! dem Himmel sei's geklagt,
Mit mir an einem Beine nagt.
Wie? wollen Sie sich nicht bequemen
Ihn in die Kur zu nehmen?"

Vielleicht hätten wir nun am Ende in diesen Versen die Satire auf den wichtigen Hofmann zu erblicken, da Mörike doch Hofmedikus war. Dieses Gedichtchen scheint Hauff gänzlich unbekannt geblieben zu sein.[5] Hauff fußt bezüglich der Satire auf den Hofmann augenscheinlich auf Brachvogel, der in seinem Roman „Schubart und seine Zeitgenossen" eine Erzählung aus der deutschen Chronik ausspinnt, worin geschildert wird, wie ein Hofmann auf der Jagd einer daherstürmenden Sau wegen auf einen Baum flüchten muß. Die Satire erscheint bei Schubart zu matt. Sie gipfelt darin, daß der Hofmann nach überstandener Todesangst von seinem Zufluchtsort herabklettert und zu einem Jäger spricht:

„Blaß bin ich noch im Angesicht;
Doch soll ich mich des schämen?
Ich gab der Sau das Leben nicht,
Warum sollt' ich's ihr nehmen?"

Hier käme es allerdings darauf an, wer unter dem Hofmann zu verstehen ist. — Endlich möchte ich noch ein drittes Gedichtchen anführen, welches zwar in der von Hauff veranstalteten Ausgabe von Schubarts Gedichten enthalten ist, dort aber, im Gegensatz zu fast allen anderen, ohne jede Angabe des Verfassungsjahres und ersten Druckortes verzeichnet erscheint. Möglicherweise ist dieses Gedicht in Ludwigsburg entstanden und dürfte auf einen bedeutenden und sehr hohen Hofmann gemünzt sein.

„Es kennen Ihro Gnaden
Reduten, Maskeraden,
Die Prüden und Koquetten

[5] Ich lernte es aus Holzers „Schubart als Musiker" kennen. (Seite 12.)

An ihren Toiletten.
Sie sprechen mit der Base
Französisch durch die Nase,
Sie können Deutschland schimpfen
Vornehm mit Nasenrümpfen;
Den Bürger stolz verachten,
Und, die nach Weisheit trachten,
Bestraft ihr kühner Tadel —
Mein Seel'! Sie sind von Adel!"

Wir haben nun den äußeren Verlauf von Schubarts Leben in Ludwigsburg bis zu seiner Ausweisung kennen gelernt und werfen noch einen Blick auf seine Beschäftigungen und seinen Bekanntenkreis. Umgekehrt wie in Geislingen, wo die musikalische Tätigkeit bei Schubart eine untergeordnete Rolle spielte und durch seine Amtsgeschäfte und literarischen Bemühungen in den Hintergrund gestellt wurde, nimmt in Ludwigsburg die Musik den größten Teil seiner Zeit in Anspruch. Die literarische Ausbeute dieser Jahre ist gering und beschränkt sich zumeist auf „Kasualgedichte", von denen die meisten verloren gingen, den Dichter aber damals besonders in diesem Fach weit und breit berühmt machten und ihm jedenfalls auch ein hübsches Stück Geld eintrugen. Seine einzige größere literarische Arbeit ernster Natur ist Klopstock gewidmet. Im Jahre 1771 ließ er in zwei Teilen des Messiassängers kleine poetische und prosaische Werke erscheinen, dürfte aber mit dieser Ausgabe nicht viel aufgesteckt haben, da noch im selben Jahre Klopstock selbst eine Sammlung seiner Oden veranstaltete und in Hamburg erscheinen ließ. Schubarts Ausgabe ist heute kaum mehr antiquarisch aufzutreiben. Die Vorrede zu derselben ist jedoch zum Teil in dem von Lob überfließenden Aufsatz „Klopstock" enthalten, der in den 6. Band der gesammelten Schriften Schubarts (Ausgabe Scheible 1839) aufgenommen wurde. Leider ist aber in diesem Artikel gerade jene Stelle weggelassen, welche beweist, daß Schubart selbst seinem bewunderten Klopstock gegenüber nicht blind war und den Kritiker in sich nicht vollends vom Enthusiasten erschlagen

ließ. Betreffs der Ode „An Gott“ bemerkt nämlich Schubart: „Das Sujet dieser Ode ist so erhaben und sonst so würdig behandelt, daß die verliebte Schwärmerei darin sehr am unrechten Platze zu stehen scheint.“ Wenn aber Schubart in diesem Aufsatz Klopstock als „eines der größten Genies aller Jahrhunderte“ bezeichnet, so muß man dieses Urteil wohl auf Rechnung der Zeit — und der damaligen Literaturverhältnisse setzen. Schon dem 19. Jahrhundert hatte Klopstock nur mehr wenig zu bedeuten und heute ehren wir seinen Namen bloß noch als denjenigen eines Mannes, der für die Literatur seiner Tage ein Ereignis bedeutete.

Zu Schubarts literarischer Tätigkeit in Ludwigsburg sind aber auch die Vorträge zu rechnen, welche er einer Anzahl von Stabs- und Subalternoffizieren über Geschichte und Aesthetik hielt. Hierzu war er wahrscheinlich durch den Umgang mit Haug angeregt worden, der, trotzdem er in einem Orte lebte, wo Leichtsinn und Sittenlosigkeit tonangebend waren, sich in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nicht irre machen ließ und unermüdlich für die Verbreitung deutschen Geschmackes sorgte. In diesen Vorträgen wird Schubart jedenfalls auch literarische Bemerkungen eingeflochten haben, worauf sich wohl die Stelle in der Selbstbiographie bezieht, wo er sagt, daß durch ihn Klopstock in Ludwigsburg bekannt wurde und daß er die dortigen Hofleute, Gelehrten und bürgerlichen Leser vornehmlich auf solche Dichter verwies, die ihm mehr Deutschheit und Kraft zu besitzen schienen, als der damals neben den schlüpfrigen Franzosen fast einzig gelesene Wieland.

Bei Schubart selbst hielt indessen dieser Ernst nicht lange an und je mehr er sich in das musikalische und gesellschaftliche Leben verstrickte, desto mehr entfernte er sich von Dichtkunst und Wissenschaft, bis er endlich im Umgang mit welschen Musikern wohl nach jener Musikantenmoral lebte, die er in der Lebensbeschreibung in die Worte kleidet: „Friß, sauf, lieble, sing', geig' und pfeif' — nach dem Tod ist alles aus!“

Als er in Ludwigsburg einzog, war ihm die Tonkunst heilig. Sie war ihm eine hohe, himmlische Göttin, die von den Höhen der Ewigkeit herabsteigt, um die Menschen zu

erquicken. Wie in Aalen und Geislingen wollte er zunächst auch in Ludwigsburg die Musik reformieren und zwar die Kirchenmusik, auf deren Gebiete sich seine amtliche Tätigkeit bewegte. „Die Kirchenmusik," erzählt er, „war zu jener Zeit in Ludwigsburg äußerst verdorben; man nahm Jomellische Opernarien, preßte erbärmliche Texte darunter und führte sie zumeist elend auf. Ich ging daher mit einer gänzlichen Ausrottung dieses Verderbens um und wollte mir eigene Texte zu Kirchenstücken machen — allein das eingewurzelte Vorurteil,[6] meine vielen Zerstreuungen und zu früher Abzug von Ludwigsburg hinderten mich an dieser heilsamen Reform. Indessen behalf ich mich mit Graun, Telemann, Benda, Bach und anderen Kirchenstilisten; und meine Freunde von der Hofmusik halfen mir dazu, daß ich oft eine Kirchenmusik aufführen konnte, wie man sie wohl damals in Deutschland — sonderlich unter den Protestanten — selten gehört haben mochte."

Schubarts musikalische Fähigkeiten traten in Ludwigsburg auf das glänzendste hervor und wurden auch von Heimischen und Fremden anerkannt und bewundert. Von seinem Violinspiel bezeugt der herzogliche Kammermusikus Nißle: „Wie ich dann zu seinem Ruhm eingestehen muß, daß ich nicht weiß, ob ich, der ich doch auf Sr. herzogl. Durchlaucht Kosten die Violine erlernet (!) oder der Schubhardt (!) stärker seye."

Ueber Schubarts Klavierspiel hat wohl der reisende Musikdoktor Carl Burney das schönste Zeugnis abgelegt. In seinem bekannten Werke „Tagebuch meiner musikalischen Reisen" (Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg, 2 Bände, 1773), schreibt er über Schubart, den er in Ludwigsburg kennen gelernt hatte: „Er war der erste wahre große Flügelspieler, den ich bisher in Deutschland angetroffen hatte. Er ist von der Bach'schen Schule: aber ein Enthusiast und ein Original von Genie (!). Viele von seinen Sachen

[6] Mit diesem hatte Schubart überall zu kämpfen. Man erinnere sich beispielsweise an seine Schulreformen in Geislingen.

sind in Holland gestochen[7] und sind voll Feuer und Geschmack. Auf dem Klavier spielt er mit großer Feinheit und vielem Ausdruck. Seine Hand ist brillant und seine Phantasie sehr reich. Er hat einen vollkommenen Doppeltriller in der Gewalt, wohin nur wenige Klavierspieler gelangen."

Die größte Stärke besaß aber Schubart offenbar im Orgelspiel und auf diesem Instrument jedenfalls in der freien Phantasie. Er berührt sich in dieser Beziehung mit dem größten modernen Orchester- und Orgelrhapsoden, mit Anton Bruckner. Kein Geringerer als der berühmte Orgelspieler Abbé Vogler soll über Schubart als Organist den Ausspruch getan haben: „Wer nicht weiß, was Genie ist, der komme und höre Schubart spielen oder zum Abendmahl phantasieren." (Wahrscheinlich verleitete dieser Ausspruch Nägele zu der von mir bereits zitierten Behauptung, daß Schubart einer der größten Orgelspieler Deutschlands war.) Daß Schubart durch sein Orgelspiel auch einmal die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich lenkte und der Durchlaucht eine gnädige Aeußerung entlockte, wurde bereits erwähnt. — Ein musikalisch so vielseitig veranlagter Mann mußte selbstverständlich überall gern gesehen und in der Gesellschaft auch als Lehrer gesucht sein. Tatsächlich verschafften Schubart seine musikalischen Kenntnisse nicht nur eine Reihe von Bekanntschaften mit hervorragenden Künstlern, sondern auch Eintritt in die hohen und höchsten Kreise und so kam es, daß er, der eigentlich dienstlich nur mit der Stadt und der Kirche zu tun hatte, nach und nach in das Theater- und Hofleben hineingezogen wurde. Der „glänzendste Hof Europas" konnte sich auch rühmen, das größte Theater Deutschlands zu besitzen. Leider ist das Ludwigsburger Opernhaus nicht erhalten geblieben. Es verdankte einer augenblicklichen Laune Herzog Karls seine Entstehung und war infolge dessen so leichtfertig erbaut worden, daß es bereits im Jahre 1800 wegen Einsturzgefahr

[7] Hier scheint Schubart dem guten Burney etwas vorgeplauscht zu haben. Mit dem reisenden Musikdoktor hat er sich überhaupt manchen Witz erlaubt. So führte er ihm beispielsweise mit drei Bauern eine „schwäbische Nationalmusik" auf.

wieder abgetragen werden mußte. Justinus Kerner, der als Knabe noch in der Theaterruine spielte, hat diese in dem Bilderbuch aus seiner Knabenzeit folgendermaßen geschildert: „Doch ganz feenartig und wunderbar kam mir als Kind das damals noch stehende ungeheure Opernhaus vor, das Herzog Karl mit unsäglichen Kosten und in ungeheurer Eile zu seinen großen Opern und Festzügen, in welchen ganze Regimenter zu Pferd über die Bühne zogen[8], dahin erbauen ließ, wo in den sogenannten Anlagen hinter dem Schlosse jetzt der Spielplatz ist. Es ist bekannt, daß dieses wohl das größte Opernhaus in Deutschland war. Es war in seinem Innern völlig mit Spiegelgläsern ausgekleidet, alle Wände, alle Logen mit ihren Säulen waren von Spiegelgläsern. Man kann sich den Effekt eines solchen Hauses im Glanz der vielen hundert Lichter wohl kaum denken. Ich sah es natürlich nie in seiner Beleuchtung, sondern geradezu immer nur bei verschlossenen Türen und Läden. Trat man hinein, so sah man sich, wenn auch im Dämmerlicht, viel hundertmal wieder, und man glaubte auf einmal das ganze Theater von seinem eigenen Ich bevölkert zu sehen."

An diesem Theater wirkten zur Zeit Schubarts die bedeutendsten italienischen Sänger und Sängerinnen, und das Orchester bestand nahezu aus lauter Virtuosen, unter denen Meister wie N a r d i n i und L o l l i noch heute in der Musikgeschichte mit Ehren genannt werden. Das Streichorchester zählte (nach Burney) 18 Violinen, 6 Bratschen, 3 Celli und 4 Kontrabässe. Schubart, der zuweilen am Flügel akkompagnieren durfte,[9] schloß alsbald Bekanntschaft mit den Mitgliedern des Orchesters. Den berühmten Maestro

[8] Man hat berechnet, daß Mexiko auf dieser Opernbühne mit mehr Soldaten erobert wurde, als Cortez in Wirklichkeit zur Verfügung hatte.

[9] Jedenfalls hatte man in Ludwigsburg das Orchester nach Muster der italienischen Theater eingerichtet. In den italienischen Orchestern befanden sich zwei Klaviere; an dem ersten saß der Kapellmeister, am zweiten der „Accompagnist". Letzteren Posten hatte im Ludwigsburger Opernorchester Schubart hie und da offenbar aushilfsweise inne.

Jommelli hat er nur flüchtig bei seinem ersten Besuche in Ludwigsburg kennen gelernt. Jommelli verließ die Stadt im Frühjahr 1769, als Schubart noch in Geislingen weilte. Dennoch hat dieser bei der kurzen Begegnung im Februar 1769 ein interessantes Wort des Heros des bel canto erhascht und später in der Selbstbiographie wiedergegeben. „Meine stürmende Instrumentalbegleitung," sagte Jommelli zu Schubart, „würde ein großer Fehler sein, wenn es nicht meistens Wohltat für den Zuhörer wäre, das widrige Stimmengekreisch zu übertäuben." (!) Schubart knüpft an diesen Ausspruch einige Bemerkungen über den Mangel an Singschulen in Deutschland. Dasselbe Klagelied stimmten später bis in das halbe 19. Jahrhundert hinein die bedeutendsten Komponisten und Operndirektoren an.[10] Jommelli hatte das Ludwigsburger Orchester auf eine stolze Höhe geführt; daß es aber aus lauter Virtuosen bestand, ist in den Augen Schubarts ein Fehler. „Jeder bildete sich seinen eigenen Kreis," schreibt er in den „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst", und die Anschmiegung an ein System war ihm unerträglich. Daher gab es oft im lauten Vortrage Verzierungen, die nicht ins Ganze gehörten. Ein Orchester mit Virtuosen besetzt, ist eine Welt von Königen, die keine Herrschaft haben."[11]

Es ist begreiflich, daß es den deutschen Schubart auch lebhaft zu deutschen Musikern hinzog. Mit besonderer Verehrung spricht er von Deller, einem begabten Klavierspieler und Komponisten; einen gewissen Steinhardt nennt er seinen Busenfreund und mit Seemann, dem Klavierbegleiter im Opernorchester, scheint er ebenfalls auf vertrautem Fuße gestanden zu haben. Auch für deutsche Musik setzte er sich in Ludwigsburg ein. Daß er in der

---

10 Vergl. beispielsweise Julius Cornet: „Die Oper in Deutschland." (Hamburg 1849).

11 Ein ganz ähnlicher Ausspruch findet sich bei dem modernen Orchesterneuerer H. Berlioz: „So werden vier Geiger ersten Ranges, welche zusammen dasselbe Stück spielen, einen ziemlich unangenehmen, vielleicht sogar abscheulichen Effekt hervorbringen, während fünfzehn Geiger mittelmäßigen Talentes ganz vortrefflich wirken werden." (Berlioz: Instrumentationslehre. Edition Peters, 1898, letzte Seite).

Kirche seine geliebten deutschen „Kirchenstilisten“ mit dem großen Johann Sebastian an der Spitze zur Aufführung brachte, haben wir schon vernommen. Aber auch im Konzertsaal wagte er es, der den italienischen Geschmack bevorzugenden Ludwigsburger Gesellschaft einmal deutsch zu kommen. In der deutschen Chronik (1775) erzählt er, daß er „an einem großen Hofe“ ein sehr schweres Klavierkonzert von Müthel, einem Komponisten aus der Schule Bachs, gespielt habe. Dies dürfte — wie auch Holzer annimmt — in Ludwigsburg gewesen sein.

Wir folgen nun Schubart von dem für ihn so gefährlichen Boden des Orchesters und der Bretter auf die noch gefährlicheren Parketten der Herrschaftshäuser und des Hofes. Zwei Männer aus den hohen Gesellschaftskreisen übten auf ihn einen günstigen Einfluß. Es war dies der Graf Pottbus (Putbus?), dem Schubart Unterricht im Singen und Flügelbegleiten erteilte und zu dem sich der Dichter, der satirischen Launen des Aristokraten wegen, besonders hingezogen fühlte; ferner Baron von Rechberg, ein moderner Diogenes, der sich mitten unter Menschen nach Menschen sehnte. Es ist für Schubart gewiß sehr ehrenvoll, wenn dieser Menschensucher in dem Poeten eine Persönlichkeit fand, die seinen Ansprüchen genügte. Schubart weilte nämlich mehrere Wochen zu Gast auf einem Landgute Rechbergs, wohin sich der des Hoflebens überdrüssig gewordene Edelmann zurückgezogen hatte.

Wenn Schubart weiters in der Selbstbiographie noch von einigen „würdigen Offizieren“ spricht, die ihm „manche süße Lebensfreude“ verschafften, so ist hier die richtige Anwendung des Wörtchens „würdig“ ebenso zweifelhaft, als diejenige des Wortes „Lebensfreude“. Selbstverständlich hat Schubart diesen Satz nicht absichtlich so zweideutig gefaßt, aber man wird unwillkürlich seiner Deutung wegen etwas stutzig, wenn man unter diesen „würdigen Offizieren“ auch den Namen Wimpfen liest. Jedenfalls war es doch derselbe Wimpfen, der seinerzeit seine Schwester an den Herzog als Maitresse verschacherte und für

diesen Sr. Durchlaucht erwiesenen „Liebesdienst“ die Kleinigkeit von 22 000 fl. eingesteckt haben soll.

Die gefährlichste Klippe für einen so leidenschaftlich veranlagten Menschen wie es Schubart war, bildete aber naturgemäß die „holde Weiblichkeit“. Daß der Unterricht, welchen er den Damen des Hofes und anderen Schülerinnen erteilte, zu häuslichen Eifersuchtsszenen, ja sogar zu einer zeitweisen Trennung von seiner Gattin führte, habe ich schon mitgeteilt. Ob es aber auch bei seiner Lieblingsschülerin, der schönen Frau von Türkheim, deren erster Eindruck auf Schubart ebenfalls bereits geschildert wurde, beim bloßen „Taktschlagen auf die Marmorschultern“ geblieben ist, kann man wohl heute unmöglich mehr ermitteln. In Ludwigsburg war damals alles möglich und in einer Zeit, wo sich, laut Casanovas „Memoiren“, die Bürgermeisterin von Köln schon nach zwei oder drei Tagen einem wildfremden Abenteurer hingab und diesem noch dazu in der „Liebe“ Dinge lehrte, die selbst einen so geriebenen Burschen, wie es der Schreiber dieser Memoiren war, verblüfften, darf uns wirklich gar nichts mehr wundernehmen.

Und weil wir uns eben in dieser Beziehung über nichts wundern dürfen, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sich Schubart gegen eine seiner Schülerinnen Unzukömmlichkeiten erlaubte, oder sich ihr gegenüber mindestens Freiheiten herausnahm, gegen die er sich solches am allerwenigsten hätte zu schulden kommen lassen sollen. Diese Schülerin ist Franziska von Leutrum, damals allerdings nur eine „Maitresse“ des Herzogs, bald aber seine „einzige Freundin“, wieder nach einiger Zeit seine rechtmäßige Gemahlin und endlich anerkannte Herzogin von Württemberg.. Erst durch Strauß' „Nachlese zu Schubarts Briefen“ wurde es bekannt, daß Schubart auch dieser hohen Dame Unterricht erteilte, und durch diese Briefstelle wird meines Erachtens blitzartig das ganze spätere Verhalten des Herzogs und insbesondere dasjenige Franziskas dem Gefangenen gegenüber beleuchtet. Im Juli 1772, also nicht ganz ein Jahr vor seiner Landesausweisung, schreibt er an seine Eltern: „Die Frau von Leutrum, eine Maitresse des

Herzogs (!), instruiere ich ebenfalls; es ist aber ein gar schlüpfriger Posten, weil der Herr oft selbst dazukommt." — Ich frage nun: was bedeuten die Worte: „weil der Herr oft selbst dazukommt"? Offenbar hielt Schubart die Leutrum für eine ganz gewöhnliche Maitresse und daher für eine Person, der gegenüber man sich alles herausnehmen durfte, sobald der Herzog ihrer nur einmal erst satt geworden sein würde. Damen, denen ein derartiges Schicksal zuteil



Franziska von Hohenheim.

geworden war, gab es im Lande genug. Nur so lange sie Lieblingsfavoritinnen des Herzogs waren, solange sie blaue Schuhe trugen, mußte man auf der Hut sein und durfte sich ihnen gegenüber nichts erlauben. Bei Sr. Durchlaucht in Ungnade gefallen, waren sie jedem adeligen und unadeligen Wüstling preisgegeben. Mit Bestimmtheit ist es nun anzunehmen, daß sich Schubart, der doch keine Ahnung davon hatte, was in Franziskas Seele vorging, nämlich, daß es ihr höchstes Streben war, rechtmäßige Gemahlin des Herzogs zu

werden, ihr gegenüber, in Voraussetzung des gewöhnlichen Schicksals einer Maitresse, irgend eine Unziemlichkeit zu schulden kommen ließ. Es brauchte sich zwischen ihm und Franziska noch lange nicht jene romantische Szene abgespielt zu haben, wie sie Brachvogel mit beinahe schon zu viel Feuer in seinem Roman „Schubart und seine Zeitgenossen“ schildert. Es brauchte noch lange kein sozusagen handgreifliches Attentat auf die weibliche Ehre der Dame erfolgt zu sein. Nicht einmal einen Kuß brauchte ihr Schubart geraubt zu haben. Es genügte, wenn er ihr gegenüber unter vier Augen ein freies, kühnes Wort fallen ließ, etwa eine Anspielung auf die „Donna Schmergalina“, wie Schubart die neueste Maitresse des Herzogs in Ludwigsburg und später öfters nannte, um ihn in ihren und Herzog Karls Augen zum Verbrecher zu stempeln.[12] Schubart glaubte, Karl werde auch dieser Dame bald den Laufpaß geben; indessen liebte der Herzog sein „Fränzele“ in der Tat innig. Der frivole Dichter hatte also über eine dem Herzog teure Person gespottet, eine Person, die Karl *wie seine Gemahlin* betrachtet wissen wollte. Schubart beging also in Karls und Franziskas Augen eine förmliche Majestätsbeleidigung!

Ich habe hier in meinen Betrachtungen eigentlich etwas vorgegriffen, denn diese Dinge gehören mehr in die Untersuchungen über die Ursachen der Gefangennahme Schubarts. Es schien mir aber dennoch an dieser Stelle geboten, einen Blick auf das Verhältnis Schubarts zu Franziska und dem Herzog zu werfen, denn abgesehen davon, daß meiner Ansicht

---

12 Brachvogel leitet in seinem eben genannten Roman den Namen „Schmergalina“ von Pepino Smergali ab, einem Läufer des Herzogs, der vom Volke „der rote Schmergele“ genannt wurde. Dieser hatte aber seine Rolle am Ludwigsburger Hofe bereits zu einer Zeit ausgespielt, da Schubart noch in Geislingen lebte. (Vergl. Nick: „Stuttgarter Chronik.“) Schubart hat also diesen Läufer gar nicht gekannt. Viel wahrscheinlicher ist der Spitzname „Schmergalina“ auf das Wort Schmeer zurückzuführen. Es hieße also dann: die nach Schmeer (Haarfett) Duftende.

Vergl. auch Wielands Roman „Don Sylvio“, den Schubart in Geislingen gelesen hatte. Möglicherweise bildete er das Wort „Schmergalina“ nach der „Donna Mergelina“ in Wielands Erzählung.

nach politische Gründe in erster Linie zur Verhaftung des Chronikschreibers führten, spielten persönliche Beleidigungen Karls und seiner Freundin doch auch ganz gewiß eine wichtige Rolle in dieser Affaire. Ja ich möchte sogar die Behauptung wagen, daß Schubarts Ausweisung aus Württemberg ein Vorspiel zu seiner späteren Gefangennahme war. In Ludwigsburg hat sich Schubart — sei es nun als Klavierlehrer oder bloß als Wirtshausschwätzer — irgend eine Unziemlichkeit gegen Franziska zu schulden kommen lassen. Gemäß der Stelle seines Briefes (von dem gefährlichen Posten) sind wir vollauf zur Annahme berechtigt, daß er sie in der Klavierstunde persönlich auf irgend eine Art beleidigte. Der Herzog erfuhr nun von dieser Beleidigung und zwar jedenfalls von Franziska selbst, war aber bemüht, die Sache zu vertuschen, denn es mußte ihm daran gelegen sein, den Namen seiner neuen Freundin, mit der er so ernste Absichten hatte, so wenig wie möglich in den Mund der Leute zu bringen. Hätte er nun Schubarts Unzukömmlichkeit an die große Glocke gehängt, so wäre alsbald ein Gerede entstanden. Und wenn einmal über derartige Dinge ein Gerede entsteht, so geht dessen Tenor immer dahin: es muß doch etwas Wahres an dieser Geschichte sein. Im vorliegenden Falle lag es sehr nahe, daß das Volk, welches Franziska noch gar nicht kannte, da sie vorläufig ganz zurückgezogen auf der Solitüde wohnte und sich nur selten in Ludwigsburg zeigte, geglaubt hätte, die neueste „Maitresse“ des Herzogs hält es bereits mit einem andern, dem Klaviermeister. Dieses Gerede mußte vermieden werden und deshalb ergriff Karl die nächste Gelegenheit, um Schubart nicht nur aus Ludwigsburg, sondern gleich aus dem Lande zu verbannen. Schubarts Ehebruch mit der Barbara Streicherin gab willkommene Gelegenheit, den Dichter abzuschieben. Dieser Ehebruch wird im herzoglichen Erlaß als Hauptgrund der Ausweisung angegeben. Auffallend ist es aber, daß die Strafe für Schubarts Ehebruch so sehr von der Art abwich, mit der man derartige Vergehen in Ludwigsburg zu ahnden pflegte und

daß die Ausweisung erst im Mai 1773 für eine im August 1772 begangene Tat erfolgte, die überdies bereits auch schon durch Gefängnisstrafe wenigstens teilweise gesühnt erschien. Für mich steht es daher fest, daß Ehebruch, Litaneiparodie und Hofmannsatire lediglich Vorwände waren, um den Dichter zu packen und über die Grenze zu weisen. Diese Dinge mußten die offiziellen Gründe für seine Verbannung abgeben. Der eigentliche Grund war aber nur Karl und Franziska bekannt und blieb diesen lebhaft im Gedächtnis. Und als Schubart später in der Eigenschaft eines Politikers „unliebsam“ zu werden begann, erinnerte man sich auch an die Unliebsamkeit des einstigen Musiklehrers am Württemberger Hofe und bot willig die Hand zu seiner Vernichtung.[13]

Die Ausweisung Schubarts aus Württemberg wurde noch durch eine Persönlichkeit befördert, mit der er während der ganzen Dauer seines Aufenthalts in Ludwigsburg in ewiger Fehde lebte. Diese Persönlichkeit war

---

[13] Hauff verwickelt sich bei Betrachtung des Verhältnisses Franziska-Schubart in Widersprüche. Auf Seite 89 seiner Biographie polemisiert er gegen Brachvogel, den er einen „mit der Miene eines Historikers auftretenden Romanschreiber“ nennt, der, ohne jeden geschichtlichen Anhaltspunkt von einer Zusammenkunft Schubarts mit Franziska unter vier Augen „phantasiert“. Hauff scheint also die von mir zitierte Stelle ganz und gar entgangen zu sein. Oder war er der Meinung, Schubart habe in diesem Briefe ebenfalls phantasiert? Nun meint aber Hauff auf derselben Seite, Schubart habe Franziska auf der Solitude oder in Ludwigsburg gesehen, denn das Gedicht „An Guibal“ (Chronik 1774) schildere eine Schönheit, die nur Franziska sein könne. Auf Seite 161 kommt Hauff nochmals auf diese Schilderung zu sprechen und stellt sie in Paralelle mit jener, welche Franziskas Biographin Vely von der Geliebten des Herzogs gibt. Hier schreibt nun Hauff: „Der einzige Zug, der Schubarts Schilderung widerspricht, ist der Puder des aufgebundenen Haares; da wäre freilich die Frage, ob sie ihr Haar immer so getragen und ob Schubart dasselbe nicht in der Gestalt gesehen hat, in der er es schildert.“ Mit dieser Bemerkung stößt Hauff seine frühere Behauptung, daß Schubart Franziska nie allein gesehen habe, völlig um; denn da der Dichter in dem Gedichte „An Guibal“ von „wallenden Locken, die zart, wie seidene Flocken, um Psyches Schultern hangen“ singt, eine hohe Dame des 18. Jahrhunderts aber mit solcher Frisur sich nicht öffentlich zeigen durfte, so müßte Schubart Franziska schon gar intim gesehen haben!

Zilling und gehörte natürlich wieder jenem Stande an, mit dem sich Schubart so gar nicht vertragen konnte. Zilling war Schubarts unmittelbarer Vorgesetzter und gehörte zu jener Art von Leuten, die der Volksmund sehr treffend mit dem Titel „Originale“ belegt. Zilling ist als Sohn eines Bäckers in Ludwigsburg geboren[14] und brachte es rasch bis zum Spezial (altwürttembergisch für Dekan oder Superintendent). Seine Hauptcharakterzüge waren gespreizte Pedanterie, gemachte Würde, Pfauenstolz. Bezeichnend für sein falsch-pathetisches Wesen ist es, daß sein eigener Bruder, der sein Kirchendiener war, jedesmal vor ihm einen Bückling machen mußte, wenn er dem hochwürdigen Herrn das geistliche Gewand reichte.[15] Auf der Kanzel war er ein Polterer und Eiferer, der sich nicht scheute, Leute, die in der Kirche anwesend waren, persönlich anzugreifen und zu verdonnern. Zumeist rügte er die Vergnügungssucht. Alle Arten von Vergnügungen, selbst der harmlose Tanz und das ernstere Theater, waren ihm verhaßt. Am grimmigsten zog er aber gegen die Sittenlosigkeit der Offiziere zu Felde, mit denen er manchen Streit auszufechten hatte, die ihn aber ihrerseits tüchtig aufzogen und verspotteten. Abermals sehr charakteristisch für Zillings Denkweise ist es, daß er all die Dinge, gegen die er bei Volk und Mittelstand eiferte, beim Hochadel und gar bei Sr. Durchlaucht tolerierte. War z. B. ein Prinz in seiner Predigt, so ließ er diesen von der Kanzel herab Schmeicheleien hören. Dabei sprach er die Hoheit mit all ihren Titeln und Würden an. Letzteres verlangte auch Zilling vom Volke für seine Person. Kein Titel, keine Anrede war ihm lang genug. Zu all diesen Absonderlichkeiten gesellte sich noch sein geradezu komisches Aeußere. Johannes Scherr schildert dieses folgendermaßen: „Eine schmale, gedrückte Stirn, kleine, rotumränderte Augen, eine lange aber platte Nase in Form einer gequetschten Feige, in eine Spitze oder vielmehr Knolle auslaufend, schmutziggelbe Gesichtsfarbe, ein über alle Maßen großer Mund, große, gelbe Zähne, einsiedlerisch hervor-

14 Nach Hoven: Selbstbiographie.

15 Vergl. Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.

stehend.“ Ist diese Schilderung im einzelnen gewiß übertrieben — sie findet sich in Scherrs Roman „Schiller“ —, so dürfte im allgemeinen die Charakteristik doch stimmen. Scherr war bekanntlich ein gebürtiger Württemberger und hörte in seiner Jugend Leute von Zilling erzählen, die den Spezial noch persönlich gekannt hatten. Es ist einleuchtend, daß dieser Mann den Spott des ohnehin so stark zur Satire neigenden Schubart heraufbeschwören mußte und obzwar Zilling — wie erwähnt — dienstlich sein Vorgesetzter war, trieb er mit ihm doch manchen Schabernack. Eine Probe hievon gibt das Epigramm auf ihn in der deutschen Chronik (Jahrgang 1775):

An Zill.

Zill, der Apokalyptikus,
Bewies mit einem tapfern Schluß,
Daß einstens mit den Frommen
Auch Tiere in den Himmel kommen.
O, schrie sein altes Weib, und freut sich inniglich,
O welch' ein großer Trost für mich und dich!

Seinen Freunden gegenüber sprach Schubart von dem Spezial stets humoristisch und legte ihm den Titel „Bonze“ bei. Natürlich reizte dies den Zorn des salbungsvollen Herrn. Die größte Wut erfaßte jedoch Zilling, als er eines Tages merkte, daß er vor halbleeren Bänken predigte, nach Beendigung seiner Predigt aber sich die Kirche bis zum letzten Plätzchen zu füllen begann. Die Leute waren nur gekommen, um Schubart auf der Orgel phantasieren zu hören, der sich zuweilen auch den bekannten Organistenwitz erlaubte, statt eines ernsten Themas eine weltliche Melodie zu paraphrasieren. Schubarts äußere Lebensführung, seine häuslichen Affairen und die Späße mit seinen Vorgesetzten brachten es endlich dahin, daß ihn Zilling exkommunizierte und daß sich der „Bonze“ mit dem Herzog verband, um Schubart zu kurieren. Wenn wir später den Dichter auf dem Asperg aufsuchen werden, werden wir auch den Spezial Zilling wiederfinden als einen seiner eifrigsten — Dresseure.

So grundverschieden nun die Umgebung Schubarts und die Art seiner Amtstätigkeit in Ludwigsburg von dem Milieu war, in dem er sich in Geislingen bewegt hatte, so ähnlich ist doch der äußere Verlauf seines Lebens in der Residenz des Herzogs mit demjenigen in dem Städtchen der Ulmer Republik. Hier wie dort ging Schubart bei seinem Einzug ein schlimmer Ruf voraus, der zur Folge hatte, daß ihn viele, darunter auch seine Vorgesetzten, gleich von vornherein mit Mißtrauen betrachteten. Wie seinerzeit in Geislingen, sehen wir ihn auch in Ludwigsburg alsbald in häusliche Kalamitäten verwickelt; hier wie dort droht ihm der Schwiegervater mit Klagen. Hier wie dort muß er seinen Gehalt mit einem Greise teilen und Schulden kontrahieren. An beiden Orten hat er Kämpfe mit seinen geistlichen Vorgesetzten zu bestehen und muß endlich hier wie dort eines satirischen Gedichtes wegen, das er auf Anstiftung anderer verfaßte, das Feld räumen.

Ein großer Unterschied liegt aber in der Art, wie Schubart die beiden Städte verließ. Bei seiner Abreise von Geislingen eröffnete sich ihm eine glänzende Zukunft. In der Residenz, wo seine Haupttätigkeit die Musik sein sollte, wäre ihm Gelegenheit geboten gewesen, „einer der ersten Musiker seiner Zeit zu werden," wie er in der Selbstbiographie bei Besprechung seiner Jugendjahre phantasiert. Aber um dies zu erreichen, hätte er sich freilich nicht an das windige Virtuosen- und Theatervolk anschließen dürfen, sondern hätte einen strengen Meister aufsuchen müssen, um bei diesem vornehmlich noch seine Kenntnisse in der Komposition zu befestigen. Auf solche Art hätte er vielleicht schon in den 70er Jahren jene Stelle erlangen können, die ihm erst zuteil wurde, nachdem er durch den Staub des Kerkers gekrochen war. Geislingen verließ also Schubart mit den herrlichsten Aussichten und einem Anstellungsdekret in der Tasche. Wie ganz anders lagen die Dinge jetzt! Von all seinen Freunden und Bekannten gemieden, stand er nun da als ein Geächteter. Es berührt aber — abgesehen davon, daß er seine Familie eigentlich ganz hilflos in Ludwigsburg

zurückließ — doch sympathisch wenn es ihm diesmal nicht beikam, zu kriechen, sondern wenn wir ihn mutig und stolz auf seine eigene Kraft und seine Talente vertrauen sehen. Obzwar es in der Ausweisordre ausdrücklich hieß, daß er derselben „demnächst“ nachzukommen habe, zog er es vor, dem Befehl sogleich Folge zu leisten. Mit einem Taler in der Tasche stürmte Schubart aus Ludwigsburg in die Welt hinaus.

Wanderzeit.

(Mai 1773 — März 1774.)

Als Schubart noch in Geislingen wirkte, schrieb Böckh einmal über seinen Schwager nach Aalen: „Ach, wenn der gute Mann nur nicht beweibt wäre, so ließe sich alles aus ihm machen.“ Diese Aeußerung, welche jedenfalls auch geeignet ist, Schubarts Gattin in einem nicht sonderlich günstigen Lichte zu zeigen, scheint mir vollauf berechtigt, wenn ich das Benehmen unseres Dichters betrachte, das er in jener Zeit an den Tag legte, da er von der Frau getrennt war. Zwar hatte er während dieses Jahres keinen sicheren Posten und keine regelmäßige Tätigkeit, auch besaß er keinen ständigen Aufenthaltsort, aber seine Talente und von diesen wieder insbesondere sein musikalisches und literarisches Improvisationstalent kamen während dieser Wanderzeit zur glänzendsten Entfaltung und bewirkten, daß er sich nicht nur selbst über Wasser zu halten wußte, sondern auch noch so viel erübrigte, um hie und da den Seinen eine Unterstützung zukommen lassen zu können. Letzteres ist um so auffallender, als er, in häuslichen Verhältnissen lebend, stets Schulden zu machen pflegte. Ludwig Schubart, der diese Zeit die Periode der höchsten Kraft seines Vaters nennt, schreibt hierüber: „Zu Heilbronn, Mannheim und München lebte er fast ganz von Musik — lebte sehr gut, stets im Umgange der ausgezeichnetsten Menschen und fand besonders an dem letzteren Orte durch Unterricht und Gelegenheitsgedichte, durch sein Orgelspiel bei Frühmessen und durch Konzerte ein so reich-

liches Auskommen, daß er seine Familie beträchtlich unterstützen konnte. —

Ich werde nun dieses romantischste und romanhafteste Jahr in Schubarts Leben zu schildern versuchen, muß aber gleich betonen, daß ich, was den äußeren Verlauf desselben anbelangt, lediglich auf die Selbstbiographie angewiesen bin, da uns kein Brief aus dieser echten Sturm- und Drangzeit geblieben ist.

Mit seinem Taler in der Tasche wanderte Schubart zunächst nach Heilbronn und kehrte im Gasthaus zur „Rose" bei dem „braven Wirte" Uhl ein. Heilbronn war damals reichsfreie Stadt und schien dieser Eigenschaft wegen dem flüchtigen Manne den besten Schutz zu gewähren. Er fand daselbst einen Kreis von neuen Bekanntschaften guter und schlimmer Natur. Die Lage der Stadt entzückte ihn nicht minder, als die fröhliche Art der Bewohnerschaft, die im Gegensatz zur Ludwigsburger mehr Deutschheit zu besitzen schien, obzwar auch die Heilbronner, wie dies einmal der Zug der Zeit mit sich brachte, nicht ganz frei von der leidigen Auslandsucht waren. Seinem Wirte, der ihm jedenfalls für die erste Zeit kreditieren mußte, brauchte er nicht allzu lange schuldig zu bleiben, denn alsbald fand er Eingang in vornehme Kreise, gab Lektionen in Gesang und Klavier und glänzte wie seinerzeit in Erlangen in Privatzirkeln als Virtuose. Bürgermeister Wachs, dessen Gattin Schubart ebenfalls Unterricht erteilte, hielt ein gastfreies Haus, in dem sich „die großen und kleinen, ausländischen und einheimischen Geister auf den Zauberschlag seines Gebieters versammelten". Seine Vorliebe für Friedrich den Großen verschaffte Schubart auch Zutritt in die Kreise der preußischen Werbeoffiziere und obgleich er das Ergreifen des Kriegerberufes stets als das letzte Verzweiflungsmittel ansah, fühlte er sich unter den Offizieren doch zeitlebens sehr wohl. — In Pirker (Schubart schreibt Pirkner) und seiner Frau fand er zwei für die Musik begeisterte Seelen. Dem Manne rühmt Schubart treffliche Urteilskraft in musikalischen Dingen und eine eingehende Kenntnis des Musikgeschmackes nach, während er die Frau,

die einst so gefeierte Marianne Pirker, nur noch als Gesanglehrerin vorzüglich fand.[1]

In der von Rat Boßler in Speyer herausgegebenen „Musikalischen Korrespondenz der teutschen filarmonischen Gesellschaft“ (23. Febr. 1791, S. 57) findet sich über Marianne Pirker folgendes: „Verfasser dieses Aufsatzes, welcher immer stolz darauf ist, sich einen Eleven von ihr nennen zu dürfen, und durch sie zum musikalischen Kunstrichter gebildet worden ist, hält es für Pflicht, aus Dankbarkeit für seine Lehrerin, hier noch einiges beizuschieben. Um ihren Kunstcharakter sich ganz bestimmen zu können, mußte man sie in Heilbronn sowohl in einer Lehrstunde besuchen, als auch in dem durch den dort domizilierenden Adel in den Jahren 1774, 1775, 1776 zuweilen eröffneten Privatschauplatze in Operetten zu hören Gelegenheit haben. Auch denen, welche nicht im Singen von ihr unterrichtet wurden, waren ihre musikalischen Lehrstunden ungemein lehrreich, denn sie waren eine zur sorgsamen Anwendung gebrachte Aesthetik der Tonkunst. Den Sinn des Dichters und Tonsetzers erforschen, die besten Mittel zum Vortrag desselben zu finden, sich in den Esprit d'Orchestere versetzen lernen, um sogleich in dem, was man und wie man es zu spielen oder zu singen habe, orientiert zu sein: Dies wußte sie ihren Eleven so gründlich als faßlich beizubringen und schwerlich gab es einen Kapellmeister, der sie darin übertraf. Die Kunst, eine Singstimme auf dem Klavier zu begleiten, übte sie in der größten Vollkommenheit. Sie machte die heilbronnischen Musikliebhaber zuerst mit der Kunst bekannt, einer Singstimme zu soufflieren, eine

[1] Das Ehepaar Pirker hatte bereits jene Qualen überstanden, welche Schubart noch erwarteten. Vom Jahre 1755—64, also fast so lange Zeit wie Schubart, saßen Pirkers auf dem Hohenasperg. Schuld an der Einkerkerung trug die Frau, indem sie sich während der Scheidung des Herzogs von Friederike von Bayreuth auf Seite der Herzogin gestellt und sich dieser stets als treue Freundin erwiesen hatte. Von Marianne Pirker hat Rudolf Krauß unter dem Titel: „Ein deutsches Künstlerleben aus dem Zeitalter Herzog Karls“ ein treffliches und viele von anderen Biographen begangene Irrtümer richtigstellendes Charakterbild entworfen. (Württ. Vierteljahrshefte für Landesgesch. 1903. III. u. IV.)

Kunst, die man an manchem beträchtlicheren Orte, als Heilbronn, auch nicht einmal dem Namen nach kennt. — Ihre Kenntnisse im dramaturgischen Fache waren ebenso reichhaltig, und ihr Geschmack in allem, was die Bühne betraf, ebenso ausgebildet. Die Frau, die in ihren jüngeren Jahren nur in der Opera seria die Bühne bestiegen hatte, wußte sich nun in ihrem fünfzigsten als Mutter in Goethes Erwin und Elmire, als Töpferin im Töpfer von André, als Marthe im Erntekranz sowohl mit Gesang, als auch Aktion und Angabe des Theaterkostüms den Beifall von schwer zu befriedigenden Kennern zu erwerben. Die Grenzlinie zwischen dem hohen und niedrigen Komischen, der sogen. Mezzo carattere war ihr genau bekannt, und sie war vorsichtig genug, dieselbe in ihren Rollen nie zu überspringen, wie sie es denn auch im Gegenteil und mit Recht unter ihrer Würde achtete, eine Rolle zu übernehmen, worin ihr Spiel Gefahr lief, in Karrikatur auszuarten. — Sie war nicht bloß Virtuosin im musikalischen und theatralischen Fache; sie redete und schrieb sieben lebende Sprachen, machte artige Verse, übte und lernte mit Leichtigkeit alles, was man Frauenzimmerarbeiten nennt, und übertraf in Einsichten, in Führung eines Hauswesens tausende ihres Geschlechts, welche sich auf diesen Teil weiblicher Kenntnisse allein einzuschränken suchten. Ihr Gatte war ein guter Orchestergeiger, hatte das Fuxische Tonsystem wohl inne, war ein mittelmäßiger Instruktor auf seinem Instrumente, lebte als musikalischer Invalide in Heilbronn, und ist vor ein paar Jahren gleichfalls in einem Alter von mehr als 80 Jahren gestorben.“ — (Vergl. auch Holzers Artikel: „Zur Biographie der Marianne Pirker“ im Jahrgang 1905, Heft III der „Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch.“)

In besonderer Absicht habe ich diese lange und ziemlich eingehende Charakteristik der Marianne Pirker vollständig zum Abdrucke gebracht, denn jedenfalls war der Umgang mit dieser genialen Frau auf Schubarts geistige Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist meines Erachtens bisher von den Schubartbiographen noch zu wenig hervorgehoben worden, wie viel der spätere Herausgeber der deutschen Chronik während seiner Wanderzeit im Verkehr

mit hervorragenden Künstlern lernte. Nur dadurch, daß er bald mit diesem, bald mit jenem Gedanken austauschte, bald die Bekanntschaften von Musikern und Sängern, dann wieder von Malern, Dichtern und Bildhauern suchte, wurde es ihm ermöglicht, seinem Wissen eine derartige Vielseitigkeit zu geben, daß er später in seiner Zeitschrift tatsächlich über alle Arten der Kunst Urteile abzugeben imstande war und zumeist — wie beispielsweise insbesondere auf dem Gebiete der Musik — wirklich treffende Urteile. Auch wäre es ihm ohne den während seines Wanderjahres erworbenen Erfahrungen und gemachten Beobachtungen wohl niemals möglich gewesen, in Augsburg sogar Vorlesungen über Kunst und Kunstgewerbe halten zu können. Freilich führte ihn sein Wissens- und Geselligkeitsdrang zuweilen auch mit Leuten zusammen, deren Umgang für sein zum Leichtsinn neigendes Naturell nicht gerade segensreich war. Gleich in der Schilderung der folgenden, von Schubart zu Heilbronn gemachten Bekanntschaft werde ich einen Beleg für diese Behauptung bieten. Aber im allgemeinen hat sich bei Schubart das Sprichwort: „Reisen bildet" glänzend bewährt.

In einem Herrn von Pankuch, „einem Edlen der Stadt", begrüßte er einen literarisch gebildeten Mann und überdies eine gleich gestimmte Seele. Zwar merkte der Dichter bald, daß er es hier „mit den Trümmern eines weiland vortrefflichen Kopfes" zu tun habe. Dennoch hatte sich Pankuch Witz und Laune bewahrt und zeigte nebstbei eine erstaunliche Belesenheit. Charakteristisch für seine Geschmacksrichtung ist es, daß er lange Zeit damit umgegangen war, die ungedruckten Schriften des Satirikers Liscow zu sammeln und herauszugeben. Die Ausführung dieses Planes scheiterte daran, daß er von Liscows Witwe erfuhr, ein zelotischer Landgeistlicher habe die Manuskripte des „elenden Skribenten" ins Feuer geworfen. Diese traurige Erfahrung hatte in Pankuch den gleichen Pfaffenhaß aufgeschürt wie in Schubart dessen Geislinger Erlebnisse. Man kann sich vorstellen, wie die beiden, die sich zumeist im Gasthof zur „Rose" beim Weine trafen, über das „schändliche Geschmeiß" gepoltert haben mögen. Neben der Pfaffen-

verachtung und Vorliebe für Satire verband aber auch ein psychologischer Charakterzug die beiden Männer, nämlich der Hang zur Schwermut und zum Mystizismus. Schubart fand den Freund, der in Heilbronn als der ruchloseste Freigeist ausgeschrieen war, oft bei der Bibel sitzend, „mit tränenhellen Blicken gen Himmel schauend und den Seufzer atmend: O die Bibel ist ein schön' Buch!" Oder er sah, wie der „Freigeist" insgeheim einem Armen ein Almosen in die Hand drückte und dabei flüsterte: „Bete für mich!" In Gesellschaft war Pankuch wie umgewandelt. „Er brauste, schwadronierte, witzelte, spöttelte ärger als alle andern." Schubart bekennt, daß er in diesem Manne sein leibhaftiges Konterfei erblickt habe.

Obgleich sich der Dichter in Heilbronn sehr glücklich fühlte — er spricht von den Annehmlichkeiten der Stadt in den hochtrabendsten Ausdrücken und empfiehlt sie allen privatisierenden Deutschen als Aufenthaltsort — ließ er sich doch von der Laune eines Augenblicks hinreißen, dieselbe zu verlassen. Zufällig erhielt er von „einem alten Bekannten" namens Gritsch[2], der sich damals in Mannheim aufhielt, die Nachricht von der Gründung einer Ritterakademie in Saarbrücken und gleichzeitig den Antrag, an dieser Anstalt eine Professur anzunehmen. Ohne erst genauer zu untersuchen, wie es mit diesem Projekt bestellt sein möge, sagte Schubart zu, nahm in seiner stürmischen Weise von seinen Heilbronner Bekannten Abschied und fuhr mittels Schiff den Neckar hinunter gegen Mannheim. Dort angelangt, nahm er bei seinem „Freunde" Gritsch Quartier, der ihm alsbald die Pläne bezüglich der Gründung der Akademie in einer Weise auseinandersetzte, daß es Schubart dabei höchst unheimlich zumute wurde. Als er von Gritsch auch an Kazner, der sich damals in Mannheim aufhielt und den Schubart schon von dem Degenfeld'schen Gute bei Geislingen

---

[2]) Besonders alt dürfte diese Bekanntschaft nicht gewesen sein. Schubart schloß ungemein rasch Freundschaften, trug jedem ihm sympathischen Kerl gleich das „Du" an und vertraute dann diesen Leuten, als hätte er sie jahrelang gekannt.

her kannte, empfohlen wurde, und durch diesen wieder die Bekanntschaft des nachmaligen Schillerverlegers Schwan machte, besprach er sich mit diesen beiden Männern über die Aussichten der Saarbrückener Akademie, mußte aber zu seinem Leidwesen erfahren, daß diese die denkbar traurigsten wären und er im Begriffe stehe, einem Projektenmacher in die Arme zu laufen. Auf diese Nachricht hin ließ Schubart seinen Freund Gritsch allein nach Saarbrücken reisen, stand aber nun selbst völlig unschlüssig da, denn in Mannheim hatte er keinerlei Bewerbung um eine Anstellung in Aussicht genommen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, in dem benachbarten Heidelberg sein Glück zu versuchen. Einerseits durch Musikunterricht, anderseits durch Nachhilfe, die er den Studierenden bei ihren Arbeiten zuteil werden lassen wollte, hoffte er in der fröhlichen Universitätsstadt sein Brot zu verdienen.

Der Taler, mit dem er Ludwigsburg verlassen hatte, repräsentierte ein Vermögen gegenüber jener Summe, mit der er Mannheim verließ und zu Fuß nach Heidelberg wanderte. Doch hören wir ihn selbst erzählen: „Ich machte mich mit einer Barschaft von fünf Kreuzern auf den Weg, ohne den mindesten Kummer deswegen im Herzen zu haben; denn so oft ich auch die Delikatessen lucullischer Tafeln kostete, so fiel es mir doch gar nicht schwer, Mangel zu leiden.[3] Und so ging ich meine Straße, ein sauberes Kleid auf dem Leibe und ein paar Hemder in der Tasche. Das war all mein Reichtum; da dachte ich mit dem gescheiterten Simonides lächelnd: „All meine Habe trage ich bei mir!“ Ein preußischer Soldat mit einem Stelzfuß stand am Wege und sprach mich an: „Da, braver Preuße, hast du alles, was ich habe.“ — Ich gab ihm meine fünf Kreuzer und war nun so geldlos wie ein Kapuziner, doch hellauf und frohen Mutes. Als ich nach Kastell kam, einem artigen, dicht am Neckar liegenden Land-

[3] Diese Eigenschaft ist bei Schubart höchst merkwürdig, ward ihm aber zum Heile, denn ohne sie hätte der zur Melancholie neigende Mann in irgend einer verzweifelten Lage leicht Hand an sich legen können.

hause, überfiel mich ein Regen. Ich stand unter. Ein freundlicher junger Mann kam eben zu mir, als ich den Flügel belauschte, der im untern Zimmer gespielt wurde. — O, Sie sind vom Regen durchnäßt, wollen Sie sich nicht hereinbegeben? sagte der Mann mit einer Miene, die Vertrauen weckte. Ich trat ohne weiters ins Zimmer und fand eine junge Baronesse am Flügel und ihren Lehrmeister, den ersten Klavierzembalisten des Kurfürsten, hinter ihr. Mein Führer war der Hofmeister des Herrn von Kastell und als er hörte, daß ich ein Gelehrter war, so stimmte er seinen freundlichen Ton noch höher, bewirtete mich mit Wein und Brot und sprach mit mir über die Wissenschaften. Als die Baronesse vom Flügel aufstand, so setzte ich mich und fing an zu phantasieren. Alles lauschte, flüsterte Beifall und als ich schloß, so stand der Herr des Hauses hinter mir und lächelte mir ein heiteres Bravo zu. Auch der kurfürstliche Kammervirtuos gab mir seinen vollen Beifall, den ich auch verdiente, denn ich hatte damals meine höchste Zeitigung erreicht, spielte äußerst schwer und doch mit Geschmack. Ich spielte also mehr, sprach dann von meiner Absicht und erhielt sogleich vom Baron — einem ungemein menschenfreundlichen Edlen — die Versicherung seiner Gnade und Unterstützung. Ich setzte der Baronesse ein Rondo mit Variationen auf, wurde reichlich belohnt und fuhr nun wie im Triumphe auf einem stattlichen Wagen, von vier Schweißfüchsen gezogen, nach Heidelberg, wo ich bei dem Ehegerichtsrat von Bozenhardt, an den ich empfohlen war, abstieg."

Die eben wiedergegebene Erzählung zeigt uns Schubart wohl in der romantischsten Situation seines Lebens. Was aber hat ihn hier wieder einmal gerettet? Die Musik! Ob dieselbe für Schubart eine so unheilvolle „Sirene" war, wie Hauff meint, ist nach derartigen Schilderungen doch sehr zweifelhaft. Daß übrigens in solchen Augenblicken wie der eben geschilderte auch die Eigenart seiner Persönlichkeit eine große Wirkung auf seine Umgebung übte, ist wohl zweifellos. Mit Recht behauptet Holzer, daß Schubart sein Bestes nicht geschrieben, sondern jedenfalls gesprochen habe. Von seiner außerordentlichen Schlagfertigkeit und Geistesgegen-

wart erzählt Ludwig Schubart eine ganz erstaunliche Geschichte. Wenn es, wie einige Psychologen behaupten, ein Charakteristikum des Genies ist, zwei oder mehrere Vorstellungen gleichzeitig zu erwecken, dann müßte man Schubart nach dieser Erzählung tatsächlich zu den Genies schlechtweg und nicht bloß zu den sogenannten „Kraft- und Originalgenies“ zählen.

„Während seiner Wanderzeit war es“ — schreibt Ludwig Schubart — „daß er einst auf dem Lande eine Probe mit seinen Seelenkräften anstellte, welche damals in jener Gegend allgemein bekannt wurde. Er war auf Besuch bei einem Edelmanne; die Gesellschaft zahlreich und glänzend. Die Freuden der Mittagstafel dauerten bis gegen den Abend und wurden wie sonst durch sein Spiel, seinen Gesang und seine Deklamation vermehrt. Ein Mitglied der Gesellschaft lenkte beim Kaffee das Gespräch auf außerordentliche Seelenkräfte und nachdem mancherlei Beispiele erzählt worden waren, und der Herr des Hauses angemerkt hatte, er glaube, daß Schubart wohl auch ein dergleichen Beispiel aufzustellen vermöchte, so machte sich letzterer anheischig:

> Er wolle zu gleicher Zeit ein deutsches Lied verfertigen, es in Musik setzen, einen Brief diktieren und mit einem Anwesenden über einen literarischen Gegenstand reden.

Der Vorschlag erregte allgemeine Aufmerksamkeit und verschiedene Wetten wurden darauf eingegangen. Als der Gegenstand des Briefes und der Unterhaltung verabredet war, ging Schubart eine Weile ans Fenster, setzte sich sodann und der Kampf begann. Er schrieb Text und Noten eines gesellschaftlichen Liedes zugleich nieder, diktierte dabei einen drei Seiten langen Brief ohne Anstoß und sprach dazwischen mit einem Gelehrten über ein neu erschienenes Buch mit seiner gewöhnlichen Wärme . . . . .

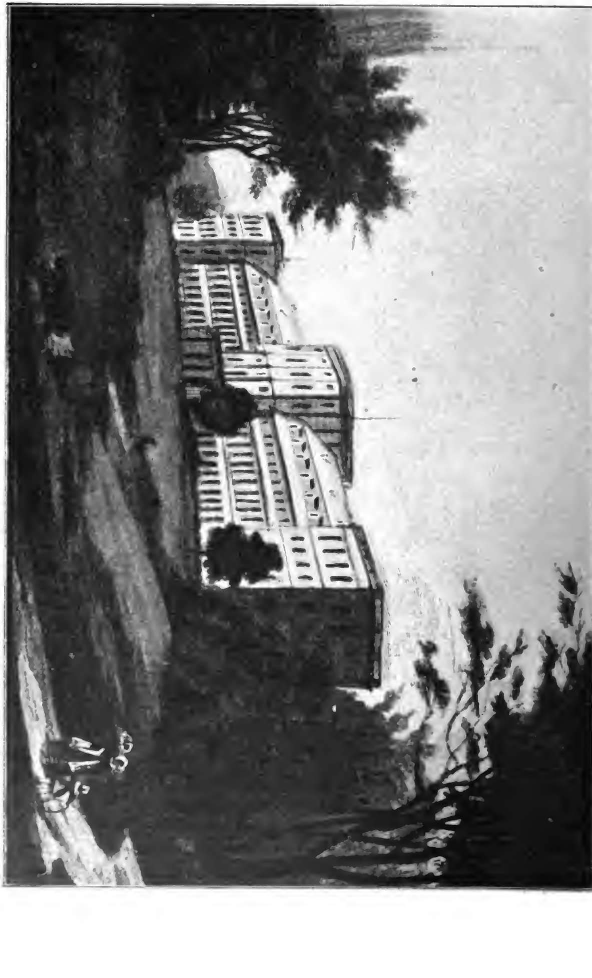
Er erzählte mir diese Probe als ein warnendes Beispiel vor dem Mißbrauch der Seelenkräfte und schloß damit: mein Freund gewann zwar die Wette und ich in jener Gegend den Ruf eines Wundermannes, dafür aber konnte ich die

ganze darauffolgende Nacht nicht schlafen, befürchtete jeden Augenblick einen Schlag und befand mich mehrere Tage hernach elend und untüchtig zu aller Arbeit."

In Heidelberg wurde Schubart vom Gerichtsrat auf das freundlichste aufgenommen. Er fand in diesem Manne einen schwärmerischen Verehrer der Dichtkunst und der Natur. Mit ihm „bekletterte" er die waldreichen Heidelberger Berge und verbrachte manch' schöne Stunde in den Ruinen des herrlichen Schlosses, die den Dichter zu dem patriotischen Ausruf begeisterten: „Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hineingeschleudert — denn Franzosen haben das Schloß vernichtet — der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein!"

Auch mit den Studierenden knüpfte Schubart alsbald Verbindungen an und sein Plan bezüglich der Privatlektionen hätte sich gewiß bald verwirklicht, wäre nicht ein unerwartetes Ereignis dazwischen gekommen. Bei einem Doktorschmaus, zu dem man ihn geladen hatte, lernte er einige Größen des pfälzischen Hofes kennen, denen er einiges auf dem Klavier vortrug. Sein Spiel entzückte die Herren derart, daß sie ihm versprachen, seiner Zukunft wegen mit dem Kurfürsten zu sprechen. Der Dichter verließ daher Heidelberg und ging nach Mannheim zurück, wo er bei dem Grafen von Nesselrode, an den er empfohlen war, zunächst freien Tisch erhielt, bald aber, nachdem er dem Sohn Unterricht erteilte, „wie ein Teil der Familie" gehalten wurde. „Von dieser Zeit an" — schreibt er — „hatte ich meist sehr vergnügte Stunden in der Pfalz."

Schubart hatte es auch in der Tat herrlich getroffen. Er kam just mitten in die Blütezeit des Musikwesens am kurpfälzischen Hofe unter Karl Theodor. Im Ganzen und Großen war die langjährige Regierung dieses Fürsten das gerade Gegenteil derjenigen Karl Eugens. Der Württemberger hatte in seinen reifsten Mannesjahren den Franzosenkult betrieben und war schließlich ein biederer, deutscher Hausvater geworden. Der Pfälzer hatte zu Anfang seiner Regierung die hohen Ausgaben eingeschränkt, förderte dann Kunst und Wissenschaft nach deutschnationalen Prinzipien,



Residenz Karl Theodors in Mannheim.

neigte aber gegen Ende seines Lebens wieder zur kostspieligen Nachahmung französischer Hofetiquette. Mit Karl Eugen berührte sich Karl Theodor in der Prachtliebe. Um die Mitte des Jahrhunderts wetteiferte der Hof zu Mannheim mit jenem zu Stuttgart um die Ehre, der glänzendste in Deutschland genannt zu werden. Hier wie dort gab es Jagden, Opern, Schauspiele, Virtuosen und um den Thron selbst ein Heer von Lobrednern. Einer dieser Panegyriker, der geheime Rat Anton Klein, schreibt 1775 in seinem „Denkmal der Ehre Karl Theodors": „Die Pfalz wurde durch Karl Theodor zum Vaterlande der Wissenschaften. Die freien Künste wandelten wie Grazien einher und alle Nationen versammelten sich, sie zu bewundern. Die Bildhauerkunst beseelte den Marmor, das Erz und die Steine. Die Malerei gab den stummen Wänden Leben, Leidenschaft und Sprache. Die Musik und Singkunst haben bei uns einen Grad der Vollkommenheit erreicht, den sie selbst in dem Orte ihrer Geburt und in den Ländern nicht haben, wo sie sind erzogen worden."[4]

Hier gab es für Schubart vor allem viel zu sehen und zu hören. Der Antikensaal, „wo die unschätzbaren Denkmale des griechischen hohen Genius in sehr schönen Gypsformen aufgestellt sind", erfüllte ihn mit Entzücken. Hier lernte er all die Kunstwerke aus eigener Anschauung kennen, deren Beschreibung er in den Schriften Winkelmanns und Lessings gelesen hatte. Wie aus Goethes und Lessings Urteilen bekannt ist, gehörte der Mannheimer Antikensaal tatsächlich zu den bedeutendsten Kunstsehenswürdigkeiten des Kontinents. Goethe fesselte insbesondere die Laokoongruppe und der Apollo vom Belvedere und Lessing meinte, man könne hier all die bedeutenden Denkmäler klassischer Kunst viel bequemer studieren als in Rom selbst.

---

[4] Vergl. Friedrich Walter: Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe" (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1898). Ein vorzügliches Buch, in welchem auch Schubarts Selbstbiographie und die Ideen zur Aesthetik der Tonkunst bei Darstellung der Epoche Karl Theodors reichlich ausgenützt wurden.

Eine weitere europäische Berühmtheit war das Mannheimer Orchester. Abgesehen davon, daß bedeutende Musiker und Komponisten zu seinen Mitgliedern zählten, glänzte es besonders durch seine starke Besetzung und die Kunst der Nüancierung. Bach, Händel und deren Nachahmer hatten nur den Unterschied zwischen forte und piano gekannt. Im Mannheimer Orchester versuchte man auch von einer Spielart in die andere überzugehen. Man erfand das crescendo und decrescendo.[5] Natürlich entging auch Schubart diese Neuerung nicht, die zwar Jommelli bereits in Ludwigsburg nach Mannheimer Muster einzuführen bestrebt gewesen war, die aber dort der eigenartigen Spielart der Virtuosen wegen auf große Schwierigkeiten stieß. Die Nüancierungen des Mannheimer Orchesters blieben Schubart so lebhaft im Gedächtnis, daß er noch Jahre nachher diesbezüglich die bewundernden Worte schrieb: „Kein Orchester der Welt hat es je dem Mannheimer zuvorgetan. Sein forte ist ein Donner, sein crescendo ein Katarakt, sein diminuendo ein wie in der Ferne dahinplätschernder Krystallfluß, sein piano ein Frühlingshauch." Auch Johann Friedrich Reichardt empfand in Mannheim die Wirkung solch' vollendeter Dynamik so stark, daß ihm beim crescendo der Atem ausging, und erst beim diminuendo wiederkam.[6] Endlich ein wahrhaft klassischer Zeuge! Mozart, der bekanntlich stets zum schneidigen Kritisieren bereit war, nennt das Mannheimer Orchester „sehr gut und stark." Ihm verdanken wir auch die Mitteilung seiner Zusammensetzung.[7] In der Kirche bestand es aus 20 Violinen, 4 Bratschen, 4 Celli, 4 Kontrabässen, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Klarinetten (damals als Orchesterinstrumente noch äußerst selten), 4 Fagotten, 2 Hörnern, Trompeten und Pauken. Im Theater oder im Konzertsaal dürfte es noch stärker gewesen sein. In dem gleichen Briefe findet sich auch ein Urteil Mozarts über

---

[5] Vergl. Burney: Reisetagebuch.

[6] Nohl: Musikgeschichte.

[7] Brief Wolfgangs an Vater Mozart, von Mannheim, 4. November 1777.

Vogler.[8] „Der Herr Vice-Kapellmeister Vogler“ — schreibt der 22jährige Mozart — „der neulich das Amt machte, ist ein öder musikalischer Spaßmacher, ein Mensch, der sich recht viel einbildet und nicht viel kann.“ Wie anders lautet dagegen Schubarts Urteil in der Selbstbiographie! „Vogler hat nicht nur der Orgel eine höhere Vollkommenheit gegeben, sondern spielt sie auch als erster Meister.“ In der „Aesthetik der Tonkunst“ bewegt sich Schubarts Urteil über Vogler in den lobendsten Ausdrücken, doch findet sich hier auch die Einschränkung: „Er ist mehr vortrefflicher Spieler als Tonsetzer.“ Interessant ist es, daß Mozart in dem bereits erwähnten Briefe ein geradezu vernichtendes Urteil über die beiden Mannheimer Organisten abgibt. Mozart fragte: „Wer ist der, welcher die Orgel schlägt?“ „Unser zweiter Organist.“ — „Er schlägt miserabel!“ — Als dann ein anderer zu spielen begann, fragte Mozart: „Wer ist denn der?“ — „Unser erster.“ — „Der schlägt noch miserabler!“ — „Ich glaube“ — fährt Mozart fort — „wenn man sie zusammenstöße, so würde noch was Schlechteres herauskommen. Es ist zum Totlachen, diesen Herren zuzusehen. Der zweite ist bei der Orgel wie das Kind beim Dreck!“ — Wie schade, daß Schubart nicht in Mannheim angestellt wurde! Mozart, der nur vier Jahre nach Schubart die Stadt besuchte, hätte dann ihn auf der Orgel gehört. Was wohl der spöttische Salzburger zu Schubarts Orgelspiel gesagt haben würde?!

Einen Musiker ganz nach seinem Sinn fand Schubart in dem kurpfälzischen Kapellmeister Ignaz Holzbauer. Er war ein Süddeutscher, 1711 in Wien geboren. Zu jener Zeit, da Mozart in Mannheim weilte (Herbst 1777) schenkte Holzbauer, im Vereine mit dem bereits erwähnten Klein, der musikalischen Welt das erste großangelegte deutsche Originalsingspiel: „Günther von Schwarzburg“. Mit Holzbauer führte Schubart manch inhaltsreiches Gespräch über musikalische Fragen, unter andern auch darüber,

[8] Orgelspieler, Komponist, Theoretiker. Bekannt als Lehrer Webers und Meyerbeers.[8]

ob es möglich wäre, Klopstock's „Hermannsschlacht“ in Musik zu setzen. (!) Den beiden deutschen Patrioten scheint da ähnliches vorgeschwebt zu haben wie Glucks Iphigenie. Außer Holzbauer gewann auch Cannabich, der vorzügliche Violinist, Schubarts volle Zuneigung. Seine Symphonien erschienen ihm als das „Non plus ultra“ dieser Musikgattung. Als Direktor des Orchesters erwarb sich Cannabich das Hauptverdienst um den charakterisierenden Vortrag der Tonstücke, der, wie bereits erwähnt, der Mannheimer Kapelle einen europäischen Ruf verschaffte.

Auch einen Dichter ganz nach seinem Geschmack lernte Schubart in Mannheim kennen. Es war Friedrich Müller, gewöhnlich der Maler Müller genannt, da er neben der Dichtkunst auch die Malerei pflegte. Mit Goethe im gleichen Alter stehend kam er als Fünfundzwanzigjähriger nach Mannheim, wo er alsbald durch Vermittlung des Malers Kobell Schubarts Bekanntschaft machte, der seinerseits an Müllers Wesen und dichterischen Versuchen großen Gefallen fand. Rasch wurden Müller und Schubart Freunde, und später zeigte der Chronikschreiber in Ulm getreulich jede literarische Neuerscheinung des kraftgenialen Müllers an. Besonders auf das Deutschtum des dichtenden Malers hielt Schubart große Stücke und von Ulm aus schrieb er ihm einmal: „Du — Du mußt eine Oper machen, teutschen Inhalts und teutscher Kraft.“ Müller fühlte sich wirklich zur Operndichtung hingezogen und machte auf diesem Gebiete einige Versuche, unter denen die „Niobe“, welche 1778 unter dem Titel eines lyrischen Dramas erschien, die meiste Beachtung fand.

Auch später blieb Schubart noch mit Mannheim in Fühlung, und als Karl Theodor 1775 die „deutsche Gesellschaft“ gründete, deren Aufgabe es sein sollte, die Reinigung der Sprache und des Geschmackes in allen Ständen des Vaterlandes zu verbreiten, da war natürlich unser Patriot mit am Brette. In den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“, einem Organ der deutschen Gesellschaft, das auf Schubarts Anregung gegründet worden war, kamen treffliche Gedanken

zum Ausdruck. So wurde beispielsweise eine Quellensammlung für deutsche Geschichtsschreiber angeregt. Weniger bekannt ist es aber — wie auch Hauff mit Recht bemerkt — daß eigentlich das berühmte deutsche Nationaltheater in Mannheim, auf dem unter Dalbergs Leitung die Jugendwerke Schillers ihre Uraufführung erlebten, die erste Anregung seiner Gründung ebenfalls unserem Schubart zu danken hatte. In der deutschen Chronik kämpfte er gegen den Franzosenfreund Marchand, dessen Kunstrichtung er in Mannheim hassen gelernt hatte und spielte gegen ihn ein deutsches Nationaltheater aus. In einem Brief an den bereits mehrfach erwähnten Klein in Mannheim legt er diesem die Gründung einer Nationalbühne warm ans Herz, glaubt aber, daß sie beide vor der Verwirklichung dieser Idee sterben würden. Die Gründung erfolgte schneller als Schubart geahnt hatte, er aber erfuhr nichts davon, denn als sich am 7. Oktober 1779 der Vorhang zum erstenmale vor der deutschen Nationalbühne hob, saß unser Dichter abgeschnitten von allem Verkehr in seiner einsamen Zelle auf dem Asperg.

Schubarts literarische Tätigkeit in Mannheim beschränkte sich wie in Ludwigsburg auf Gelegenheitsgedichte und Vorlesungen der Werke deutscher Schriftsteller. Für Klopstock, dessen „Gelehrtenrepublik“ eben herauskam, setzte er sich derart ein, daß er ihr viele Abnehmer verschaffte. Wie überall gab aber der Großteil des Publikums Wielands Schriften den Vorzug.

Durch seine musikalischen und literarischen Freunde wurde der Dichter natürlich auch hier in den Strudel der verschiedensten Vergnügungen gezogen. Die extremen Punkte derselben waren: Bacchanalien bei feurigem Rheinwein oder gar Champagner und musikalische Messen in der katholischen Kirche. An dem Theater hingegen fand Schubart weniger Geschmack, denn damals beherrschte die Mannheimer Bühne der bereits erwähnte Marchand, der das Publikum zumeist mit Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Sing-

spiele traktierte, „dem kühlsten Gezeug, das jemals Menschenhirn erfand, eine Pest der Sitten und des Geschmackes".[9]

Trotz aller Vergnügungen verlor doch Schubart den eigentlichen Zweck seines Aufenthalts in Mannheim nicht aus den Augen. Dieser war: im Dienste des Kurfürsten im Orchester oder an der Akademie eine Anstellung zu erlangen. Karl Theodor war selbst musikalisch. Schubart hatte mehrere Audienzen bei ihm und durfte in Schwetzingen, wohin sich der Kurfürst gerne zurückzog, öfters vor ihm musizieren. Nach dem Zeugnisse Mozarts, der Karl Theodors natürlichen Kindern Klavierunterricht erteilte, war der Regent bei solchen Privatkonzerten höchst jovial. Auch Schubart überwand bald alle Scheu und schon bei seiner zweiten Audienz wagte er einige Worte über die deutschen Dichter in ihrem Verhältnis zu den deutschen Fürsten, die von Karl Theodor, der gern deutsche Schriftsteller las, günstig aufgenommen wurden. Schließlich aber machte doch sein von Schwager Böckh so strenge gerügtes loses Maul alle seine Bemühungen zunichte. In irgend einer Gesellschaft äußerte sich Schubart abfällig über die Akademie, das „Herzblatt des Fürsten". „Geflügelte Boten stellten sogleich mein Urteil in Riesengestalt vor den Thron und mein mit wankender Hand erbautes Häuschen stürzte in den Sand. Eine rothaarige Furie beschleunigte mit ihrer Zungengeißel meinen Fall."

Nun stand er abermals da, als ein von der Gesellschaft Ausgestoßener und spintisierte über die Frage: Was nun? — Es ist ganz eigentümlich! So oft Schubart das Wasser an den Hals geht, findet er stets einen ihm geistesverwandten Aristokraten, der ihn augenblicklich vor dem Untergang bewahrt. Diesmal war es ein Graf von Schmettau, der ihn, wohlgemerkt: aus freien Stücken und nicht auf eine Bettelei, in sein Haus nahm. Wenn David Strauß in dieser Wanderzeit von unserem Dichter als einem „Schmarotzer" spricht, so kann ich ihm wieder nicht vollkommen beipflichten. Schubarts Talente waren es, die ihm stets

[9] Welche Ausdrücke würde wohl Schubart für unsere heutigen Operetten gebrauchen?!

Eingang in die besten Häuser verschafften, und wurde er dort unterstützt, so war dies kein Almosen, sondern ehrlich verdientes Geld, denn durch seine literarischen und musikalischen Vorträge verschaffte er den Aristokraten ein Vergnügen, welches zu belohnen ihrerseits ganz in der Ordnung war. — Der Graf von Schmettau ließ nun Schubart vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden und trug ihm freie Kost und Wohnung an. Beide lasen miteinander die deutschen Dichter mit Entzücken, pokulierten hie und da gern und grübelten dabei über — religiöse Fragen. Auch den Hang zur Melancholie hatten sie gemeinsam. „Wollen uns umklammern und in's Wasser stürzen", sprach einmal der Graf, als sie miteinander am Ufer des Rheins dahinschritten. Schubart hielt den Aristokraten von diesem offenbar ernst gemeinten Schritt mit dem Hinweis auf die Strafe Gottes zurück und tröstete seinen Beschützer, der oft mit sich und der Welt unzufrieden war. Wie sehr aber Schubart selbst des Trostes bedurft hätte, zeigt folgende Erzählung, die sich wie ein Seitenstück zur Selbstanklage in der Ludwigsburger Allee ausnimmt: „Noch denke ich daran, wie ich mich einstmals aus Schwetzingen riß, den hohen Rheinstrom suchte, an seinen Ufern unweit Speier staunend stand und nach langer Pause gen Himmel schrie: „Du, droben in deiner Höhe! Weltschöpfer! erbarme dich meiner! — Doch der wird sich deiner erbarmen, dessen du spottest! — Mit diesem niederschmetternden Gedanken rannte ich wieder nach Hause und suchte Lärm und Kelchglas, um mein wimmerndes Gewissen zu betäuben und zu ersäufen."[10]

Der Dichter fühlte sich wieder einmal bankrott. Ohne größeren Wirkungskreis fühlte er sich unglücklich. Da unternahm er einen verzweifelten Schritt. Bei einem Abendschmause hatte er die Bekanntschaft des kurbayrischen Ge-

[10] Schubart hatte damals gerade die letzten Gesänge des „Messias" gelesen. Wir finden es begreiflich, daß er sich von folgender Stelle ganz besonders erschüttert fühlte:

„Jupiter, Gott des Donners! Erbarme dich unser!
Brama! Tien! Allvater! Wir fehlten, sündigten, irrten!
Zeus, Kronion, Götterbeherrscher, erbarme dich unser."

sandten, Baron von Leiden, gemacht. Dieser unterhielt sich mit Schubart über das Erziehungswesen und bemerkte jedenfalls das pädagogische Talent des ehemaligen Präzeptors von Geislingen. In Bayern gab es augenblicklich nach dem Sturz des Jesuitenordens für Pädagogen ein reiches Arbeitsfeld. Man suchte Lehrer, die in das Unterrichtswesen einen neuen, freieren Zug bringen sollten, ohne dabei die Grundsätze der katholischen Religion außer acht zu lassen. „Vielleicht können Sie jetzt im Bayerischen Ihr Glück machen", sagte Baron Leiden zu Schubart, „aber Sie müßten sich entschließen, Ihre Religion zu ändern." — Der Sohn des protestantischen Diakonus und begeisterte Luthervereher sagte zu! — Einzig und allein der Gedanke an die in Geislingen durchaus nicht auf Rosen gebettete Familie des Dichters läßt uns diesen Schritt wenigstens in einer Hinsicht begreiflich erscheinen.

Dennoch hat Schubart meines Erachtens seine Zusage überstürzt gegeben. Denn in der Selbstbiographie findet sich die Bemerkung, daß er vom Kurfürsten vor seiner Abreise beschenkt wurde. Daraus geht hervor, daß dieser nicht unversöhnlich war. Es hätte vielleicht nur einer Audienz und einiger aufklärender Worte bedurft, um die Gunst des Fürsten zurückzugewinnen. Daß er diesbezüglich keinerlei Schritte unternahm, war ein unverzeihlicher Fehler. Nirgends hätte Schubart besser und freier wirken können als am pfälzischen Hofe. Die führenden Geister des Mannheimer Kunstlebens waren — wie die Gründung der Nationalbühne alsbald bewies — ebenso deutsch gesinnt wie er. Welch reiches Arbeitsfeld hätte sich für Schubart unter Dalbergs Bühnenleitung als Kritiker erschlossen! Welche Anregungen hätte er durch Mozart, der den ganzen Winter 1777—78 in Mannheim verbrachte, in der Musik empfangen! Und Schubart im persönlichen Verkehr mit Goethe, Klopstock, Wieland, Lessing, Schiller, die nacheinander in den folgenden Jahren die Pfalzresidenz besuchten! Die Wirkungen auf Schubarts geistige Entwicklung sind nicht auszudenken!

Nun, der Doppelschwabenstreich war geschehen. Schubart unterließ den Versuch einer Versöhnungsaudienz beim Kurfürsten und hatte bereits dem bayerischen Gesandten das Versprechen gegeben, katholisch zu werden.

Augenblicklich fiel ihm nur eines schwer: der Abschied von seinem großmütigen Unterstützer. Diesen Abschied schildert er folgendermaßen: „Als ich mein Geschenk einpacken wollte, so fragte mich mein Graf: „Wem schicken Sie dies Geld?“ — „Meiner armen Frau und Kindern.“ — „Gut! Legen Sie auch diese hundert Gulden bei. Doch ich sehe schon, Sie können nicht packen.“ Und hiemit setzte er sich, packte mein Geld und seine beigelegten 100 Gulden zusammen und sagte: „Schreiben Sie Ihrer Familie, sie solle für mich beten.“ — Nach dieser rührenden Szene scheinen aber die beiden seltsamen Käuze den Abschied noch in ganz anderer Weise gefeiert zu haben; denn Schubart erlitt am letzten in Schwetzingen verbrachten Abend einen Schlaganfall, und es mußte ihm Ader gelassen werden. Er hatte jedenfalls wieder einmal vergessen, daß zwischen dem Weine, der am Vater Rhein gedeiht und „dem Sauern, der in der Heimat rann“, ein kleiner Unterschied besteht.

Am andern Morgen saß Schubart mit wüstem Kopfe an der Seite des vornehmen Diplomaten im Reisewagen, unter dem Titel eines Konvertiten. An mehreren kleinen Fürstenhöfen, wie beispielsweise Darmstadt und Würzburg, wurde kurzer Aufenthalt genommen. In letztgenannter Stadt suchte Schubart H e r w i g auf, einen ehemals protestantischen Gelehrten, der den Religionswechsel bereits vollzogen hatte. Er traf ihn mißgestimmt in einem Winkel der Stadt. Nach dieser Begegnung fiel ihm erst die ganze Tragweite seines eigenen Vorhabens schwer auf die Seele. Sehr richtig empfand er, „daß Renegaten bei Türken und Christen zwar willig aufgenommen, aber meistens bald verachtet werden.“ Die niederdrückendsten Gefühle überwältigten aber Schubart, als er sich in Ellwangen aufhielt, wo ihn die Luft der Heimat anwehte. Allein seinen alten Eltern in Aalen getraute er sich ebensowenig unter die Augen zu treten wie

bei der Durchreise in Nördlingen seinem geliebten Schwager Böckh und seiner Schwester Juliane.

Endlich langten Baron Leiden und Schubart in Affingen, einem zwei Stunden von Augsburg gelegenen Landgute des Gesandten, an. Während der Baron seinen landwirtschaftlichen Verpflichtungen nachging, durchstreifte sein Schützling „wie von Furien gejagt die Umgebung, glotzte aus weiten Augen Alleen, Plantagen, Zimmer, Gemälde, Bücher, Gärten, Wälder und Haine an, besuchte die benachbarten Geistlichen (!), stürmte Unsinn auf's Papier,[11] fuhr einmal nach Augsburg, um die dortigen deutschen Schauspiele auszuzischen, kam zurück, aß, trank — lachte und brütete Schwermut, alles so durcheinander, wie man es von einer solchen von Leidenschaft geschüttelten Seele erwarten konnte." Zwei Briefe seiner Frau aus Geislingen, die das Wohlbefinden seiner Familie berichteten, brachten etwas Ruhe in sein aufgeregtes Gemüt, doch wurde sein Herz gefoltert, als er aus diesen Zeilen auch erfuhr, wie Frau und Kinder durch schwere Krankheiten in der Bühler'schen Familie, von denen auch Helene bei der Pflege ihrer Eltern und ihres Bruders ergriffen worden war, viel Jammer auszustehen gehabt hatten.

Endlich, im Oktober 1773, fuhr Schubart mit Baron Leiden nach München. Es wäre überflüssig, an der Hand der Selbstbiographie ein genaues Bild von Schubarts Aufenthalt in dieser Stadt zu geben. Für unsere Zwecke wird es genügen, wenn wir feststellen, daß er, ebenso wie an den anderen Orten, in denen er sich bisher aufgehalten hatte, alsbald in der besten Gesellschaft, ja sogar bei Hofe Eingang fand, vornehmen Damen Unterricht erteilte, sich fleißig als Vorleser für das deutsche Schrifttum einsetzte und mit den musikalischen Kreisen Fühlung suchte. Oft war er auch hier in Handwerkerkreisen und Bierschenken zu finden, wo er tapfer zechte, gleichzeitig aber auch mit wachsamem Ohre den Volksgesang belauschte. „Hin, Tonkünstler und Dichter,"

---

[11] Worin dieser bestand, sagt er wohlweislich nicht. Am Ende dichtete er gar Marienlieder!

ruft er, „hin nach Böhmen, Oesterreich, Bayern, Sachsen, Schwaben! Hin an alle deutschen Ströme und belausche die Urlaute unseres Volkes wie sie mit Lied und Sang aus den Herzen quellen — ahme sie nach, veredle sie und du wirst alle deutschen Nerven dröhnen, alle Herzen hüpfen, alle Augen glühen und alle Glieder beben machen!“ — Wer denkt bei dieser freilich in der Wahl der Ausdrücke etwas vergriffenen Aufforderung nicht an Uhland und Silcher, die in ihren Liedern diese Mahnung ihres Landsmannes so prächtig befolgten? Wer denkt aber nicht gleichzeitig auch an die besten volkstümlichen Lieder unseres Dichters selbst, die er in Ulm und auf dem Asperg schrieb und in Musik setzte?

Großes Interesse erweckte bei Schubart die katholische Kirchenmusik, doch konnte er sich mit dem damals herrschenden theatralisch-tändelnden Stil der Messen nicht befreunden. Er trug ein Ideal von Kirchenmusik im Herzen, das er aber weder in München noch sonstwo finden konnte. Vielleicht hätte er's in einigen Messen Schuberts, oder in der C dur-Messe Beethovens gefunden, oder sogar in den besseren Vokalmessen der sogenannten Cäcilianer. Für letztere Annahme spricht der Umstand, daß sich Schubart mit Eifer in das Studium der Partituren des Orlando di Lasso vertiefte, die auf der Münchener Bibliothek aufbewahrt werden. Die diesbezügliche Stelle in seiner Selbstbiographie ist zu interessant und gewissermaßen auch zu aktuell, als daß ich sie hier nicht vollständig wiedergeben würde.

„Ich wünschte nichts mehr, als diese ehrwürdigen Denkmale der alten Musik bekannt gemacht zu sehen, noch mehr sie aufführen zu hören. Aber wie würden sich unsere Musiker, die an 5, 6 und mehr geschwänzte Noten gewöhnt sind, entsetzen, wenn sie diese, wie Quadersteine daliegenden Noten, die nicht wie Mückenfüße krabbeln, sondern wie Elefantenhufe (!) drängen, ausdrücken sollten! Und unsere Porzellanmännchen und Marzipanpuppen, was würden die sagen? — O Lasso, Lasso, bleibe liegen, bis dich die bessere Nachwelt entmodert!“ — Bekanntlich wurde erst im Jahre 1900 eine Neuausgabe der Werke Lassos veranstaltet. Aber

sind diese deshalb „entmodert“? Sie liegen nun in feinen Stichen in den Archiven der musikhistorischen Seminarien und werden von Studenten und Professoren „mit dem inneren Ohr genossen.“ Die heutigen „Porzellanmännchen und Marzipanpuppen“ unserer Singvereine wagen sich nur äußerst selten daran, sie wahrhaft zu entmodern — zumeist zum Glück der Hörer!

Wenn uns Schubart selbst erzählt, daß er in München mehr als in allen anderen auf seiner Wanderschaft berührten Orten mit Anfällen von Melancholie zu kämpfen hatte, so finde ich das bei dem Schritte, den er vorhatte, vollauf begreiflich. Zwar fand er unter den gebildeten Katholiken, mit denen er verkehrte, auch solche Leute, mit denen sich über religiöse Fragen ganz vernünftig reden ließ, was er aber das katholische Volk um sich her treiben sah, machte ihn schaudern. Da gab es feierliche Umzüge, endlose Litaneiplappereien, kurz all die schönen Dinge, die ja auch heute noch jedem Bewohner einer erzkatholischen Gegend bekannt sind und jedem freidenkenden Menschen auch heute noch, je nach Temperament, entweder die Galle erregen, oder ein spöttisches Lächeln abgewinnen. Und zu dieser Religion, bei der der Kultus und der Wunderglaube fast alles ist, zu diesem Glauben, der — wie Schubart sehr richtig andeutet — hart an Aberglauben streift, sollte sich der freie Protestant bekennen!

Zum Glück für seine innere Zufriedenheit sollte es nicht so weit kommen. Was ihm sonst zum Unheil geworden war, hier ward es ihm zum Heile; nämlich die ihn verfolgende Ohrenbläserei. Von Stuttgart aus hatte man Schubart in den maßgebenden Kreisen Münchens angeschwärzt. Hauptsächlich wurde er beschuldigt, daß er nicht an den heiligen Geist glaube! Und so gab man ihm den Laufpaß.[12]

---

[12] Ich wage hier die Hypothese, ob nicht am Ende Haug in Stuttgart der Anschwärzer Schubarts war. Haug hatte Schubart während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Ludwigsburg gänzlich fallen gelassen, doch blieb er mit der Familie Bühler in Fühlung. Nun ist es auffallend, daß der alte Bühler in dem Schreiben an Haug, durch welches er seinerzeit Schubarts Versetzung nach Ludwigsburg

Da stand er nun, abermals von allen verlassen und fragte sich: „Wohin Kerl?! Nach Wien? Nach Stockholm? Nach Petersburg?“ Die Welt lag offen vor ihm!

Wie wenig er es bereuen sollte, nicht katholisch geworden zu sein, wurde ihm gleich ein paar Wegstunden hinter München klar. „Ich fuhr auf dem Postwagen“ — erzählt er — „auf dem ein rundköpfiger und wanstiger Franziskaner saß. Der fing gleich an, in seiner Salzburger Hanswurstsprache die bayrischen Schulreformen zu epanorthosieren. Er nannte alle, die sich mit dem Schulwesen abgaben, geradezu Lutheraner, welches Wort bei ihm den Inbegriff aller Ketzereien zu bedeuten schien. Da er es zu grob machte, so erwachte ich aus meiner dumpfen, zweifelvollen Schwermut, begann lateinisch mit dem Franziskaner zu sprechen, und bewies ihm nach allen rhetorischen Figuren, welch' ein hohlköpfiger bigotter Pfaff er sei. — Etiam haereticus! Etiam haereticus! polterte der Pfaff wie ein kalekutischer Hahn, und rückte mit seinem breiten Gesäße im Postwagen so grimmig hin und her, daß ich fürchten mußte, umgeworfen zu werden. Ich stieg also aus und sagte mit Ernst: „Zu Ihrer Religion gehöre ich nicht, Herr Pater, aber zu einer, von welcher Sie und Ihre Brüder noch vieles zu lernen haben. Gott bekehre Sie!“ Schubart sprang aus dem Wagen und der Pfaffe machte hinter ihm eine große Faust und sprach ein gräuliches Anathema.

---

verhindern wollte, seinen Schwiegersohn des gleichen „Verbrechens“ bezichtigt, das ihm jetzt zur Last gelegt wird. Schon in jenem Klagebrief Bühlers an Haug heißt es, Schubart glaube an keinen heiligen Geist. Nun ist es sehr leicht möglich, daß Haug, nach den Erfahrungen, die er in Ludwigsburg mit seinem Schützling gemacht hatte, zur Ueberzeugung gelangt war, der alte Bühler habe seinerzeit mit seiner Anschuldigung recht gehabt. Haug berichtete also dieses „Verbrechen“ Schubarts nach München, aber vielleicht weniger um ihm zu schaden, als ihn vor einem Schritt zu bewahren, der in den Augen des protestantischen Theologen ebenfalls ein Verbrechen war, nämlich vor dem Katholischwerden. Der Klagebrief Bühlers an Haug, vom 19. Sept. 1769 datiert, wurde zum erstenmale in dem trefflichen Artikel „Schubart und Balthasar Haug“ von Rudolf Krauß veröffentlicht. (Schwäbische Chronik vom 23. Juni 1900.)

Nun wanderte der Dichter, ganz mit seinen Zukunftsplänen beschäftigt, durch die abendliche Landschaft. Da erglänzten im Scheine der untergehenden Sonne die Türme einer Stadt. Es war die alte Augusta, welche, vom Dufte des Märzabends umwoben, inmitten des weiten Lechfeldes vor seinen Blicken auftauchte. Schubart entschloß sich, in Augsburg zu nächtigen und kehrte in der Herberge „beim Mühlengraben“ ein.[13]

[13] Nach Schweikers Schubart-Museumkatalog hieß Schubarts erste Herberge in Augsburg „Zum goldenen Hirschen“ und lag am Milchberg.

Augsburg.

(März 1774—Jänner 1775.)

Die Bierbrauerei „zum Walfisch“, am Milchberg in Augsburg, war der Versammlungsort der ehrsamen Weberzunft. Allabendlich stellten sich hier die biederen Handwerker beim Biere ein, und unser Dichter, der dort ebenfalls verkehrte, fand bald Gefallen an dieser Gesellschaft, die ihrerseits seinen interessanten und lebhaften Schilderungen mit Vergnügen lauschte. Man suchte ihn in Augsburg festzuhalten.

Schubart hatte zunächst nach Geislingen geschrieben und seiner Frau die Mitteilung gemacht, nach Stockholm gehen zu wollen, um am Hofe des Schwedenkönigs sein Glück zu versuchen. Als ihn jedoch Helene in ihrem Antwortschreiben beschwor, sich von den Seinen nicht so weit fortzubegeben, Schubart inzwischen auch in der Stadt einige neue Bekanntschaften angeknüpft hatte, entschloß er sich, vorläufig in Augsburg zu bleiben. Ausschlaggebend für diesen Entschluß war aber nicht allein der Brief der Frau, sondern vielmehr die Bitte des Augsburger Buchhändlers Stage, „etwas Gangbares“ für seinen Verlag zu schreiben. Der Dichter dachte zunächst an einen Roman und schrieb wirklich ein paar Bogen nieder. Es sollte jedenfalls in dieser Erzählung sein Lieblingsthema behandelt werden, die Geschichte eines Genies, vielleicht die Geschichte seiner eigenen Irrfahrten. Doch für eine solche Arbeit besaß Schubart nicht die gehörige Ausdauer. Die Sache ging dem Autor und dem Verleger zu langsam, denn ersterer brauchte rasch Geld, und der Buch-

händler befand sich wohl in einer ähnlichen Lage, denn er war eben mit einem schwäbischen Journal gescheitert. Schubart machte ihm trotzdem den Antrag, es nochmals mit



Bierbrauerei zum Walfisch in Augsburg.
Gründungsort der „Deutschen Chronik“.

einer Zeitschrift zu versuchen, die aber nicht nur für Schwaben, sondern — wenigstens mit der Zeit — auch für weitere Kreise bestimmt sein sollte. Stage willigte ein und

so entstand jenes Werk, mit welchem — wie Strauß treffend bemerkt — die Würfel über Schubarts ganzes ferneres Leben gefallen waren: die „Deutsche Chronik“. Da von nun an des Dichters äußere Schicksale auf's engste mit seinem Blatte verquickt sind und durch dieses bedingt erscheinen, halte ich's für angezeigt, zunächst der Chronik unsere Aufmerksamkeit zu schenken; doch will ich gleich bemerken, daß ich mich innerhalb des Rahmens dieser Biographie unmöglich auf eine eingehende Analyse der Zeitschrift einlassen kann. Da Schubarts deutsche Chronik heute bereits sehr selten geworden ist, so scheint es mir angemessener, den Dichter selbst zu zitieren, als seinen Erklärer abzugeben, denn wenn der Leser das besprochene Werk selbst nicht kennt, so hat der Ausleger zumeist einen schweren Stand und eine undankbare Aufgabe.[1]

Hören wir also zunächst Schubart über die Gründung seines Blattes erzählen. „Ich fing an, mit aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Publikum — denn ich glaube nicht, daß jemals ein Schriftsteller ehrfurchtsvollere Begriffe von seinem Publikum gehabt hat, als ich von dem meinigen — die ersten Blätter zu schreiben. Meine Absicht war erst auf Augsburg und Bayern, dann auf alle von mir bereisten Gegenden und endlich auf ganz Deutschland gerichtet. Der Beifall war weit größer, als ich unter den Umständen, in denen ich schrieb, erwarten konnte. Der Verlag stieg von hundert zu hunderten, ungeachtet ich selbst mit meiner Chronik am wenigsten zufrieden war. Ich schrieb sie — oder vielmehr diktierte sie im Wirtshause, beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subsidien als meiner Erfahrung und dem bischen Witz versehen, womit mich Mutter Natur beschenkt hatte. Wenn ich mehr Muße gehabt hätte,

[1] Wohlwill hat im „Archiv für Literaturgeschichte“ (VI. 1877) einen interessanten Versuch der Charakteristik der „Deutschen Chronik“ unternommen, aber auch er will „einer vollständigen Ausbeutung sämtlicher Bände der Sch.'schen Chronik im Interesse der Kultur- und Literaturgeschichte nicht vorgreifen.“ Meines Erachtens fällt eine eingehende Besprechung der Chronik außerhalb des Rahmens dieser Biographie, würde aber Stoff zu einer eigenen Broschüre geben.

oder mich nicht so gern in Zerstreuungen verloren hätte, so wäre ich traun! kein übler Zeitungsschreiber geworden. Ich hatte Feuer, wußte wie die Menschen zu greifen waren, wußte meine Muttersprache zu schreiben, besser, als man in diesen Gegenden gewohnt war, und hatte nicht selten Anwandlungen von Liscow'scher Laune. Aber der Mangel an Klugheit, der sich in meinem ganzen Leben, sowie in meinen Schriften äußerte, die ungewöhnliche Freiheit, die ich mir in einem Lande voll ängstlichen Zwangs anmaßen wollte, und die kühne, oft wilde Schreibart, konnten meiner Chronik keine lange Dauer versprechen .... Kein Gewerb konnte für einen Menschen wie ich war, zu einer Zeit, wo die Priester- und Fürstengewalt gegen jedes Freiheitsgefühl anbrauste und in einer Stadt, die unter allen deutschen Städten einen so feurigen Kopf, wie der meinige war, am wenigsten dulden konnte, gefährlicher sein, als das Gewerb eines Zeitungsschreibers. Vor Fürsten, auch wenn sie Bösewichter sind, (!) den Fuchsschwanz streichen, kühle Galatage, Jagden, Musterungen, jedes gnädige Kopfnicken und matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge ausposaunen, jedem Hofhunde einen Bückling machen, den Parteigeist desjenigen Ortes, wo man schreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäusern was zum Lachen und dem Pöbel was zum räsonnieren geben; auf der anderen Seite die Parteien des Parnassus genau kennen, und da entweder im trägen Gleichgewicht bleiben oder mutig mitkämpfen: das waren Gesetze, die für mich zu hoch und rund waren und für die ich weder Geduld noch Klugheit hatte. Ich stieß daher tausendmal gegen sie an. Daher hat auch die Chronik mir und dem Verleger unermeßbaren Verdruß und endlich mir selber das harte Gefängnis zugezogen."

Ueber den allgemeinen Charakter und die Tendenz der deutschen Chronik hat wohl niemand besser geurteilt als David Strauß. Die Stelle bildet den Glanzpunkt in seinen Erläuterungen zu Schubarts Briefen.

„Für Schubarts Talent war der Gedanke der Chronik der glücklichste Fund, den er machen konnte. Was sein Sohn von Zersplitterung seiner Zeit und Kraft durch dieselbe sagt, wo-

durch er sich an der Ausarbeitung eines großen Kunstwerkes verhindert habe, will nichts bedeuten. Zur Ausführung eines größeren Werkes, das Zeit, Beharrlichkeit, Ueberblick, wahrhaft künstlerisches Schaffen erforderte, hatte Schubart keine Fähigkeit. Seine Muse war die Stimmung des Augenblicks; das Wirken eines Talents, ein hastiges Blitzen, kein ruhiges Leuchten; ein Lied in der Poesie, ein Journalartikel, ein Aufsatz in der Prosa sein höchstes mögliches Produkt. Ebenso sehr nämlich, wie poetisch, war Schubarts Talent rein rhetorisch. Schubart der Sohn hat ganz recht — und brauchte sich hiezu nicht auf eine äußerliche Aehnlichkeit mit Danton zu berufen — daß sein Vater zum Redner in der Volksversammlung geboren gewesen sei. Alle Erfordernisse eines solchen: gesunder Verstand, frischer Mutterwitz, überreiche Einbildungskraft, feurige Begeisterung, schnelle Besonnenheit, strömender Wortreichtum, volkstümliche Deutlichkeit, dabei eine gewaltige und doch biegsame Stimme, lebhafte und ausdrucksvolle Gebärde — freilich h ö r e n mußte man ihn, um die volle Gewalt seiner Rede nicht nur, sondern dieser ganzen vulkanischen Natur zu empfinden. Aber wo konnte man ihn reden hören? Beim Wein an der Tafel seiner Gönner; weit besser aber und unbefangener am Wirtstisch, wo die Gäste, wenn er die Schleusen seines Mundes öffnete, das Sprechen, Atmen, ja selbst das Trinken vergaßen, um dann, wenn er geendet hatte, mit einem umso lauteren Sturme des Beifalls und der Bewunderung hervorzubrechen. Einen edleren Schauplatz für die Ausübung dieses Talentes hätte ihm nur etwa die Kanzel dargeboten, und er bereute auf dem Asperg und später, daß er nicht Geistlicher geblieben sei. Allein wie seiner ganzen strotzenden, sinnlichen Natur, so wäre auch seiner Beredsamkeit die Kanzel viel zu enge gewesen. So manche geistliche Blase auch der Sturm seiner Rede, besonders in der nachaspergischen Zeit, auswirft, so sind doch dessen Grundbestandteile und Zielpunkte glücklicherweise von dieser Welt. Weltliche Beredsamkeit aber war damals in Deutschland mündlich im Grunde gar nicht anzubringen. Dafür schuf sich nun Schubart in seiner Chronik einen Ersatz: wöchentlich zweimal

— so oft erschien sein Blatt — trat er vor einem größeren und bedeutenderen Publikum als dasjenige, welches er allabendlich in mündlicher Rede zu haranguieren pflegte, schriftlich auf, erzählte, was er von den laufenden Welthändeln, von Schlachten und Siegen, von den Taten der Fürsten, den Zuständen der Völker und Länder in Erfahrung gebracht hatte; berichtete über die neuesten Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft, flocht dann und wann eine Anekdote für's Herz oder für das Zwerchfell ein; lobte und schalt, bewunderte und spottete, und riß so, während er sich selbst warm sprach, auch die Leser mit sich fort. Denn auch das ist bezeichnend für Schubart, daß er seine Chronik nicht schrieb, sondern sprach, d. h. diktierte. Daher die durchaus rednerische und subjektive Haltung der Chronik; daher steht überall in ihr der leibhaftige Schubart vor uns, und es knüpft sich zwischen Verfasser und Leser ein enges persönliches Verhältnis, wie wir es heutzutage bei Zeitungen gar nicht mehr gewohnt sind. Edel und uneigennützig aber war die Wirksamkeit, die sich Schubart hiemit gewählt hatte, sowohl an sich, als insbesondere in Betracht der Zeit und Ortsverhältnisse. Die Tendenz seiner Chronik ist durchweg die ehrenwerteste: im Leben und Kunst wird gute Sitte, deutsche Mannhaftigkeit, Vaterlandsliebe empfohlen; gegen Entartung, Verweichlichung, Ausländerei geeifert; Pfaffen und Jesuiten, Dümmlinge und Dummmacher an den Pranger gestellt, nicht minder jedoch Voltaire'sche Frivolität und seichte Aufklärerei bekämpft, und auf gereinigtes, aber unverwässertes, einfaches, aber kräftiges Christentum gedrungen; Despotismus und Knechtssinn, soweit es die Preßverhältnisse erlaubten, gezüchtigt, dagegen Großheit und Freiheit, wo sie sich findet — in England, in Nordamerika, mit Liebe und Bewunderung hervorgehoben. In noch weit hellerem Lichte jedoch erscheint uns das Verdienst des Journals, wenn wir Ort und Zeit bedenken, in welchen es ins Leben trat. Stand schon das protestantische Schwaben, was geistige, namentlich literarische Regsamkeit betrifft, damals hinter Sachsen und Preußen zurück, wie wir Schubart in seinen Briefen wiederholt klagen hören: so war vollends Bayern und das katholische Schwaben

in jenen Tagen ein wahres Land Sebulon und Naphthali, dessen Volk im Dunkel und Schatten des Todes saß, und dem jeder kleinste Lichtstrahl eine unschätzbare Wohltat war. Wie traurig es, in Folge des vernachlässigten Volksunterrichts und der verdummenden Pfaffenwirtschaft, in jenen Gegenden mit der Kultur bestellt war, kann man am besten aus den Gaßner'schen Geschichten entnehmen, welche eben in diese Jahre fielen, und aus ihrer zahlreichen Literatur, von welcher uns Schubarts Chronik und die Allgemeine deutsche Bibliothek wenigstens noch Titel und Auszüge erhalten haben. Die Barbarei der Vorstellungen, die Verwahrlosung der Sprache, die Pöbelhaftigkeit der Ausdrücke in den meisten dieser Skarteken übersteigt alle Begriffe. Hier war außer dem Inhalt schon das Formelle ein Verdienst, mit einer Zeitschrift aufzutreten, die in gutem Deutsch, in gebildeter Sprache geschrieben war — ein Verdienst, welches an Schubarts Chronik, trotz mancher Auswüchse, selbst die Berliner Aristarchen anerkannten. In der Tat, wenn Schubart auch nicht als ein Praeceptor Germaniae glänzt — unter den Praeceptoribus Sueviae hat er sich durch seine Chronik eine ehrenvolle Stelle erworben."

Dieser vortrefflichen Charakteristik habe ich nichts hinzuzufügen; es wäre denn die Bemerkung, daß Schubart durch sein Blatt auch ein Praeceptor Germaniae hätte werden können, hätten die damaligen deutschen Journalisten nur mehr Mannesmut gezeigt und Schubarts Bestrebungen in ihren eigenen Blättern unterstützt und nachgeahmt. Allein der Chronikschreiber wurde alsbald von den Pfaffen verfolgt und verdonnert und war an den Höfen verpönt. Diese zwei Umstände genügten, um die journalistischen Kollegen furchtsam und vorsichtig zu machen; und als nun gar der Schwabenherzog die Hand nach dem Manne ausstreckte, der es gewagt hatte, in seinem Blatte nicht nur nicht an erster Stelle, sondern überhaupt fast gar nicht in serviler Weise von der Existenz der gekrönten Häupter Notiz zu nehmen, ja im Gegenteil, sich sogar unterfangen hatte, das Volk auf die menschlichen Schwächen der „Gesalbten" aufmerksam zu machen, da bekamen die übrigen deutschen Zeitungsschreiber

eine Gänsehaut, sandten ein Stoßgebet für den armen Verirrten zum Himmel und wohldienerten, schmachteten und schwatzten in ihren Blättern ruhig weiter.

Karl Geiger macht in seinem bereits erwähnten Artikel über Schubart (Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg Nr. 18, 1885) auf eine interessante Rivalin der Schubart'schen Chronik aufmerksam. Es war das in Ulm erscheinende „Real-Wochenblatt für Schwaben", 1774—1776 herausgegeben von Johann Jakob Meergraf. Der Herausgeber dieses Blattes wurde von Schubart in der Chronik wiederholt angegriffen und gab nach der Gefangennahme des Dichters das merkwürdige Büchlein „Originalien von Mag. Christ. Fr. Dan. Schubart. Augsburg 1780" heraus, von dem später die Rede sein wird. — „Gleichzeitige Stimmen", schreibt Geiger, „heben die Bedeutung von Schubarts Chronik gebührend hervor. Z. B. die Allgemeine deutsche Bibliothek Bd. XXVII, 2 St. S. 594 ff., die Frankfurter gelehrten Anzeigen 1774 S. 653 f., die Literatur- und Völkerkunde, II. S. 640, wo es heißt: „Leute in Schwaben, Bayern, Tyrol, am Rhein u. s. w., die nie weder ein Buch noch Zeitungen gelesen hatten, lasen seine deutsche Chronik, ja verschlangen sie." Auch ist hier erzählt, daß der Churfürst von der Pfalz die Chronik sehr gerne gelesen habe, ja er habe sich dieselbe sogar bei einer italienischen Reise nach Rom nachschicken lassen. Der Einfluß und die große Verbreitung dieser Zeitung erklärt die ungeheure Erbitterung seiner Feinde."

Wenn es mir aus den bereits angeführten Gründen unmöglich ist, hier eine erschöpfende Studie über die deutsche Chronik einzuflechten, so möchte ich mir's doch nicht versagen, aus einzelnen Artikeln der vorläufig in Betracht kommenden ersten drei Jahrgänge wenigstens Proben mitzuteilen und wo es mir nötig erscheint, einige Bemerkungen beizufügen.

Beginnen wir mit der Politik.

Selbstverständlich schenkte der freiheitsbegeisterte Schubart allzeit den Republiken große Aufmerksamkeit. Eines seiner Idealländer ist die Schweiz. Da lesen wir im Jahrgang 1774:

> Wenn ich von einem Lande der Freiheit rede, so ist's mir, als stünd ich auf einem Berge. Die Luft ist reiner; ich atme freier und wenn ich über die lachende Aussicht hinstreife, so erweitert sich meine Seele und denkt an Gott, den Geber der Freiheit und jeder guten Gabe. — In einem Zeitpunkte, wo sich die Monarchien gleich angeschwollenen Strömen ausbreiten, über das Ufer treten und hier und dort und da ein Stück Landes nach dem andern überschwemmen, und sich's nach dem Alluvionsrechte zueignen, ist Helvetien zwischen seinen Bergen gesichert, und genießt alle Vorteile der Freiheit, wovon vernünftige Religion, Einfalt der Sitten, Genügsamkeit des Leibes und Seelenstärke die Folgen sind.

Aber ein ausgesprochener Republikaner ist Schubart auch vor dem Asperg ebensowenig gewesen, als er es nach der Gefangenschaft hätte sein dürfen. Sein Zukunftsstaat ist vielmehr, wie ich anläßlich der Besprechung der Gründe seiner Gefangensetzung genauer dartun werde, ein deutsches Reich unter Preußens politischer Vorherrschaft. — — Als er sein Blatt zu schreiben begann, bildete er sich zunächst ein deutsches Ideal von Manneskraft, Heldentum und Freiheitsleben und empfahl dieses seinen verweichlichten Zeitgenossen zur Nachahmung.[2] So finden wir gleich in einer der ersten Nummern der deutschen Chronik den Ausruf: „Was würde der alte Götz sagen, wenn er aus'm Grab erwachte, mit Schild, Schwert und Koller angetan, mit'm eisernen Helm auf'm Haupt und dem wehenden Federbusche?!" Man würde irren, wollte man in Schubart nach solchen Aussprüchen einen Reaktionär, d. h. einen Herbeisehner des Mittelalters vermuten. Er bewunderte das Mittelalter, aber bloß als eine Zeit der körperlichen Kraft und als eine Zeit, die noch Herzensideale kannte. Weder die damaligen politischen, noch die religiösen Verhältnisse fanden seinen Beifall.

Am unzufriedensten war Schubart mit der Art und

---

[2] Vergl. Wohlwill, im Archiv für Literaturgesch. VI. S. 380.

Weise, wie in den Zeitungen seiner Tage die politischen Verhältnisse erörtert wurden. Im Jahrgang 1775 findet sich der folgende

Politische Prospekt.

> Die Prospekte der politischen Welt sind eben nicht allzu paradiesisch. Da gibt es Steppen und Sümpfe, Lachen, Steinwege, Disteln und Nesselfelder, so gut als in der natürlichen Welt. Der Novellist[3] aber, zumal der deutsche, feige (!) Novellist, muß alle diese verödeten Gegenden in elysische Fluren umzuschaffen wissen. Gebirge muß er Tal, Stinkblumen muß er Rosen und Stürme Zephirs nennen.[4]

Die Zeitungen mit ihren lügenhaften Schönredereien sind Schubart überhaupt verhaßt. So schreibt er beispielsweise einmal im Jahrgang 1775:

> Europa scheint jetzt nach dem Gemälde, das die Zeitungsschreiber davon machen, ein so langweiliges, schläfriges Weib zu sein, daß, wenn dies ihre Urgestalt wäre, sie Jupiter gewiß nie entführt haben würde. Alles was dermalen von unsern Kaisertümern, Königreichen und Fürstentümern in den Zeitungen steht, ist bloß Vegetation und nicht Leben. Feste, Jagden, Galatage, Opern, Komödien, Soldatenmusterungen, mystische Audienzen — dies ist alles, was wir jahraus jahrein von den Höfen der Großen hören. Das übrige, was wir gerne wissen möchten, gehört unter die Rubrik von Staatsgeheimnissen, wovon Meister Hildebrand soviel weiß als ich. Folgender Artikel ist ebensogut als eine Universalmedizin zu gebrauchen: Seine Majestät, oder Seine Durchlaucht, befinden sich in allerhöchstem, oder höchstem Wohlergehen. Sie lassen sich das Wohl Ihrer Untertanen außerordentlich angelegen sein.

---

3 Novellist hier für Zeitungsschreiber gebraucht.

4 ’s ist heute meist auch nicht viel anders!

Die Truppen wurden gemustert (!). Ein Galatag wurde gefeiert. Dieser und jener Fremde ist angekommen. Es war Gewaltjagd. — Alle unsere Zeitungen sind nichts anderes, als wiedergekäutes Gewäsch von Alltagsgeschichten und Lobsprüchen auf Regenten, die wir nicht einmal kennen.[5a]

Am schärfsten nimmt Schubart wohl seine „Kollegen“ im folgenden Artikel her:

Zeitungsschreiber.

Unter allen kriechenden Kreaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste. Wie er da mit kindischer Bewunderung den Pomp der Großen anstaunt! Wie er mit pedantischer Ehrfurcht wie weiland Magister Sebaldus Nothanker nach dem Schlafrockzipfel eines ausgetrockneten Hofmarschalls schnappt und ihn demütig küßt. Wie er mit dem Hütlein unterm Arm krumm und gebückt im Vorsaal steht und dem nießenden Fürsten und Höfling sein Salus entgegenkeucht! .... Alle unsere Schriften haben das Gepräge unseres sklavischen Jahrhunderts und die Zeitungen am meisten.[5b]

Wenn sich aber Schubart in der Chronik zu patriotischer Begeisterung aufschwingt, wenn er seiner Phantasie bezüglich der Zukunft seiner geliebten Deutschen freien Lauf läßt, da wirkt er nicht nur anregend, sondern wird sogar prophetisch. So beispielsweise in dem trefflichen Aufsatz: „Ein Gesicht.“ (Jahrgang 1774). Dem Dichter erscheint in einer Mondnacht Germania, führt ihn in einen hohen Tempel, der dem Ulmer und Straßburger Münster gleicht und weist ihm hier die herrlichsten Gestalten der deutschen Vergangenheit. Wonneschauer durchbeben das Herz des Poeten bei dem Gedanken, selbst einer Nation anzugehören, die so wunder-

---

5a Auch diese Worte sind heute noch auf den größten Teil unserer Presse anwendbar; zumal der Wiener Presse.

5b Tout comme chez nous!

bare Taten vollbracht, so edle Geister aufzuweisen hat. Allein bald wird seine Freude wieder durch die Erinnerung an die Gegenwart getrübt. Da kämpfen die Söhne Germanias nicht mehr um die heilige Freiheit, sondern lassen sich von diesem und jenem wie Knechte dingen, und würgen um niedrigen Sold. Die einst so stolze Muskelkraft der deutschen Jünglinge ist im Begriffe, durch Nachahmung ausländischer Sitten völlig vernichtet zu werden. Jenseits des Rheines holt man sich weibische Moden und — Seuchen. Ein welscher Gesang oder ein frivoles gallisches Schelmenlied dünkt diesem Jahrhundert angenehmer als der Schrei des deutschen Aars und der Schlachtengesang der Kämpfer. Doch der Dichter läßt deshalb nicht den Mut sinken. Er ist der festen Ueberzeugung, daß die Deutschen sich wieder auf sich selbst besinnen werden. Prophetisch ruft Schubart am Schlusse seines „Gesichtes“ aus:

> „Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben (!) und schreckliche Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen (!!) — Leser halte dies Gesicht für keinen prophetischen Traum, es kann wahr werden. Die Zeichen der Zeit sind dieser Vermutung sehr günstig. Schon sind wir an Gewichtigkeit allen Nationen überlegen. Bleiben wir einig (!) so werden wir bald die erste Nation der Welt sein. (!) — Ich wollt', ich könnte dies im Wetter sagen, so ernst ist mir.“

Wer denkt bei diesen Worten nicht an den „eisernen Kanzler“ und an das glorreiche Jahr 1871?!

Als Probe eines kleinen sozial-politischen Artikels möge folgendes Geschichtchen aus dem Jahrgang 1774 dienen, in dem Schubart förmlich für die freie Ehe Stimmung macht:

Etwas Sonderbares.

> Wenn ein Mädchen bei uns fünfmal zu Fall käme und ihre Richter so anredete: „Gnädige Herren, ich stehe heute das 5. mal vor Ihnen, und weiß es, daß ich nach den Gesetzen strafwürdig bin. Aber vergeben

Sie mir, wenn ich dieses Gesetz etwas streng nenne. Ich habe keine Seele beleidigt, sondern mit Gefahr meines Lebens fünf schöne Kinder zur Welt gebracht. Ich habe sie mit meiner Milch genährt und mit meiner Arbeit erhalten. Ist's Verbrechen, die Zahl der Untertanen zu vermehren? — Niemand hat über mich zu klagen, als der Priester, dem ich die Trauung nicht bezahlt. Liegt aber die Schuld an mir? Wie gerne würde ich in den Stand der Ehe getreten sein, wenn mich nicht mein Verführer durch leichtsinnige Versprechungen getäuscht hätte, denn ich unterstehe mich's zu sagen, daß ich die gute Aufführung, den Fleiß und die Häuslichkeit einer Frau besitze, sowie ich ihre Fruchtbarkeit habe." — Was würde man bei uns sagen? Fort mit dem Nickel, würde es heißen, sie müßte auf den Lasterstuhl vorsitzen, einen Zeloten auf sich herabdonnern lassen, und dann ins Zuchthaus wandern. — Aber Geduld! Die ganze Geschichte hat sich in England zugetragen. Das Mädchen hieß Miß Polly. Ihr wurde die Strafe geschenkt und ihr Verführer heiratete sie.

In der literarischen Kritik ist Schubart in der deutschen Chronik derselbe wie in seinen Briefen. Er lobt zwar zuweilen ganz gewaltig, irgendwo liegt jedoch stets der Kritiker auf der Lauer und stellt sich mit einem „aber" oder „wenn" zur rechten Zeit ein. Selbst seinen Freunden gegenüber ist er nicht befangen. Dies beweist beispielsweise die Kiritik des „Siegwart", des bekannten Romans seines Freundes Miller in Ulm, wo nach vielfachen Lobsprüchen an der Wahrheit einiger Charaktere gezweifelt wird und die Naturschilderungen ob ihrer Weitschweifigkeit getadelt werden. — Zuweilen kommt es wohl auch vor, daß Schubart ein Werk unter dem Namen eines andern Autors bespricht als desjenigen, von dem es wirklich herrührt. Am auffallendsten tritt dies vielleicht in der Kritik über die Komödie „Der Hofmeister" (Jahrgang 1774) zutage, welche folgendermaßen beginnt: „Ich kann's allen auf-

geklärten Deutschen zumuten, daß sie diese neue, ganz eigentümliche Schöpfung unseres Shakespeare, des unsterblichen (1774!) Doktor Goethe schon werden gelesen, empfunden, angestaunt haben." — Hier finden sich gleich zwei Irrtümer. Erstens ist der Hofmeister bekanntlich von Reinhold Lenz, zweitens hat Goethe nie promoviert, sondern erst im hohen Alter den Doktortitel honoris causa erhalten. Schubarts Irrtum ist aber begreiflich. Denn der „Hofmeister" erschien anonym und zeigt in der Tat, was Stil und Form anbelangt, einige Aehnlichkeit mit „Götz von Berlichingen", und Goethe wurde zufolge seiner Mitarbeiterschaft an gelehrten Zeitschriften zumeist Doktor genannt.

Einen großen Raum nehmen in der deutschen Chronik, wie dies bei Schubart wohl selbstverständlich ist, die Musikkritiken ein. Diesbezüglich ist die Zeitschrift auf das sorgfältigste untersucht und ich verweise jeden, der sich für Schubart den Musiker und Musikkritiker interessiert, auf das von mir schon des öftern erwähnte und zitierte Buch Holzers. Als Kritiker stand nämlich Schubart meines Erachtens weit höher denn als schaffender Musiker. Bei Besprechung der „Stuttgarter Handschrift" und der „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst" werde ich diese Behauptung noch näher begründen. Als Probe einer Musikkritik in der Chronik möge hier die folgende Rezension aus dem Jahrgang 1775 Platz finden:

> Lenore von Bürger, in Musik gesetzt von André.
>
> Die Lenore ist ein so vortreffliches Stück der Dichtkunst, so tonvoll und musikalisch, daß mich's wunder nahm, warum sie noch kein geschickter Meister in Musik brachte. Herr Hauptmann Beecke[6], dieser

---

[6] Ignaz von Beecke, geb. 1730, war zuerst württembergischer Offizier, dann Musikintendant des Fürsten Oettingen-Wallerstein. In Wien, München, Augsburg und anderen Städten glänzte er vornehmlich als Klaviervirtuose und wurde von manchen als Pianist mit Mozart in eine Linie gestellt. Beecke war auch als Komponist auf fast allen Gebieten der Musik tätig. Er starb 1803 zu Wallerstein.

große praktische und theoretische Musiker, hat eine Musik hinzugesetzt, im wahren Balladenton. Da aber alle Strophen einerlei Melodie haben, so konnt' er alle Schönheiten des Originals nicht erschöpfen. Herr André ist also der erste, der die ganze Lenore Strophe für Strophe in Musik gesetzt hat, und zwar so, daß man wohl sieht, er könne dem Dichter nachempfinden; mir scheint er nur nicht musikalische Kunst genug zu haben, denn man findet da und dort sehr anstößige Stellen. — Ein vorbereitendes Ritornell würde sehr gut gelassen haben. Ueberhaupt fällt es jedem Sänger schwer, das ganze Stück so an einem ohne Zwischenspiele fortzusingen. Die erste Strophe ist ihm nicht gelungen. Das bist untreu ist unprosodisch ausgedrückt, bist gehört noch in den vorhergehenden Takt. Das ziehen in die Prager Schlacht ist zu gesucht. Die zweite und dritte Strophe macht gute Wirkung. Auch die vierte Strophe in B moll ist ihm gelungen. Nur der Ausgang taugt nichts. Das vortreffliche Gespräch zwischen Mutter und Tochter ist dem Tonkünstler größtenteils geraten. In der sechsten Strophe hätte bei den Worten: Was Gott tut, das ist wohlgetan, die gewöhnliche Kirchenmelodie große Wirkung hervorgebracht. Ein paar recitativische Ausgänge scheinen auch gut angebracht zu sein. Die 13. Strophe, wie überhaupt der ganze schreckliche Dialog zwischen Wilhelm und Lenore ist ihm, meiner Empfindung nach, am besten gelungen. Die 19. Strophe hat eine sehr gefällige Melodie. Das Graut Liebchen auch ist ihm fürchterlich gut gelungen. Die stärkste Wirkung macht die 21. Strophe, wo der Leichengesang d'reinheult: Laßt uns den Leib begraben. In der 23. Strophe sollten die 4 ersten Zeilen recitativisch gesetzt sein. Die 30. Strophe hassi! hassi! ist sehr gut geraten. Auch ist das Geheul und Gewinsel auf'm Kirchhofe gut ausgedrückt. Nur will mir das fugierte Allegretto am Ende nicht gefallen.

Fugen setzen viel theoretische Kenntnis voraus. Indessen drücken die ziehenden Noten in den Worten: Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht, das Totengeheul der Geister sehr gut aus. — Wer ein gutes Fortepiano hat, stark und mit Empfindung spielen kann und entweder selbst singt oder einen guten Sänger zur Seite hat, der wird mit diesem Stücke große aufschauernde Wirkungen hervorbringen.

Von Schubarts musikalischem Geschmack und seinen musikpädagogischen Prinzipien gibt folgender Schluß eines Briefes über Tonkunst an einen Jüngling (Jahrgang 1775) Zeugnis:

Hauptsächlich lies die Partituren großer Meister — eines Caldara, Palestrina, Pergolesi, Galuppi, Jomelli, Graun, Hasse, Gluck, Bach, Traetta, Homilius, Telemann und anderer — studier da den Baß der Harmonie, die Ebb' und Flut der Stimmen, die Natur der Instrumente, Melodie, Ausdruck! — Hör viel, und, womöglich, lauter gute Sachen! — Hörst eine Oper, Kirchenmusik, den Vortrag eines Virtuosen, so sei taub gegen alles, und ganz Ohr vor die Musik! — Bleibst du kalt und kannst im Strom der Harmonie noch klügeln, so wirf dein Saitenspiel weg, und werd'n Rechenmeister.[7]

Endlich möchte ich noch auf einen vielverbreiteten Irrtum hinweisen, der durch Pressels sonst so ausgezeichnete Schrift „Schubart in Ulm" herbeigeführt wurde. Pressel zitiert folgende Stelle aus dem Jahrgang 1776 der teutschen Chronik[8] und nennt das hier gefällte Urteil ein „fast prophetisches": „Ich habe eine Opera buffa von dem

[7] Der Schluß ist ein „Merks!" für einige lederne Theoretiker des 18. Jahrhunderts. Nachzügler von diesen gab es im 19. Jahrhundert noch genug; ja, es gibt wohl deren sporadisch noch heute.

[8] Vom Jahrgang 1776 angefangen schrieb Schubart: teutsche Chronik, da er sich hatte weißmachen lassen, daß dies die richtige Schreibart sei.

wunderbaren Genie Mozart gehört; sie heißt La finta Gardiniera. Genieflammen zucken da und dort; aber 's ist noch nicht das stille, ruhige Altarfeuer, das in Weihrauchwolken gen Himmel steigt, den Göttern ein lieblicher Geruch. Wenn Mozart nicht eine Treibhauspflanze ist, so muß er einer der größten Komponisten werden, die jemals gelebt haben." — Diese Notiz rührt nicht von Schubart selbst her, sondern von seinem Münchener Korrespondenten. Pressels Irrtum (und ebenso jener Hauffs, der Pressel die Stelle unter Schubarts Namen nachschreibt) ist aber verzeihlich, denn die Ausdrucksweise des kleinen Artikels ist vollkommen schubartisch. Jedenfalls hat der Herausgeber der Chronik den ihm zugesandten Münchener Brief beim Diktieren des Blattes nach seiner Weise umgestaltet.

Schließlich möge noch als Probe der Anekdoten, die Schubart zuweilen zum Ergötzen seiner Leser einflocht, folgender bissige Witz mitgeteilt werden.

Castraten.

> Weiß nicht, warum ich den heulenden Gesang der Castraten nicht leiden kann. — Da denk' ich immer mit dem naiven Pfarrerstöchterchen, als es das erstemal einen Verschnittenen singen hörte: Er singt schön, aber es scheint ihm doch etwas zu fehlen.

Wenden wir uns nun nach der Betrachtung des Blattes selbst wieder seinem Schreiber zu.

Gleich die erste Nummer der „Deutschen Chronik" brachte Schubart eine Unannehmlichkeit. Am Schlusse des Einleitungsartikels hatte er ausgerufen: „Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von Deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!" Diese Stelle erregte den Unmut des einen der Bürgermeister.[9] Er stand im Senat auf und perorierte: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer

---

9 Augsburg hatte damals einen katholischen und einen evangelischen Bürgermeister.

Freiheit. Nicht eine Nußschale soll er haben!“ Der Druck wurde in Augsburg verboten und das Blatt von nun an bei Wagner in Ulm hergestellt.

Augsburg war in der Tat auch einer der ungünstigsten Punkte, den Schubart zur Herausgabe eines aufklärenden Blattes hätte wählen können. Ungünstig jedoch nur in dem Sinne, indem er als Herausgeber persönlich gefährdet war, denn Schubart stand ganz und gar auf evangelischer Seite. Eine ungeheure Macht besaß aber — wie er selbst zugibt — im damaligen Augsburg die katholische Partei. Selbstverständlich betrieb diese auch die allbekannte Wühlarbeit der Gegenreformation und zwar in solchem Maße, daß Schubart die Ansicht aussprach, Augsburg werde im 19. Jahrhundert vollständig katholisch sein. Daß es nun die katholische Geistlichkeit, nach bewährten Mustern, an keinen Mitteln fehlen ließ, einerseits die „Ketzer“ zum „wahren Glauben“ zu bekehren, anderseits solchen, die sich nicht bekehren lassen wollten, den Boden heiß zu machen, wird wohl jeder Kenner des römischen Klerus begreiflich finden. In Augsburg wurde der Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken noch dadurch verschärft, daß letztere Anhänger der Jesuiten waren, jener Geistlichen, die seit der Gründung ihres Ordens von allen katholischen Priestern am schärfsten gegen Luther, seine Lehre und deren Bekenner zu Felde zogen. Nun war aber gerade damals der Jesuitenorden von Klemens XIV. (Ganganelli), einem der vernünftigsten Päpste, die jemals den Stuhl Petri innehatten, aufgelöst worden. Dies gab Schubart den Mut, die Jesuiten anzugreifen, wo er nur konnte. Leider kam es ihm erst später zum Bewußtsein, daß dieser Orden — wie er in der Selbstbiographie schreibt — „nichts weniger als tot, sondern nur ein gefallener Riese war, der alles, was sich ihm zu dreist näherte, mit der Faust niederriß und nicht selten in freier Luft zermalmte.“ So kam es, daß man alsbald auf den Chronikschreiber aufmerksam wurde und alle seine Schritte mit Argusaugen bewachte. Nicht selten geschah es, daß er auf der Straße den tätlichen Angriffen von Jesuitenschülern ausgesetzt war, so daß ihm endlich stets einige Freunde das

Geleit geben mußten. Ja einmal eröffneten sogar die frechen „Jünger Jesu“ (!) des Nachts ein Steinbombardement gegen Schubarts Schlafkammerfenster, so daß dieser samt seinem Söhnchen, das er von Geislingen hatte zu sich kommen lassen, um es in Augsburg ins Gymnasium zu schicken, unter das Bett flüchten mußte.

Trotz solcher unliebsamen Zwischenfälle ließ sich aber Schubart das Leben in Augsburg nicht verbittern und er gesteht selbst, daß es eines der schönsten Jahre seines Lebens war, das er in der alten Lechstadt verbrachte. Wie überall erwarb er sich auch hier viele Freunde, unter denen der berühmte Klavier- und Orgelbauer und Erfinder der Melodika Stein die erste Stelle einnahm. Durch ihn lernte er die Orgel in der Barfüßerkirche kennen, die er mehrmals mit Entzücken spielte. Auch die durchreisenden Virtuosen schlossen mit Schubart Bekanntschaften und er besprach ihre Leistungen in der Chronik. So beispielsweise jene des Baritonvirtuosen Lidl aus Wien, der sich 1774 zu Augsburg auf dem Metzgerhause zweimal „mit dem lautesten Beifall aller Hörer, Kenner, Halbkenner und Liebhaber hören ließ.“ Schubart fügt eine Beschreibung des Bariton an und meint schließlich: „Lidl aber ist ein Beweis, was ein Genie aus einem verkannten Instrumente machen kann. Er hat nicht nur die untern Saiten, die die Begleitung ausmachen, bis auf 27 vermehrt, worunter die Semitionen mitbegriffen sind, sondern die Natur des Baritons so studiert, daß ich's nun unter die vollkommensten Instrumente der Welt zähle.“[10]

Im Sommer 1774 traf Schubart ein harter Schlag. Sein alter Vater in Aalen war gestorben. Viel dürfte zum Tode des Diakonus der Kummer um seinen in der Welt umherirrenden Christian beigetragen haben und die Nachricht, daß sich sein Sohn in Augsburg befinde und ein Blatt

---

10 Vergl. auch das Gedicht „Froschkritik“, das freilich in der Ausgabe von Hauff (Reklam S. 363) falsch zitiert erscheint. Anstatt Lidl steht Liedel und statt Bariton Barbiton. Letzteres ein altgriechisches Saiteninstrument, auf welchem es wohl anno 1774 keinen Virtuosen mehr gab.

herausgebe, konnte seine Sorgen nur wenig mindern. Dennoch gab er sich alle Mühe, in Aalen der deutschen Chronik Abnehmer zu werben. In dem Brief an Böckh aus Augsburg vom 16. September 1774 teilt der Dichter dem Schwager mit, daß ihn der Tod des Vaters innig gerührt habe. Gleichzeitig gedenkt er mit warmen Worten des bei seinem Vater genossenen musikalischen Unterrichtes. „Ich habe seit meiner Don Quixotischen Wallfahrt Alles gehört, was man in der Musik hören kann, und fand, daß die Anweisung, die mir mein Vater in der Tonkunst gab, die zuverlässigste und beste ist. Welch ein Lobspruch für einen Mann, der n i c h t s hörte.“ — Es mögen hier zwei interessante Briefe von Schubarts Vater mitgeteilt werden, die der alte Mann wenige Monate vor seinem Tode schrieb und die Geiger in seinem mehrfach zitierten Artikel zum ersten Male veröffentlichte. Als Schubart im 10. Stück seiner Zeitschrift (2. Mai 1774) von Friedrich dem „E i n z i g e n“ gesprochen hatte, schrieb ihm der Alte aus Aalen: „Es freut mich, daß Du mit solcher Wärme von Friedrich sprichst, und Sinn genug hast, seine Größe zu fassen. — Das hast Du von mir: denn ich war von jeher sein feurigster Bewunderer, und habe Deiner weichen Seele sein gigantisches Bild tief einzudrücken gesucht. Kleine Seelen können so was nicht fassen: sie vergessen die frühere Riesentat über der späteren, und in ihnen ist gleichsam nicht Raum genug für die Coexistenz solcher Massen. Wenn man sich eine Idee von einem großen Manne machen will, so muß man imstande sein, sein ganzes Leben — mit dessen Teilen man vorlängst vertraut war — gleichsam in Einem fliegenden Moment zu durchdenken. Dadurch erst entsteht eine Art A n s c h a u e n — wie eines großen Gemäldes, und das B i l d des Mannes tritt, kraft eines solchen Ueberblickes, wie eine Riesenerscheinung aus dem Dunkel hervor. Gewöhnliche Menschen vermögen das nicht; beurteilen den großen Mann nach ihrer Alltäglichkeit; umspannen eine Muskel statt der ganzen Figur, und bemühen sich, mit possierlichen Affengrimassen, den Heros zum Zwergen zu verzerren, wie es Cäsarn bei so vielen seiner Zeitgenossen erging. . . . Es freut mich, daß Du nicht zu

diesen Pygmäen gehörst, und ich erkenne darin den lauten Goldklang Deiner Natur. Wenn der Löwe den Wald durchbrüllt, so hören ihn alle Tiere, vom Größten zum Kleinsten mit Schaudern und ziehen sich in ihre Schlupfwinkel zurück. Wenn er aber gesättigt in seiner Höhle ruht, und mit seinen Jungen spielt: so kriechen sie aus ihren Winkeln hervor, nähern sich ihm zutraulich, begaffen und bekritteln seinen Schweif und können nicht begreifen, daß man so viel Aufhebens davon macht. Nichts ist drolliger als Friedrichs Feinde von ihm reden zu hören: wie sie sich freuen, wenn sie eine Menschlichkeit von ihm aufgehascht haben, wie sie an seinem Kolossusbild pfuschen, hämmern und splittern — und nun wähnen, jetzt sei er ihnen gleich .... Es gehört unter die seligsten Genüsse meines Daseins, das Leben eines großen Mannes zu studieren, und was ich bei diesem Studium für mich selbst denke und fühle, ist mehr wert als alles, was ich von ihm selbst lese und höre. Solche Männer sind im Reiche der Geister, was Sonnenmassen, Kometen, Ozeane, Urgebirge in der Welt der Körper; und gleichwie ich mit erweitertem Auge diese betrachte, so staunt meine Seele gleichsam mit wohllüstiger Ausdehnung zu diesen hinauf. Ich fühle mich eher aufgelegt, ihr Bild — zur Ehre unserer Natur — zu vergrößern, als in meinen eigenen Staub herabzuziehen; und ihre Menschlichkeiten erinnern mich nur an ihre teure Verwandtschaft mit uns. — Fahre fort, mein Erstgeborener, Gefühle für Wahrheit, Schönheit, Größe, Vaterlandsliebe unter Deinen Brüdern zu wecken und zur Flamme anzufachen; fahre fort, edle und schöne Gesinnungen unter ihnen zu verbreiten; und wenn Du einmal einen glücklichen Zusammenhang aller Deiner Kräfte fühlst, wenn der göttliche Funken einmal höher in Dir aufglimmt für Heldengröße und Vaterland; so greife zur Harfe und singe Deinen Germanen mit Tönen des Donners: „Friedrichs Lob."

Die Schlußmahnung dieses schönen und gehaltvollen Briefes hat der Sohn zwölf Jahre später getreulich befolgt und sich dadurch seinen Freibrief geschrieben.

Geiger teilt am angegebenen Orte noch einen zweiten Brief des alten Schubart mit, der für Vater und Sohn gleich charakteristisch ist und auch eine treffliche Würdigung der vielseitigen Talente des letzteren enthält. Auch dieser Brief stammt vom Jahre 1774 und ist an Böckh gerichtet.

„Sie verlangen Nachrichten von meinem umherirrenden Sohne? — Ach, daß ich antworten könnte: er ist auf einer friedlichen Insel gelandet, und die Seinigen sind versammelt um ihn, bedeckt vom Fittig seines Geistes. — Noch befindet er sich in A[ugsburg], gibt in den ersten Häusern Unterricht in der Musik, hält Vorlesungen über Klopstocks Messias, und schreibt seine Chronik — die ihm viel Verdruß und Verfolgung zuzieht. Wie konnte der brausende Wolf nur auf den Einfall geraten, in Deutschland ein politisches Blatt zu schreiben? So was müssen bei uns ausgetrocknete Schulmeister tun, die vor dem Bauchwinde eines Großen den Hut abnehmen und vor seinem Räuspern Fieberstöße bekommen — der Mann von Genie hüte sich vor der Krone, denn Blitze fahren heraus.“ (Ganz ähnlich der Sohn aus Ludwigsburg über den Herzog: „Mir fallen immer die Donnerkeile ein in der Hand Jupiters.“) „Es gibt andere Tummelplätze genug, wo er seine Kraft zeigen und austoben lassen kann. — Das habe ich meinem Sohne erst kürzlich wieder geschrieben, und ihm die Besorgnis meines Vaterherzens nicht verhehlt, daß seine Zeitung das Unglück seines Lebens sein werde. (!!) Ich will es ihnen nicht bergen, daß er bei allen seinen Fehlern noch immer mein Liebling ist, sowie der Liebling seiner alten Mutter; denn sein Herz ist gut, seine Gesinnungen sind überall auf das Gute und Edle gerichtet, nur sein Umgang taugt nichts, und die schlechten Beispiele, so er da sieht, haben seinen feurigen Geist fortgerissen, und in die Sümpfe der Sinnlichkeit und der gemeinen Lust verführt. Gott wird ihn, wenn es sein muß, durch Züchtigung zu sich zurückführen — das weiß ich gewiß: denn ich durchschaue sein innerstes Herz. Ich selbst erlebe es nicht mehr, aber ich sterbe mit der festen Ueberzeugung seiner Wiederkehr. O mein Böckh, welch ein Gefühl muß es für ihn sein, wenn er zu seinem Schöpfer zurückkehrt.

Ein Erwachen des reuigen Sünders im Himmel kann nicht entzückender sein. — Wie liegt uns dieser Sohn nicht am Herzen, wie viel Kummer und Freude hat er uns nicht schon gemacht! Sein feuriger, vielfassender Geist spricht ebenso laut aus dem, was er schreibt, als aus dem, was er redet, oder aus dem Klavier und der Orgel hervorlockt, und ich weiß nicht, wo er größer geworden wäre — auf der Kanzel, als Dichter, oder als Musiker, wenn er seine überströmende Kraft Einem Fache gewidmet hätte. Er kann stark fehlen, aber er kann auch gut machen, wie keines meiner Kinder. Denn er hat Gaben für zehn. Gott segne ihn und Sie und alle, wenn ich längst nicht mehr bin."

Wenige Wochen nach Abfassung obiger Schreiben lag Vater Schubart auf der Bahre. Originell, wie er in allen Dingen des Lebens gewesen, war auch sein Sterben. Der Enkel berichtet hierüber: „Als er nach kurzem Krankenlager merkte, seine Stunde sei gekommen, nahm er eines Morgens Abschied von seiner Frau, seinen Kindern — segnete sie weinend mit aufgelegter Rechten und schickte seinem abwesenden Erstgeborenen seinen letzten Vatersegen mit dem Zeichen des Kreuzes zu, das er in der Luft machte (denn er konnte vor Tränen nicht reden), winkte dann der Familie, sich zu entfernen, um ihren Jammer nicht zu hören; zog selbst die Vorhänge zu und legte sich nieder — um zu sterben. — Nach einer Stunde fand man den Redlichen mit gekreuzten Händen tot und fast aufrecht im Bette liegen. Dasselbe liebreiche Lächeln, was ihm im Leben so eigen war, umfloß den freundlichen Mund, umschimmerte noch das edle, männliche Antlitz."

Und hiemit nehmen wir Abschied von einem Manne, den Ludwig Schubart mit Recht „ein Original" nennt.

Die Chronik kostete Schubart nur wenig Zeit; gewöhnlich nur zwei Vormittage, denn sie erschien bloß zweimal wöchentlich in der Stärke von acht Druckseiten, in Kleinoktav und in einem Druck, bei dem selbst der älteste Leser seine Augen nicht gefährdete. Die ihm übrigbleibende Zeit ließ aber Schubart keineswegs unbenützt verstreichen. „Nirgends war ich beschäftigter als hier," schreibt er. „Ich

gab Lektionen auf dem Fortepiano und hatte das Glück, in kurzer Zeit ein paar tüchtige Subjekte zu bilden, die sich öffentlich mit Beifall hören ließen. Ich spielte auf Orgeln, Flügeln und Klavieren allenthalben mit Beifall; ich gab Vorlesungen über die schönen Wissenschaften und Künste[11], hatte Gelehrte und Künstlerversammlungen in meinem Hause, las die neuesten Schriften und Partituren, benützte Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte, Medaillen, Handzeichnungen, Gebäude, Manufakturen, Bibliotheken, Kunstsäle, gab Fremden Besuch, nahm Besuch und schrieb dabei meine Chronik mit immer wachsendem Beifall fort; machte auch Vorreden, Einleitungen zu anderen Werken, Gelegenheits- und andere Gedichte häufig, bald gut, bald schlecht, je nachdem meine Seele gestimmt war. Einige junge Kaufleute baten mich um eine für sie begreifliche Encyklopädie; ich entsprach ihrem Ansuchen."

Doch sein Bestes leistete Schubart in Augsburg jedenfalls als Vorleser. Hatte er in den übrigen Städten nur in Privatzirkeln oder geschlossenen Gesellschaften gelesen, hier trat er zum erstenmale als wirklicher Rhapsode vor ein großes, allgemeines Publikum. Er begann mit den neuesten Stücken von Goethe, Lenz und Leisewitz und mit Gedichten aus den Musenalmanachen. Als er bald zu seiner Freude sah, daß er eine förmliche Revolution des Geschmackes verursachte, wagte er den Versuch, seine Zuhörer auch mit dem ernstesten Werke der damaligen deutschen Literatur bekannt zu machen, mit der von ihm so heißgeliebten Messiade. Auch hier blieb die Wirkung nicht aus. Mit jedem neuen Gesange vermehrte sich seine Zuhörerschaft, man saß in feierlicher Stille um seinen Lehnstuhl. „Man schauerte, weinte, staunte und ich sah's mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß."

---

11 Diese wurden ihm nachgeschrieben und erschienen, während Schubart auf dem Asperg saß, hinter seinem Rücken in Druck. Die Kritik benahm sich gemein, indem sie den armen Gefangenen für dieses Werk verantwortlich machte.

Aufmerksamkeit zu erwecken, dafür war Schubart wahrlich der richtige Mann. Wir haben bereits das Urteil Strauß' über die Gewalt seiner Rede vernommen und ich gebe nun als Beispiel seiner Vortragskunst eine Stelle aus der Messiade wieder, mit Schubarts eigenen Bemerkungen über die Recitation.

— — „weit, da er kommen hörete, sahe
Jesus, da schwebt' in der Wonn' hinaus in die Schöpfung, eilte
Abdiel wieder zur Pforte der Hölle, ruft es dem andern
Hüter, eröffnete wankendes Umgestüms, daß die Riegel
Klangen hinab, und die Angeln ins ewige Grab.“

„Stürmende Eile — schreibt Schubart — herrscht in dieser Stelle, und doch müßte sie nach meiner Empfindung folgende Schattierungen durch die Deklamation bekommen: Weit bis Jesus ernst, feierlich, staunend. Um deutlich zu werden, gibt man dem Worte weit einen scharfen Ton, macht eine kleine Pause und fällt bei den Worten: da er kommen: s. f. beinahe um eine Quart. Die Wörter: hörete, sahe werden langsam ausgesprochen, und das daraufsfolgende Jesus sehr feierlich. Von da bis Schöpfung — etwas geschwind più allegro — schwebend, ohne Tonfall. Eilte bis eröffnete: geflügelt schnell; versteht sich der deutlichen Aussprache und Bemerkung der Abschnitte unbeschadet. Da von dem Worte Abdiel die Deutlichkeit der ganzen Stelle abhängt, so muß es stärker und erhabener, als alle übrigen Worte deklamiert werden. Wankendes Ungestüms — bis Grab — decrescendo, diminuendo der Stimme, und Hinschweben vom Fluge des Presto bis zum feierlichen Gange des Maestoso. — Auf diese Art getraut' ich mir über die dunkelste Stelle Licht und Deutlichkeit zu verbreiten. Gäbe es Noten für die Deklamation, so wollte ich mich noch deutlicher über dies Thema ausdrücken. Aber es gibt leider keine, und es wäre doch möglich, sie zu finden.“ Schubart hat diesen Gedanken leider nicht weiter verfolgt; doch Palleske scheint zu seinen Betracht-

ungen, die er in seiner „Kunst des Vortrages“ über diesen Gegenstand anstellt, durch Schubart angeregt worden zu sein.

Ein neuer Beweis für die vorzügliche kritische Begabung Schubarts ist das Urteil, das er anläßlich der Besprechung seiner Augsburger Vorlesungen über die Messiade fällt. Auch hier ist er seinem vergötterten Klopstock gegenüber nicht blind, ja sein Urteil gehört meines Erachtens zu den besten, die jemals über das große deutsche Epos des XVIII. Jahrhunderts gefällt wurden. „Die Messiade ist eine Pyramide, unten breit und sichtbar, in der Mitte mit Gewölk umflossen, und oben, wo sie sich zuspitzt, nur noch durch ein künstliches Sehrohr sichtbar. Man fühlt es, daß der Verfasser unter der Arbeit seinen Plan änderte, und am Ende, sonderlich in den Triumphgesängen, etwas gekünstelt habe. Daher sind die Empfindungen des Hörers beim Vorlesen so wandelbar — wie Fieberstöße, mit Hitze und Frost abwechselnd und gleichen nicht immer der gemäßigten Lebenswärme des Gesunden. Eine Erfahrung habe ich mehrmals angestellt, daß vom 8. Gesang an der Strom der Empfindung und des Beifalls etwas zu stocken schien. Man verlangte die Hinausführung des Messias zum Tode mit anzusehen und daran herzlich Anteil zu nehmen. Der Katholik sonderlich paßte auf die Hinfälle Jesu unter der Kreuzeslast, und auf die Episode der Veronika, aber statt dessen nimmt ihn der Dichter mit unter den feiernden Kreis der Engel auf den Todeshügel und läßt ihn Gesänge und Reden der Engel und gestorbenen Heiligen hören. So schön diese auch einzeln sind, so beinahe wirkungslos glitschen sie am Herzen ab, wenn sie im Fortgang der Handlung auch vom sorgfältigsten Rhapsoden gelesen werden.“

Die größte Popularität erlangte aber Schubart in Augsburg wie nachher in Ulm und endlich in Deutschland durch seine Chronik. Ludwig Schubart erzählt, daß er noch viele Jahre nach dem Tode seines Vaters auf seinen Reisen Handwerker, Gastwirte, Postillons und ähnliche Leute angetroffen habe, die seinerzeit die deutsche Chronik so genau gelesen hatten, daß sie einige der in dem Blatte erschienenen Lieder oder Abhandlungen, die ihnen besonders gefallen

hatten, auswendig herzusagen vermochten. Selbstverständlich ging diese Popularität am meisten jenem Stande wider den Strich, der sich in den Chronikblättern am häufigsten angegriffen sah: der katholischen Geistlichkeit und unter dieser wieder besonders den Jesuiten. Bereits das Gedicht „Märchen“, welches aber nicht in der Chronik selbst, sondern wahrscheinlich in der Art der Hans Sachs-Schriften, in der es auch gedichtet war, als Flugblatt erschien, reizte derart die Wut der Augsburger Pfaffen, daß sie es öffentlich verbrennen ließen. In diesem Gedichte (Reclam S. 343) hatte sich Schubart bloß den Witz erlaubt, St. Peter zu einem Bäuerlein, das da der Meinung ist, der Himmel müsse von Priestern wimmeln, folgendes sagen zu lassen:

„du liebe Einfalt du!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr,
Türhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh!“

Geradezu toll müssen es aber die Schwarzröcke getrieben haben, als Schubart in der Chronik stets für Ganganelli (Klemens XIV.) eintrat, ja sogar dessen Leben beschrieb und seine Reformen in der freimütigsten Weise anpries. In Schubarts „Leben Klemens XIV.“ findet sich auch die Behauptung offen ausgesprochen und mit Zeugnissen glaubwürdiger Personen belegt, daß dieser Papst nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern (jedenfalls auf Anstiften der Jesuiten) vergiftet worden sei. Noch heute finden wir in katholischen Kirchengeschichten die Vergiftung Klemens XIV. als ein Märchen hingestellt. Wie erbittert müssen sich erst die zeitgenössischen Mitglieder des Ordens, dem solche Schandtat zur Last gelegt wurde, gegen denjenigen gebärdet haben, der sie deshalb an den Pranger stellte!

Schubart nennt seine Angriffe auf den Jesuitenorden einen Stein zu seinem Kerkergewölbe. Und dies vollauf mit Recht! Daß er vor den Jesuitenschülern nirgends mehr sicher war, wissen wir bereits. Nun aber wurde ihm der Boden in

Augsburg immer heißer gemacht, und als er gar den „wunderwirkenden" Pfarrer Gaßner in seiner Chronik angriff, da hatte er sich abermals ein Ausweisdekret geschrieben. Im Jahrgang 1774 heißt es: „Der Pfarrer Gaßner zu Klösterle fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsien — nicht durch Arzneien, sondern bloß durch Auflegen seiner hohepriesterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerstehen soll, wenn er in Menschen und Häusern rumort. Und da gibt's noch tausend Menschen um mich her, die an diese Narrheiten glauben. — Heiliger Sokrates, erbarme dich meiner! Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen!"

Die nächste Folge dieses Artikels war eine Menge von Schmähschriften auf den Chronikschreiber, die heute zum großen Teil gänzlich verschollen sind.[11b] In Weddingens „Geschichte der Theater Deutschlands" finden wir eine Nachbildung der Titelvignette einer solchen Schrift. Der Titel lautet: „Hanswurst und Schubart. Ein Lustspiel, aufgeführt von dem Verfasser der Sympathie, zum Vergnügen der Schwaben." Die Sympathie war ebenfalls ein Pamphlet wider Schubart. Nun folgt ein Kupferstich. Auf einer Wiese wird ein hanswurstartig gekleideter Mann, der jedenfalls Schubart darstellen soll, von zwei Teufeln tätlich angegriffen, während ein dritter Höllensohn am Waldesrand auf einer Bank sitzt und die deutsche Chronik liest. Darunter steht: „Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen?"

Bei derlei verhältnismäßig harmlosen Angriffen blieb es indessen nicht. Der berüchtigte Pater Merz, Dom-

---

11b Nach Geigers Artikel „Zu Schubarts Leben und Schriften" (Beilage des Staatsanz. für Württ. Nr. 18, 1885) besitzt die Münchener Hof- und Staatsbibliothek eine nahezu vollständige Sammlung dieser Schmähschriften. Der Literarhistoriker, welcher eine eingehende Studie über die deutsche Chronik schreibt, wird an diesen Schriften nicht vorbeigehen dürfen. Für meine Zwecke muß ich mich mit der Erwähnung des einen oder anderen dieser Pamphlete begnügen. Vergl. auch Wohlwills Aufsatz im Archiv für Literaturgesch. VI. 1877.

prediger in Augsburg, schürte ununterbrochen insgeheim gegen Schubart. Dieser wurde mehrmals vor den Magistrat zitiert, wo ihm derbe Verweise zuteil wurden und ihm einmal sogar (im Herbst 1774) mitgeteilt wurde, er dürfe ferner nur unter der Bedingung in Augsburg bleiben, daß er bis 1. Jänner 1775 alle seine Schulden bezahle und dann weiter ziehe. Schubart nahm diese Weisung nicht allzu ernst. Er konnte es nicht begreifen, warum man gegen ihn, der doch nur die Wahrheit schrieb, so sehr eifere. Er selbst brütete persönlich nie etwas Böses gegen einen Menschen und maß daher alle anderen nach sich. In dieser Hinsicht wurde er nicht einmal durch Erfahrung klug.

So sehen wir ihn denn eines Abends nach Neujahr 1775 ganz vergnügt in seiner Augsburger Wohnung inmitten eines Freundeskreises; musizierend, vorlesend, erzählend. Plötzlich wird die Türe geöffnet und ein Abgeordneter des katholischen Bürgermeisters von Ausgburg tritt mit einigen Soldaten ein. Er kündigt Schubart Arrest an, konfisziert alle Schriften, versiegelt die Habseligkeiten und macht sich nun gar daran, allen Anwesenden die Taschen zu untersuchen. Doch ein fremder Kavalier, der sich in der Gesellschaft befindet, widersetzt sich dieser Unverschämtheit und traktiert den magistratischen Spürhund mit den ihm gebührenden Ausdrücken. Die Gesellschaft muß indessen die Wohnung verlassen und Schubart zu seinem Schmerze auch seinen alten Bedienten in Ketten fortführen sehen. Die ganze Nacht bleibt er allein, von einigen Soldaten bewacht. Doch auf der Straße draußen wird's immer lebendiger. Der Vorfall hat in der Stadt ungeheures Aufsehen erregt und die Katholischen eilen herbei, umstellen das Haus und freuen sich auf den Augenblick, den verhaßten Chronikschreiber ins Gefängnis abführen zu sehen. Tatsächlich wird ihnen am Morgen das Vergnügen, Schubart unter wüstem Gejohle nach dem Rathaus begleiten zu können. Doch die „Wackeren“ hatten ihre Rechnung ohne die Protestanten gemacht. Einigen einflußreichen evangelischen Kaufleuten gelang es, beim Magistrate Schubarts Freilassung zu erwirken, doch wurde ihm vom Bürgermeister der Befehl erteilt, Augsburg sofort

zu verlassen. Auf die Anfrage des Dichters nach seinem Verbrechen wußte das pfaffenknechtische Oberhaupt der Stadt nichts anderes zu entgegnen als die äußerst überzeugenden Worte: „Wir handeln nicht ohne Ursache.“

Zum drittenmale innerhalb zweier Jahre sah sich also Schubart an die Luft gesetzt. Doch nun brauchte er nicht zu fragen: „Wohin Kerl?“ Jetzt gab es für ihn nur eine Losung und diese lautete: Der deutschen Chronik nach! Nach Ulm, in die evangelische, freie Reichsstadt! Ganz anders als von Ludwigsburg oder München gestaltete sich sein Abschied von Augsburg. Dort stand er allein, von allen verlassen, hier sah er sich umringt von einer Schar Gleichgesinnter, die sein Scheiden lebhaft beklagten. Dem Dichter dürfte beim Anblick so vieler getreuer Seelen wohl der Gedanke aufgestiegen sein, daß Volksgunst doch unendlich wertvoller ist als Fürstengunst. Daß es aber gleich gefährlich ist, einen weltlichen Herrscher zu bespötteln oder die Diener jener Kirche anzugreifen, welche sich „die einzige von Gott selbst eingesetzte“ zu nennen beliebt, hat ihm dieser Vorfall nicht klar gemacht!

Nun saß Schubart im Postwagen und fuhr über die verschneiten Gefilde dahin. In Günzburg, beiläufig $^2/_3$ Wegs zwischen Augsburg und Ulm, doch näher an letzterer Stadt gelegen, hatte er ein Erlebnis, das für ihn leicht hätte von den schlimmsten Folgen begleitet sein können. Doch seine Geistesgegenwart und sein Humor retteten ihn. Die köstliche Episode möge Schubart wieder selbst erzählen. „Ich ängstigte mich, als es Günzburg zuging, weil ich durch die Gaßnersche und Jesuitische Geschichte weit verschriener unter den Katholiken war, als weiland der bayrische Hiesel. Als ich zu Günzburg in die Gaststube trat, fand ich ein ganzes Rudel dickwanstiger Pfaffen um einen Tisch herumsitzen beim Bierkrug. Eines meiner letzten Blätter lag vor ihnen. Man denke sich meinen Schrecken, als ich sie in ihrem Hottentottendialekt brüllen hörte: „Jetzt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! Werden'm wohl Zung 'rausschneiden und da Käza lebendig verbrenna! Dann schreib', Hund!“ So plärrten sie aus ihren dicken Braunbierkehlen und schlugen

auf den Tisch, daß die Gläser klirrten . . .. Welch ein Willkomm für mich! Der Odem trat mir zurück, als ich auf diese Schlächtergruppe hinsah, die mich aus den vielen Portraits, die von mir herumliefen, so leicht erkennen konnten. Indessen sammelte ich mich bald, mischte mich mitten ins Gelage, und schimpfte zehnmal ärger auf mich, als sie, sodaß sie meine Suade bald mit Lobsprüchen überhäuften."[12] — Die Nacht hindurch hatte Schubart seinen treuen Pudel zum Wächter, den er sich auf die Brust legte. Er war ein großer Hunde-

---

[12] Man entschuldige, wenn ich mir hier eine kleine Abschweifung erlaube. Obgleich privater Natur, dürfte dieselbe doch von einigem allgemeinen Interesse sein. In meinem Schauspiel „Christian Schubart" habe ich mir die eben geschilderte Szene ihrer dramatischen Wirksamkeit wegen nicht entgehen lassen. Es ist für unsere Zeit charakteristisch, daß ich gerade dieser Szene wegen den meisten Tadel erfahren mußte. Beispielsweise in den rein literarischen „Stimmen der Gegenwart" (Berlin 1902, Nr. 5—6) heißt es: „In einer Szene nur scheint mir der Verfasser, entgegen seiner Absicht, in übermäßige Tendenziosität verfallen zu sein, nämlich dort, wo er die Feindschaft der katholischen Kirche Schubart gegenüber charakterisieren will. Die Kirchenfürsten sind es, glaube ich, die in ihrer ganzen Tätigkeit dem Fortschritt und der Aufklärung entgegenzutreten suchen, nicht die meist herzensguten, sich selbst oft ganz aufopfernden Landpfarrer. (!) Und wenn sie es schon tun, dann sicherlich nicht auf so unfeine und gehässige Art wie die von Klob auf die Bühne gestellten Geistlichen." — Und in einer Zuschrift an den Verfasser des Schauspiels „Christian Schubart" heißt es: „Die Szene mit den Priestern ist widerlich. So sprechen Priester nicht und haben nie gesprochen. (!) Auch nicht, wenn ihnen Aergeres geschehen. Solches dichtet ihnen nur der Haß an, der ja gerade jetzt Orgien feiert und nicht mehr weiß, wohin greifen nach Schmutz, um sie damit zu bewerfen. Das ist unedel und sollte nicht einmal am Todfeind geschehen!" — In der Zuschrift eines Wiener Schriftstellers heißt es, daß „Christian Schubart" — wenigstens für Oesterreich — ganz bestimmt von der Zensur verboten werden müsse, da das Stück für die Los von Rom-Bewegung Stimmung mache. Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, wie warme Freunde und Anwälte ihrer Sache die katholischen Herren Geistlichen selbst unter literarisch gebildeten Lesern haben. Gerne erkenne ich allen drei Tadlern literarische Bildung zu, trotzdem sie nicht ahnten, daß die Szene mit den drei Geistlichen in meinem Schauspiel nur eine Dramatisierung der oben mit Schubarts eigenen Worten wiedergegebenen Günzburger Episode ist.

und speziell Pudelfreund, hielt sich bereits in Geislingen einen Hund dieser Rasse und ließ ihn zuweilen in den Schuldiktaten eine Rolle spielen. — Mit dem grauenden Morgen zog der Dichter seine Straße weiter und schüttelte sich wie ein Geretteter am Ufer, als er Günzburg im Rücken hatte. Bald hob sich der Münsterturm aus dem Morgennebel hervor. Nach vielen bangen Stunden und zwei schlaflos verbrachten Nächten schritt der gehetzte Chronikschreiber durch das Tor der im tiefsten Winterkleide daliegenden freien Reichsstadt Ulm.

Ulm.

(Jänner 1775 bis Jänner 1777.)

Nun war Schubart wieder der Heimat nahe. Er war in derselben Stadt angelangt, in der er vor mehr als zehn Jahren vor den gestrengen Herren des Religionsamtes sein pädagogisches Examen abgelegt hatte. Nur wenige Stunden trennten ihn von seiner Vaterstadt Aalen und auch nach Geislingen war es fast nur eine Spazierfahrt. Was war daher naheliegender als der Gedanke, nach so langer Trennung, nach so vielerlei Irrfahrten endlich wieder einmal die Seinen ans Herz zu drücken. Kaum hatte er in Ulm ein wenig festen Fuß gefaßt, so machte er sich nach dem Städtlein in der schwäbischen Alb auf. Das Wiedersehen mit Helenen schildert er selbst in lebhaften Farben. „Ich trat ins melancholische Zimmer, wo sie kränkelnd beim Nähtisch saß und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus und verstummte, bleich wie eine Leiche. „Da hast Du Deinen Herumschwärmer!" sagte ich und warf mich in den Sessel. „O, s'ist gut, daß Du nur da bist!" erwiderte sie im zärtlichsten Ton der Liebe. Sie weinte und ich saß wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet. „Willst Du mit mir? sag's, ich bin in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt." — „O, ja, ich will mit Dir und nur der Tod soll uns zum zweitenmale scheiden." Sie führte meine Kinder herein. (Es wird wohl nur das Mädchen gewesen sein, denn seinen Ludwig hatte Schubart bereits nach Augs-

burg nachkommen lassen.) „Nun dürft Ihr nimmer mit Eures Vaters Portrait reden, da ist er selber!“ — „O, Papa, Papa!“ zitterten mir die Stimmen der Unschuld entgegen. Ich ging nun zu meinem redlichen (!) Schwiegervater, der zwar etwas kalt tat, aber im Herzen so heiß fühlte, als wäre ich nie ein Verbrecher gewesen (!).“[1]

Schubart kehrte mit den Seinen nach Ulm zurück, und nun sollte nach Stürmen und Wettern endlich eine Zeit der Ruhe folgen. Leider nur eine zu kurze Spanne Zeit!

Ulm war ein Ort, in dem sichs ganz wohl leben ließ. Was unserm Dichter besonders gefiel, war das freie Wesen dieser Reichsstädter, das ihn wohl etwas an jenes der Bürger seiner Vaterstadt gemahnt haben mag. Wenn sich auch hie und da eine eigentümliche Art der Sitten und Gebräuche bemerkbar machte, die Schubart sogar mit Rohheit bezeichnet, so war bei den Ulmern doch der Sinn für Lektüre und schöne Wissenschaften lebhafter entwickelt als bei den Augsburgern. Für das Bekanntwerden guter Literatur sorgten hier eine Reihe von Buchhändlern und in der damals weit und breit berühmten Wagner'schen Druckerei, in der auch die Chronik gedruckt wurde, vervielfältigte man sogar Schriften, die an einem andern Orte nicht so leicht die Zensur passiert hätten. Dazu war die Bevölkerung fast durchaus protestantisch. Schubart durfte also hier wenigstens vor pöbelhaften Angriffen auf seine eigene Person sicher sein.

Allein zu Beginn seines Aufenthaltes in Ulm konnte der Dichter seines neuen, behaglichen Lebens nicht froh werden. Unter seinen besten und ältesten Bekannten hielt der unerbittliche Tod strenge Musterung. Zunächst, im Jänner 1775, starb der Vater seines Freundes Häckhel, wenige Wochen darauf dieser selbst im Alter von erst

[1] Wie sehr Schubart im Kerker bemüht ist, in seiner Selbstbiographie von allen nur das Schönste zu sagen, beweist wieder deutlich der letzt zitierte Satz. In Wirklichkeit hat Bühler mit Schubart bei diesem Geislinger Besuche wahrscheinlich kein Wort gesprochen, denn in einem von Krauß in der „Schwäbischen Chronik“ veröffentlichten Schreiben des Zollers vom 3. August 1775 an Haug heißt es: „Ich schreibe und rede ins dritte Jahr nimmer an ihn oder mit ihm!“



Schubarts Wohnhaus in Ulm.

44 Jahren. In einem Briefe vom 13. Februar schreibt Schubart an seinen Bruder Konrad, der Stadtschreiber in Aalen geworden war: „Aber wie betrübt war der Zufall, der mir Dein Schreiben in die Hände brachte! Mein Freund, mein Gevatter, Ulms Zierde, — der Stadtamman Häckhel starb einige Stunden vorher. Kannst's nicht glauben, wie mich dieser Todesfall beugt. Möchte gleich vor Herzeleid mitsterben."

Im März gab es für die Ulmer ein Ereignis, das auch Schubart interessierte und über das er an Haug berichtete, mit dem er neuerdings Verbindungen angeknüpft hatte. Schubart schreibt: „Ihr Herzog ist hier durchpassiert und war ungemein gnädig. Er hat einen hiesigen Patriziersohn in die Sklavenplantage auf der Solitüde aufgenommen; seine Donna Schmergalina saß neben ihm, wie Marianne an Achmeds Seite. Aller Fürsten Glanz ist in meinen Augen nicht mehr als — das Glimmen einer Lichtputze; es glimmt und stinkt." — Da steht es also, das berühmte Wort Schubarts über die hohe Karlsschule und ihm folgen gleich zwei weitere spöttische Bemerkungen. Eine über die Freundin des Herzogs, die zweite über die Fürsten überhaupt. Man kann sich denken, wie peinlich dieser Brief Balthasar Haug berührt haben muß, der doch mit dem Württemberger Hofe in nahen Beziehungen stand und am 26. April 1772 die Festrede bei der Grundsteinlegung der Karlsschule gehalten hatte. Meines Erachtens war Schubart Haug gegenüber etwas zu vertrauensselig. Ich bin weit davon entfernt, den wackeren Professor Haug etwa für einen Intriguanten zu halten, aber er war ein Journalist und kam dadurch mit vielen und sehr verschieden gearteten Leuten in Fühlung. Ist Haug unvorsichtig gewesen und hat er auch anderen von den Bemerkungen Schubarts in diesem Briefe etwa gesprächsweise Mitteilung gemacht, dann erscheint es uns neuerdings begreiflich, warum es gerade der Schwabenherzog war, der zur Gefangennahme des Dichters die Hand bot. Es wäre auch ganz verzeihlich, wenn Haug mit andern über Schubarts Bemerkungen gesprochen hätte, da letzterer doch aus Württemberg verbannt war und Haug den Dichter

in Ulm in sicherer Hut einer freien Reichsstadt wähnte. — Es sei hier gleich bemerkt, daß das berühmte Epigramm Schubarts von dem Tyrannen, der nun ein Schulmeister wurde, nicht — wie vielfach geglaubt wird — in der deutschen Chronik erschienen ist, sondern im „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde.“ (5. Abt. Leipzig 1775. S. 92.) Die Ueberschrift lautet: „Das Original ist in S.“ Unterzeichnet ist es mit Göckingk.

Im Frühjahr 1775 unternahm Schubart einen Ausflug nach Nördlingen, um seinen Schwager Böckh und seine Schwester Juliane wiederzusehen. Er traf dort auch seine Mutter an, die ihn weinend in die Arme schloß. Man kann sich die Gefühle vorstellen, die des Dichters Brust bestürmten, als er von der alten Frau die Worte hören mußte: „Christian, Du hast uns viel Sorge gemacht. Das Hauptbrett von Deines Vaters Sarg ist von Dir!“

Auf der Rückreise von Nördlingen besuchte Schubart den Wallerstein'schen Hof. Man hielt dort eine jener Privatkapellen, wie sie im 18. Jahrhundert ziemlich häufig anzutreffen waren und in denen selbst Meister wie Haydn und Dittersdorf ihre musikalische Laufbahn begannen und den Grund zu ihrer nachmaligen Berühmtheit legten.[2] Die Wallerstein'sche Kapelle stand unter der Leitung jenes Hauptmanns Beecke, dessen Biographie ich bereits kurz mitgeteilt habe. Als Orchesterleiter mag ja Beecke wirklich der tüchtige Mann gewesen sein, als den ihn Schubart schildert; aber über den Klavierspieler und Komponisten steht sein Urteil wieder im geradem Gegensatz zu jenem, das Mozart in seinen Briefen über Beecke abgibt. Denn auf Schubart machten des musikalischen Hauptmanns Kompositionen den Eindruck, als sei jede ein gut ausgeführter Herzensgedanke. „Große harmonische Tiefen findet man nicht bei ihm; der Pedant könnte ihm sogar manche

---

[2] Leider sind diese Privatkapellen heute gänzlich verschwunden. Unsere Blaublütigen hören lieber das Bellen der Hunde, das Wiehern der Pferde, das Gekreisch der Chansonetten und das Gekrächze der Huppen als Symphonien, Serenaden, Klavier- und Violinkonzerte.

Fehler vorwerfen; aber Geniezüge ersetzen diesen Mangel um so reichlicher." Ist dieses Urteil Schubarts richtig, dann war Mozart ein Pedant, denn dieser nennt Beecke ganz einfach einen — „seichten Kopf". Man würde aber irren, wollte man aus derartigen Bemerkungen schließen, ich halte Schubart für einen schlechten Kritiker. Er war gerade das Gegenteil eines solchen, wie ich schon bei Besprechung der Chronik andeutete. Man muß eben bedenken, daß das Urteil über Beecke, ebenso wie das verhimmelnde Gedicht an ihn, auf dem Asperg geschrieben wurden und mit Schubarts Pietismus war es damals sogar so weit gekommen, daß er allen Ernstes meinte, Gott werde ihn auch für alle abfälligen literarischen Kritiken strafen. (Man vergleiche diesbezüglich die jämmerliche Stelle in der Selbstbiographie: Ausgabe Scheible 1839. I. 267.)

Im April 1775 erhielt Schubart von seinem Bruder Konrad die Einladung, zu dessen bevorstehender Hochzeit nach Aalen zu kommen. Der Dichter sagte in einem recht munteren Briefe zu, trotzdem ihn die Wahl, die sein Bruder getroffen, eigentümlich berührt haben mochte, ja ihm wohl zu Herzen ging. Konrads Braut war nämlich jenes Katharinchen, das Schubart während seines Aufenthaltes im Elternhause geliebt hatte und das bei seiner Abreise nach Geislingen „mit Tränen an seinem Pferde hing." „Werd' ganz gewiß auf Deine Hochzeit kommen — schreibt er — und Deinem trauten Weib einen derben Schmatz auf'n alten Fleck geben, hab' sie ehemals zärtlich geliebt, habe ihr Herz zu Empfindungen der Liebe gestimmt und nun — spielt der jüngere Bruder auf'n Flügel. Gönne Dir's herzlich." Trotzdem Schubarts Frau damals stets kränkelte, befand er sich doch augenscheinlich in bester Stimmung, denn in demselben Briefe heißt es: „Heut ist mein Geburtstag![3] Ich alter Narr zähl' schon 36 Jahre! und 's schmeckt mir noch Essen — Trinken und Beischlaf. — Hopsa! aufs Wohl Deiner Braut!"

[3] Das ist zwar ein Irrtum, denn der Brief ist vom 13. April datiert, aber es war eben Gründonnerstag. Und wie ich bereits Eingangs erwähnte, feierte der Dichter seinen Geburtstag stets an diesem Tage.

Im Mai fuhr Schubart nach Aalen, um die Hochzeit seines Bruders mitzufeiern. Bei diesem Besuche der Vaterstadt lernte er auch einen neuen Verwandten kennen. Es war dies der Diakonus Hoyer, der des alten Schubart Stelle erhalten und Jakobine, des Dichters jüngste Schwester, geheiratet hatte, mit der er nun das trauliche Helferhaus in der stillen Seitengasse zu Aalen bewohnte. Die Reise nach Aalen, so kurz die Fahrt auch dauerte, war für Schubart doch mit einigen Gefahren verbunden; mußte er doch die katholische Gegend von Ellwangen berühren, in der er wegen seiner Angriffe auf die Jesuiten und besonders auf den Wundermann Gaßner sehr verhaßt war. Nun ergab sich für den so oft vergeblich verhimmelten Bischof von Ellwangen endlich eine Gelegenheit, etwas für seinen Barden zu tun. Es zeugt von der freien Gesinnung des Fuggerstämmlings Anton Ignaz, daß er einen Erlaß herausgab, in dem er jeden mit seiner Ungnade bedrohte, der Schubart ein Leid zufügen würde. Diese Drohung erschien aber um so notwendiger, als jene Gegenden, die der Dichter zu durchziehen hatte, damals gerade von Anhängern jenes Wunderpaters wimmelten, den Schubart in der Chronik lächerlich gemacht hatte, dessen Schwindeleien aber offenbar auch den Unwillen des Ellwanger Bischofs erregt hatten. Die Schilderung, die Schubart von seiner Begegnung mit den Gaßnergläubigen gibt, ist kulturhistorisch zu interessant, als daß ich sie nicht wörtlich hieherſetzen sollte.

„Die Straße von Aalen nach Ellwangen wimmelte eben damals von elenden Pilgrimen, welche bei Gaßner Hilfe suchten. Das tausendfältige Elend von 10, 20, 30 Meilen in die Länge und Breite schien in dieser Gegend zusammengedrängt zu sein. Alle Herbergen, Ställe, Schafhäuser, Zäune und Hecken lagen voll von Blinden, Tauben, Lahmen, Krüppeln, von Epilepsie, Schlagflüssen, Gicht und anderen Zufällen jämmerlich zugerichteten Menschen. Was Krebs, Eiter, Grind und Krätze Ekelhaftes, Abscheuliches, Entsetzliches hat, — selbst was die Seele drückt und entmannt — Schwermut, Wahnsinn, Tollheit, stille Wut, Raserei, teuflische Anfechtungen, war hier in Aalen und auf dem Wege

nach Ellwangen an Krücken, Stecken, auf Eseln, Pferden, Karren, in Tragtüchern, auf Raffen und Barren in einer schrecklichen Gruppe zusammengedrängt zu sehen. O, dachte ich, Gaßner, wenn du all diesem Jammer abhilfst, all dies Elend im Namen Jesu wegsprichst, so will ich auf den Knieen zu dir kriechen und dir meinen Unglauben mit gefalteten Händen abbitten. Aber leider! kamen diese Elenden noch elender zurück; denn da sie auf der Reise nicht selten all ihre Habe verzehrt hatten, so mußten sie nun betteln und zum Teil auf der Straße zu Grunde gehen. — Mit einem Wort: ich zweifle, ob Deutschland jemals einen traurigeren, Herz und Verstand beschimpfenderen und den Namen Christus entehrenderen Aufzug angestellt habe, als der ist, den Gaßner verursachte!"[4]

Und heute? Wie würde sich Schubart wundern, wenn er heute aufstünde und Gelegenheit hätte, das Treiben an irgend einem Wallfahrtsorte zu beobachten, wo ganz genau dieselben „Wunder" im Namen der Jungfrau Maria gewirkt werden und dessen äußeres Bild an gewissen Tagen fast aufs Haar der Schubart'schen Schilderung der Straße zwischen Aalen und Ellwangen im Mai 1775 entspricht!

Als Schubart nach Ulm zurückgekehrt war, fand daselbst eben die sogenannte Kreisversammlung statt. Da war unser Dichter in seinem Element. Täglich stellten sich Freunde bei ihm ein, er speiste bald da, bald dort, besuchte Theatervorstellungen (meistens gab man nur Operetten, über die er weidlich schimpfte) und Konzerte, gab selbst ein Konzert und hätte sich vollauf glücklich gefühlt, wenn nicht eben damals sein Weib stets kränklich gewesen wäre. Die einzigen Klagen in seinen Briefen aus Ulm betreffen den mangelhaften Gesundheitszustand seiner Frau. Gegen das Ende seines Aufenthaltes in der freien Reichsstadt an der Donau scheint sich aber das Befinden Helenens doch gebessert zu haben. Von Schubarts behaglicher Stimmung geben Briefstellen wie die folgenden Kunde: „Ich befinde mich hier so wohl, als an

[4] Kaiser Josef machte diesem Schwindel glücklicherweise bald ein Ende.

einem Orte der Welt. Frische Luft, die majestätische Donau vor meinem Fenster, schöne Buchläden, gute Freunde machen mir das Leben sehr angenehm. — — Kerl[5], 's ist eine Lust, kein Amt zu haben. Ich tu' was ich will, und der Teufel hat mir nichts zu befehlen. Schau, das ist wahres Herrenleben. Geld hab' ich freilich nicht viel; aber doch immer soviel, als ich brauche. Hab ein Trauerspiel[6] gemacht und 50 fl davor bekommen; vor 8 Tagen gab ich ein Konzert, 's trug mir 40 fl ein; vor meine Chronik wird mir monatlich 30 fl bezahlt; vor ein Karmen bekomm' ich 12, 15 bis 20 und mehr Gulden und so kann ich leben, ob's gleich hier teuflisch teuer ist und ich alles, alles, alles kaufen muß. Mein Bub', den ich dir vermache, wann ich sterbe (hab's wohl noch nicht im Sinn, 's wär z'bald) macht gute Progressen in Studien, Musik und Zeichnen, 's wird dir ein bildschöner Kerl, schlank, groß und hochaugicht. Mein Julchen, ein gar naives Mädgen, plaudert mir die Ohren voll, so oft ich süßes Kindergeschwätz hören mag."

Neben seiner gemütlichen Häuslichkeit erfreute Schubart auch vom Sommer 1775 angefangen der Umgang mit einem Freunde, vielleicht dem einzigen wahrhaft treuen Freunde, den er auf seinem Lebenswege fand (Schwager Böckh natürlich ausgenommen). Dieser Freund war Miller, den er schon von Geislingen her kannte oder mit dem er in jener Zeit wenigstens Briefe gewechselt hatte. Johann Martin Miller war um elf Jahre jünger als Schubart. 1750 in Ulm geboren, wo sein Vater Präzeptor am Gymnasium war, verbrachte er als Jüngling mehrere Jahre in Leipheim bei Günzburg, wo er, trotzdem er Protestant war, viel mit Mönchen verkehrte. Die im Kloster gewonnenen Eindrücke verwertete er später in seinem „Siegwart". Nach Ulm zurückgekehrt, besuchte er das dortige Gymnasium eben in jener Zeit, da Schubart in Geislingen wirkte. Vom Herbst 1770 an studierte er in Göttingen, wo er ein eifriges Mitglied

---

5 Die Briefe aus Ulm sind, mit Ausnahme von zweien (an Haug) durchaus an seinen Bruder Konrad in Aalen gerichtet.

6 Es dürfte wohl „Thaliens Opfer" gemeint sein. „Ein Vorspiel von Herrn Schubart." In Druck erschienen: Ulm 1776.

des „Hainbundes“ wurde.[7] Zu seinem Leidwesen mußte er Michaelis 1774 die Hochschule von Göttingen mit jener von Leipzig vertauschen, ging aber bereits nach einem halben Jahre wieder an seinen alten Studienort zurück. Im Jahre 1775 unternahm er eine große Reise nach Norden und Süden, die ihn auch nach Hamburg führte, wo er die persönliche Bekanntschaft Klopstocks machte, der das Idol des



Johann Martin Miller.

Göttinger Dichterbundes war. In Zürich lernte er Lavater kennen und schätzen. Im Sommer 1775 ließ er sich dauernd in Ulm nieder, wo er im September sein Examen ablegte

[7] Dieser Dichterbund wurde bekanntlich im September 1772 an einem stimmungsvollen Herbstabend in einem Wäldchen bei Göttingen von Boie, Voß, Miller, Halm und Hölty gegründet. Auch die beiden Grafen Stolberg und Bürger gehörten später dem Bunde an.

und als Vikar und Gymnasiallehrer angestellt wurde. Seine lyrische Produktion ist nicht bedeutend. Ihr Grundcharakter, wie auch der seiner Romane, ist die Sentimentalität. Eine solche macht sich sogar auch in seinen volkstümlichen Liedern bemerkbar, z. B. in den „Bauernliedern". Noch weniger glücklich war Miller in seinen Balladen. Mehr als in allen übrigen seiner Gedichte stören hier prosaische Wendungen und ungeschickte Wahl der Worte, ja Strophen wie beispielsweise die folgenden kann man wohl nur als gereimte Prosa bezeichnen.

„Die Träger flohen alsofort
Zum Kirchhoftor hinaus,
Und jetzo noch ist dieser Ort
Dem ganzen Land ein Graus.

Um tiefe Mitternacht erscheint
Das Fräulein hier im Flor,
Und ringt die bleichen Händ' und weint,
Und Robert steigt empor.

Und hinter ihm hebt wild und stumm
Sich Richard aus dem Grab,
Und beide sinken wiederum
Mit Zeterschrei hinab."

(Schluß der Ballade: Ritter Richard.")

Seine Vorliebe für das Ritterwesen und die Minnesänger begeisterte Miller zur Schöpfung einiger „Minnelieder", die ihm unter den Hainbundsgenossen den Bundesnamen „Minnehold" verschafften. Als „Minnesänger M." besangen ihn Bürger und Voß und „herziger Minnesinger" redet ihn Schubart in einem Briefe an. Von Millers Charakter entwirft Schubart in seiner Selbstbiographie ein ideales Bild. Er schildert hier den Freund etwas zu schönfärberisch, wie er sich selbst in diesem Buche zu schwarz malt. In seiner Universitätszeit wies Miller sogar einige Aehnlichkeit mit Schubart auf. In Ulm scheint er allerdings bereits recht solid geworden zu sein. Bieder und rechtschaffen war

Miller ganz gewiß, und besonders als Freund benahm er sich — wie wir später sehen werden — wahrhaft edelmütig. Aber in der Wahl seiner Lebensgefährtinnen, gewiß doch auch ein Charakteristikum des Mannes und vor allem des Schriftstellers, war er nicht sonderlich anspruchsvoll. Seine erste Frau war die Tochter eines Gastwirtes, seine zweite gar sein Dienstmädchen. Erst in dritter Ehe vermählte er sich mit einer ihm geistig mehr ebenbürtigen Frau, einer geachteten Pfarrerswitwe.

Mit Miller verkehrte Schubart in Ulm fast täglich. Sie gingen miteinander am Donaustrande spazieren, sie besuchten sich gegenseitig und im „Baumstark“ wurde manche Kanne Weines gemeinsam geleert. Der „Baumstark“ war Schubarts Stammgasthaus. Dort saß er abends in der Wirtsstube bei seinem Wein und seiner Pfeife Tabak und unterhielt die Tafelrunde, die sich bald um ihn gebildet hatte, mit seinen schnurrigen Geschichten, lebhaften Schilderungen und hie und da wohl auch temperamentvollen Ausbrüchen. Hier war es auch, wo er seine Chronik zu diktieren pflegte, meist mit keiner anderen Beihilfe als einem Zettel, auf dem er sich den Inhalt der einzelnen Artikel in Schlagworten angemerkt hatte.

In einem Briefe Schubarts (17. November 1775) an seinen Bruder in Aalen, in dem er diesem seine Freundschaft mit Miller in lustiger Weise schildert, findet sich auch folgende Stelle: „Die vortrefflichen Grafen von Stolberg waren hier; war immer bei ihnen, — o das sind dir Leute. Narr, greinen möcht' ich, wenn ich nur an sie denk. — Goethe war auch hier — ein Genie, groß und schrecklich, wie's Riesengebirg; Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen“. — Hier liegt eine Schwierigkeit, und zwar bezüglich Goethes. Daß die beiden Grafen Stolberg in Ulm waren, ist erwiesen. Schubart zeigte ihren Aufenthalt in der Chronik an und auch im Ulmer Intelligenzblatt (46. Stück; vom 16. Novbr. 1775) heißt es in der Fremdenliste: „Herr Graf Christian und Friedrich Leopold, Reichsgrafen zu Stolberg und Herr Baron von Haugwitz — logierten im Baumstark.“ Von

Goethe aber meldet weder Schubarts Chronik etwas, noch das Ulmer Intelligenzblatt. Sein Aufenthalt in Ulm könnte auch nur in den Juli 1775 fallen und nicht in den Spätherbst, in welcher Jahreszeit die Stolbergs Ulm besuchten. Hauff hat sich viel Mühe gegeben, über die Zusammenkunft Schubarts mit Goethe Klarheit zu schaffen. Freilich vergebens! Er zietiert u. a. Düntzer, der in seinem Werke „Goethes Leben“ (1880) schreibt, Goethe habe mit Klinger den Weg über Ulm eingeschlagen. Allein schon in der zweiten Auflage seines Buches hat Düntzer diese Stelle weggelassen, also stillschweigend widerrufen. Dagegen sagt derselbe Verfasser in seinen „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit“: „Man braucht nicht zu der starken Annahme zu greifen, Schubart habe sich dieses Besuches von Goethe nur aus Eitelkeit gerühmt, ohne einen solchen wirklich empfangen zu haben.“ Obzwar Düntzer diesen Satz nicht weiter begründet, stimme ich ihm vollkommen bei, bis auf die Worte: „wirklich empfangen zu haben.“ In diesen Worten liegt meines Erachtens die ganze Schwierigkeit, über die Düntzer und auch Hauff nicht hinauskommen. Beide nehmen nämlich an, daß Goethe Schubart besucht habe, und das will ihnen nicht in den Sinn. — Nun ist mein Gedankengang in dieser Sache folgender: Wir brauchen hier Schubart wirklich nicht zu verdächtigen, daß er seinem Bruder gegenüber von einem Besuche Goethes renommierte, den er nicht empfangen hatte. Denn solches behauptet ja Schubart gar nicht. Wo steht denn in Schubarts Brief zu lesen, daß Goethe bei ihm gewesen sei, daß Schubart den Dichter etwa in seiner Wohnung empfangen habe? Schubart schreibt nicht: Goethe war bei mir, sondern er schreibt ganz einfach: „Goethe war auch hier“, das heißt also weiter gar nichts als: Goethe war in Ulm. Deshalb braucht er noch lange nicht bei Schubart gewesen zu sein. Trotzdem kann aber meines Erachtens Schubart sehr wohl die Bekanntschaft Goethes gemacht haben. Meine Ansicht ist also die, daß sich Goethe in Ulm nur flüchtig aufhielt, im „Baumstark“ etwa Mittagstation machte, dann das Münster besuchte und nachmittags oder gegen Abend wieder weiterreiste. Schubart, dessen Stammgasthaus

der „Baumstark“ war, hat nun jedenfalls von dem vorübergehenden Aufenthalt Goethes daselbst erfahren und ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, den von ihm so hochverehrten Gast dort aufzusuchen. Der Berg ist also nicht zum Propheten gekommen, wohl aber, was in jeder Beziehung auch wahrscheinlicher ist, der Prophet zum Berge. Am Schlusse seiner Betrachtungen über diese Begegnung spricht Hauff übrigens eine ähnliche Vermutung aus, scheint aber doch der Meinung zu sein, Schubart habe geflunkert.

Wenn sich Goethe in Ulm aufhielt, so hat sein Besuch aber wahrscheinlich nicht Schubart gegolten, von dessen Chronik er damals wohl kaum Notiz nahm und über die er sich später ziemlich abfällig äußerte, sondern dem Münster.

Auch unsern Dichter zog dieser herrliche Bau stets aufs Neue an und oft bestieg er die Plattform des damals noch lange nicht ausgebauten Turmes, um die prächtige Aussicht zu genießen, oder den weiten Sternenhimmel zu betrachten. Den Jahrgang 1776 seiner Zeitschrift begann er mit einem „Neujahrswunsch vom Ulmer Münster“. Wie Schubarts Sohn erzählt, ist dieser glänzende Aufsatz tatsächlich auf der Plattform des Münsters verfaßt worden und noch dazu nach durchschwärmter Sylvesternacht. Er gehört zu dem Besten, was Schubart journalistisch geleistet hat, und Holzer hat recht, wenn er meint, es dürfte heutzutage wenige Journalisten geben, die ihm diesen Artikel nachzuschreiben imstande wären. Wenn aber der poetische Chronikschreiber schon über den damaligen Münsterbau in solche Begeisterung geriet, welche Worte würde er erst für den heute hoch in die Lüfte ragenden schlanken Turm finden? Welche schmückenden Beiwörter würde er wohl für den höchsten Turm Deutschlands ersinnen?[8].

Zu Ostern 1776 machte Schubart einen Besuch bei den Schwiegereltern in Geislingen. Mit dem alten Bühler scheint er sich nun ziemlich ausgesöhnt zu haben. Im Mai

[8] Der Münsterturm von Ulm, in den Jahren 1877—90 ausgebaut, ist 161 Meter hoch, somit höher als die Kölner Domtürme (156 Meter) und der Turm des Straßburger Münsters (142 Meter).

schreibt er wieder einmal an Haug einen unvorsichtigen Satz. Der Herzog war in London gewesen und errichtete nach seiner Rückkehr ein Corps englischer Jäger. Darüber spottete nun der Dichter: „Glück zur Ankunft Ihres Herzogs! Ich steh' davor, Sie werden einige Zeit englische Affen in Stuttgart haben.“ — In dem gleichen Schreiben findet sich die interessante Notiz, daß sich in Ulm noch Meistersänger befinden. Tatsächlich bestand diese Zunft in Ulm bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein. Es ist schade, daß uns Schubart, der doch für kulturgeschichtliche Dinge ein so scharfes Auge besaß, in seiner Lebensbeschreibung nichts von den Zusammenkünften der Ulmer Meistersänger in der Singschule übermittelt hat. Ihre Tabulatur scheint er gekannt zu haben, denn er schreibt an Haug, er könnte mit einem Beitrag über die Meistersänger dienen, falls jemand eine Geschichte der deutschen Dichtung schreiben wollte.

In das Jahr 1776, wahrscheinlich nach Ostern, fällt auch eine kleine Konzertreise, die Schubart nach Memmingen unternahm. Auf dem Rückwege erlitt er abermals einen Schlaganfall und war, wie er selbst behauptet, dem Tode nahe. Ursache dieser Erkrankung dürfte — so wie dies bei dem ersten Schlagfluß vor der Abreise von Schwetzingen der Fall war — übermäßiger Weingenuß gewesen sein. Schultes sagt zwar in seiner Chronik von Ulm bezüglich Schubarts: „Er trank viel, doch nicht unmäßig. Er konnte etwas ertragen.“ Allein hie und da scheint er sich doch etwas zu viel zugemutet zu haben. Ganz unglaublich, und jedenfalls auf einem Witz oder Irrtum beruhend, klingt jedoch, was Schubarts Frau über den täglichen Weinkonsum ihres Christian geäußert haben soll. Als einmal die Schubartin im hohen Alter von ihrem Hausherrn für 45 fl. Wein eingelagert bekam und zwar einen halben Eimer, versicherte sie lachend, daß ihr „Seliger“ mit diesem Quantum in 14 Tagen fertig geworden wäre. Nach Hauffs Berechnung würde das für einen Tag 22 württembergische Schoppen, also 11 Liter geben! Dieses Quantum wäre wohl selbst für einen Schubart zu viel gewesen und er müßte da wie ein alter Ritter 24 Stunden durchgesoffen haben. Das mag wohl ausnahmsweise

und überdies im Verein mit einigen Freunden geschehen sein, vielleicht nach dem Asperg, wo er sich dem Weingenuß mehr ergab als jemals, aber regelmäßig 11 Liter per Tag? Da wird zur Abwechslung einmal Frau Schubart aufgeschnitten haben, angesteckt von der Art ihres „Seligen".

Mit seiner Chronik erlebte Schubart viel Freude. Der Leserkreis erweiterte sich immer mehr und einige Nummern des Blattes gelangten sogar nach Berlin und Paris. Die Folge der weiteren Verbreitung seines Blattes war, daß sein Name allenthalben bekannt wurde und Fremde, welche ihr Weg zufällig durch Ulm führte, den Chronikschreiber zu sehen wünschten. „Wer nach Ulm kam", schreibt Schubart, „Edler und Unedler, Gelehrter und Laie, Künstler und Kaufmann, besuchte mich, oder nahm mich mit sich in sein Gasthaus, um mir zu Ehren ein Bacchanal (!) anzustellen." Auch die neueste Literatur brachte ihm die Chronik ins Haus. Die Buchhändler schickten ihm gerne ihre neuesten, oft sehr teuren Verlagswerke, denn Schubart war ein fleißiger Kritiker. Selten blieb eines der Bücher unbesprochen.

Allein, wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Schubart war durch die traurigen Erfahrungen, die er bei seinem Abzuge von Augsburg gemacht hatte, keineswegs vorsichtig geworden. Nach wie vor griff er flott die Jesuiten an und witzelte über allerlei Unternehmungen des katholischen Klerus, die auf das Volk verdummend einwirken mußten. Welchen Gefahren sich aber Schubart hiedurch aussetzte und wie schwarz es im Lande besonders östlich und südlich von Ulm noch aussah, beweist wohl am besten die Tatsache, daß in den beiden Jahren, die Schubart in Ulm zubrachte, in diesen Landstrichen noch — Scheiterhaufen rauchten! Am 11. April 1775 wurde im Stifte Kempten in Bayern der letzte Hexenprozeß mit der Exekution der Delinquentin zu Ende geführt. Die „Hexe" Anna Marie Schwägelin war zuerst eine gemischte Ehe eingegangen und dann zur evangelischen Kirche übergetreten. Nun wurde sie auch der Teufelsbuhlschaft angeklagt und natürlich „schuldig"

befunden. Die Unterschrift des Todesurteils lautete: „Honorius, Fürstbischof. Fiat justitia!“[9] Ein fast noch grauenvolleres Ereignis als das eben angeführte spielte sich im Juni 1776 im Kloster Wiblingen ab, und in diese tragische Affäre wäre Schubart beinahe verwickelt worden. Im April des genannten Jahres kam ein junger Mann zu Schubart, der sich ihm als Studiosus Nickel vorstellte. Er war in Söflingen geboren, etwas über 20 Jahre alt und hatte, gegen den Gebrauch seiner katholischen Landsleute, in Tübingen studiert. Von Schubart wünschte er sich ein Buch auszuleihen, und der Dichter gab ihm einen harmlosen Roman mit. Am 26. April besuchte Nickel mit einem Freunde das Klosterbräuhaus in Wiblingen. Hier beging der Student die Unvorsichtigkeit, in dem katholischen Gasthaus etwas zu laut über einige Rousseau'sche Grundsätze zu plaudern, die er wahrscheinlich in Tübingen kennen gelernt hatte. Er wurde augenblicklich festgenommen und ins Gefängnis geworfen. Vergeblich bat Nickel um einen Verteidiger, vergeblich appellierte er an die Wissenschaft, vergebens bat er um ein Universitätsgutachten über seine Aeußerungen. Ohne viel Umstände wurde er zum Tode verurteilt und zwar wegen Gotteslästerung und Versündigung an der Jungfrau Maria, dem heiligen Josef und der heiligen Magdalena. Auf einer Anhöhe nächst Wiblingen wurde er enthauptet, dann sein Leichnam verbrannt und die Asche in die Iller gestreut! Solches ist geschehen am Morgen des 1. Juni des Jahres des Heiles 1776! Wie mag es in Schubart gekocht haben, als er von dieser greulichen Tat Kenntnis erhielt! Aber trotzdem durfte er in seiner Chronik kein Wort über den Fall Nickel berichten, ja er mußte sich sogar davor hüten, öffentlich hievon zu sprechen, denn die katholische Partei brachte ihn mit Nickels Ketzerei in Zusammenhang. Man hatte jedenfalls bei dem unglücklichen Opfer der Pfaffenwut oder sagen wir milder: der Pfaffenverblendung, den von Schubart entlehnten Roman gefunden. Nun getraute sich der Chronikschreiber nicht mehr aus Ulm heraus.

---

[9] Vergl. Hoensbroech: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit.“

Aber gewitzigt war er noch immer nicht! Er griff jetzt in seinem Blatte den schon erwähnten berüchtigten Pater Merz in Augsburg an, der in seinen Kontroverspredigten die bedeutendsten Männer der protestantischen Kirche in den Kot zu zerren bemüht war. Die Folgen von Schubarts Angriffen war abermals eine Flut von Schmähschriften auf ihn, die er aber diesmal nicht unbeantwortet lassen wollte. Er skizzierte ein Satirspiel, das den Titel Anna Oberhuberin führen sollte und in dem er die katholischen Zeloten mit ihren rabulistischen und jesuitischen Trugschlüssen ad absurdum zu führen beabsichtigte. Doch der Gedanke an den maßvollen Fürstbischof von Ellwangen, der sich eben gegen Schubarts Mutter und Schwester in Aalen edel benommen hatte, ließ ihn von diesem Vorhaben abkommen. Wer weiß, ob übrigens der „gute Fürst“ sich jetzt nicht plötzlich aus diplomatischen Gründen gegenüber Schubart und dessen Verwandten so wohlwollend zeigte. Vielleicht meinte er dadurch den Chronikschreiber zum Schweigen zu bringen. Daß ihm dies wenigstens teilweise gelang, beweist die Nichtausführung des Satirspieles. Schubart nahm die Sache nun völlig von der harmlos ulkigen Seite, entgegnete auf die über ihn erscheinenden Pasquillen nicht, las aber dieselben mit Humor seinen Freunden zu Hause und am Stammtische vor.

Den Rest des Jahres 1776 verbrachte der Dichter in ziemlicher Ruhe in Ulm. Nur einmal, im August, wurde er durch einen rasch vorübergehenden Unfall heftig erschüttert. Sein Sohn Ludwig verlor beim Baden in der Donau plötzlich den Grund unter den Füßen. Schubart, der selbst nicht schwimmen konnte, sprang ihm völlig angekleidet nach und wäre beinahe selbst ertrunken. Glücklicherweise trieb die Strömung Vater und Sohn ans Ufer und beide kamen mit dem bloßen Schrecken davon.

Ehe ich nun zur Schilderung der Vorfälle im Jänner 1777 schreite, möchte ich noch einen Rückblick auf die literarische und musikalische Tätigkeit Schubarts während der letzten Jahre seiner Freiheit werfen.

Die Musik trat in Ulm gegenüber der Beschäftigung mit Literatur wieder etwas zurück. Wohl gab er auch hier Lektionen und ließ sich in Privatzirkeln und öffentlich hören, aber seine Haupttätigkeit auf musikalischem Gebiete bestand hier im Kritisieren. Eine Probe seiner Art, musikalische Werke zu besprechen, wurde bereits mitgeteilt. Ueber Schubart als Musiker zu urteilen, scheint mir hier noch nicht am Platze. Ich verschiebe dies bis zur Besprechung der „Stuttgarter Handschrift". Hier mag nur eine Bemerkung über seine Musikkritiken eingeflochten werden. Seine musikalischen Aufsätze und Notizen in der Chronik zeugen von einer trefflichen Urteilsgabe und vielem Verständnis für das Wesen der einzelnen Komponisten. In noch höherem Maße ist dies bei den Urteilen der Fall, die er in seiner „Aesthetik der Tonkunst" fällt, auf welches Buch ich ebenfalls noch zu sprechen kommen werde. Daß es ihm hie und da im Feuer der Begeisterung passiert, ein Werk etwas zu überschwänglich zu loben, ja den einen oder anderen Komponisten wohl gar einen „Unsterblichen" zu nennen, indessen man bereits 20—30 Jahre nachher kaum mehr den Namen des Betreffenden nannte, müssen wir seiner impulsiven Art und auch dem Geschmacke seiner Zeit zu gute halten, in dem er doch naturgemäß auch etwas befangen war. Aus solchen allzu lobenden Urteilen dürfen wir keineswegs auf Unverständnis schließen. Haben wir es doch in jenen drei Jahren, in denen Schubart in Augsburg und Ulm seine Chronik schrieb, mit einer Zeit zu tun, wo sich in der Musik noch das Halbkönnertum, ja sogar der Dilettantismus den werdenden Meistern gegenüber im Vorteile befand. Mozart hatte damals sozusagen die Kinderschuhe kaum vertreten und seine bis etwa 1776 geschaffenen Symphonien und Divertimenti stehen der Form und dem Inhalte nach nicht viel höher als beispielsweise die besseren ähnlichen Orchesterwerke eines Joh. Adam Hiller oder Dittersdorf. Haydn war noch fast ganz unbekannt und schrieb (vornehmlich seine kleinen Symphonien) nur für seinen geliebten Fürsten. Von Beethoven kann in jener Zeit noch gar nicht die Rede sein; nicht einmal von dem wunderbaren kleinen Klavierspieler.

Aber selbst später, als die drei Sterne am Musikhimmel ihren Glanz zu entfalten begannen, blieben die Zeitgenossen noch immer in ihrem Urteil befangen und zogen die leichtfaßlichen Werke der kleinen deutschen Meister, der italienischen Komponisten, ja selbst Arbeiten halber Dilettanten den schwerer verständlichen, weil neuartigen Kompositionen unserer großen deutschen Tonkünstler vor. Was nun Schubart betrifft, so kann man sagen, er hat weder Mozart noch Haydn erlebt, von Beethoven natürlich ganz zu schweigen. Denn während er in Ulm wirkte, waren die beiden erstgenannten Künstler noch in der Entwicklung begriffen und von ihren Jugendwerken lernte er wohl sehr wenig kennen. Als dann Mozart mit seinen Meisterwerken (den drei letzten Symphonien, den Opern „Entführung" und „Figaros Hochzeit", den Haydn gewidmeten Streichquartetten) hervortrat, saß Schubart auf dem Asperg; als Haydn seine epochemachenden Londoner Symphonien schrieb, war Schubart bereits tot. Nach seiner Gefangenschaft führte er zwar als Theaterdirektor zwei Hauptwerke Mozarts auf, war aber interesselos geworden und mit den glanzvollen Anpreisungen in seiner Chronik war es vorbei. So blieb also Schubart zeitlebens in der Musik Hasses, Grauns, Telemans und speziell im Klavier in den Traditionen Joh. Seb. Bachs und Philipp Emanuel Bachs befangen. Nach den Werken dieser Meister legt er auch seinen kritischen Maßstab an. — Für eines aber setzte er sich schon jetzt in der Chronik ein: für das volkstümliche Lied. Und das Eintreten für diese gute Sache bildet wohl den Glanzpunkt in den Leistungen des Musikschriftstellers Schubart. Er gab seiner Chronik Notenbeilagen, um in seinen Lesern den Sinn für Volksgesang zu wecken. Er setzte schon in der Ulmer Zeit und früher seine eigenen volkstümlichen Gedichte und die anderer Poeten in einfacher Weise in Musik und munterte auch andere Komponisten zu ähnlichem Schaffen auf. Das sind große, ja wir können wohl getrost sagen unsterbliche Verdienste. Hiemit will ich aber keineswegs sagen, daß Schubart mit seinen eigenen Liedern „in die Unsterblichkeit eingegangen" ist. Nicht

umsonst betonte ich das Wort Verdienste. Jeder, der von der Entwicklung des deutschen Liedes Kenntnis hat, wird wohl begreifen, wie ich hier den Begriff „unsterblich" verstanden wissen will.[9a]

Wie volkstümlich Schubart in Ulm auch seine Konzerte veranstaltete, davon gibt folgende gemütliche Anzeige in der Chronik 1775 Kunde:

Nachricht.

Ich werde den künftigen Schwörtag, d'ran sich in Ulm alles zu vergnügen pflegt, nach meiner Art feyren. Das heißt, will'n Konzert anstellen, und eins auf'm Fortepiano und 'm Klavier dudeln. Meister Schweizer hat gar'n schön's Stücklein gemacht, Alceste benamst, will dir eins draus vorsingen. Auch Meister Meergraf wird dabey gar liebliche Töne aus seiner Baßgeig ziehen, und allerlei Zeug spielen. Da ich weder 'n Trompeter noch 'n Tambor vermag, so laß diese stumme Einladung für 'ne laute gelten, und komm fein, trauter Leser in hiesiger Revier! — Kannst dein Weib oder dein Mädchen mitnehmen, 's gilt mir gleich. Brauchst nicht viel Geld; weiß wohl, 's sind jetzt gar klemme Zeiten. Wenn ich dir's nur recht mach, und d' Lichter und den Zettelträger zahlen kann. — Gehab dich wohl!

Was die literarische Beschäftigung Schubarts in Ulm betrifft, so wurde dieselbe in der Hauptsache bereits besprochen. Sein bestes literarisches Erzeugnis war unstreitig die deutsche Chronik. Bezeichnend für den journalistischen Trieb des Dichters ist es aber, daß ihm dieses eine Blatt für seine Tätigkeit als Volksschriftsteller nicht genügte. Bald nach seiner Ankunft in Ulm schreibt

---

9a Wer den Einfluß Schubarts auf die Entwicklung des deutschen Liedes genauer studieren will, den verweise ich auf Friedländers groß angelegtes Werk „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert" und die in ihrer Art nicht minder verdienstvolle Schrift: „Schubart als Musiker" von E. Holzer, welche zu Friedländers Buch einige wichtige Ergänzungen enthält.

16

er seinem Bruder: „Das Ulmer Intelligenzblatt mach' ich auch," und tatsächlich findet man in diesem Journal öfters Gedichte von Schubart.

Mit einem Gedicht „An Chronos" leitete er die deutsche Chronik ein. Verse und Gedanken desselben finde ich matt und, dem Charakter der Zeitschrift widersprechend, wenig volkstümlich. Gut ist hingegen die Schlußzeile, in der Schubart seinen Lesern kurz und bündig zuruft: „Heil dem, der keinen Tag verlor!"

Unter den politischen Gedichten aus jener Zeit finden wir nicht viel Bemerkenswertes. An seine lieben Schwaben läßt er einmal in schlichten Versen die Mahnung ergehen, sie mögen ihr Deutschtum kräftiger betätigen, allzeit die Augen offen haben und trachten, den Spruch endlich unwahr zu machen, daß die Schwaben erst mit 40 Jahren gescheit würden. In der Chronik von 1774 widmet er auch den Türken, Polen und Russen einige Lieder und preist begeistert die Freiheit Amerikas.

Unter den deutsch-patriotischen Gedichten in den drei ersten Jahrgängen ist wohl der poetische Anhang zu dem bereits erwähnten Prosastück: „Neujahrswunsch vom Ulmer Münster" am besten geraten. Das Gedicht erinnert stellenweise durch seine kräftige Sprache an die „Fürstengruft." Sichtlich ist es, wie diese, aus einem Guß entstanden, und Strophen wie beispielsweise die folgende atmen ehrliche Begeisterung:

„Sieh, auf dieses Turmes luft'gen Höhen
Bitt ich dich mit hocherhob'ner Hand:
Wie die Eiche festgewurzelt stehen
Laß mein Vaterland, mein Vaterland,
Unsern Kaiser! Laß die Fürsten leben
Dir nachahmend, ohne blut'gen Zwist;
Aber laß sie vor dem Donner beben,
Daß du Richter aller Fürsten bist."

Hie und da streut Schubart in seiner Chronik auch einige satirische Verslein aus, deren Spitzen zumeist gegen die angenehme Eigenschaft der lieben Deutschen

gekehrt sind, ihre Dichter darben oder gar verhungern zu lassen. — An geistlichen Liedern weist Schubarts Zeitschrift von ihm selbst nichts auf, wohl aber das Intelligenzblatt, in dem das hübsche „Morgenlied eines Handwerksmanns“ steht, ein in volkstümlichen Wendungen schlichte Wünsche aussprechendes Gebet.

Von Legenden wurde des „Märchens“ schon Erwähnung getan, das zu Augsburg von den katholischen Pfaffen verbrannt wurde. Ein Seitenstück zu diesem Märchen ist die Legende „Der rechte Glaub'“. Ein Römling, ein Lutheraner und ein Calvinist geraten vor der Himmelstür in Streit. Jeder behauptet, daß sein Glaube der rechte sei. Petrus will sie nicht einlassen. Nun setzen sich alle drei auf eine Wolkenbank und stimmen das Lied an: „Wir glauben all an einen Gott.“ Sogleich läßt sie der Himmelspförtner ein. Diese beiden Legenden sind in volkstümlicher Sprache gehalten, im Versmaß absichtlich Hans Sachs imitierend. „Der wahre Glaub'“ mutet uns fast wie eine Uebertragung von Nathans Erzählung von den drei Ringen ins Volkstümliche an. Daß Schubart aber den Juden aus dem Spiele läßt, ist bei seinem rein deutschen Empfinden wohl selbstverständlich.

Die übrigen Gedichte Schubarts aus der Chronik und dem Intelligenzblatt sowie die in Holzers „Schubartstudien“ zum erstenmal veröffentlichten Lieder werde ich, da sie fast durchgehends volksliederartig gehalten sind, im Zusammenhang mit der „Stuttgarter Handschrift“ besprechen. Hier möchte ich nur darauf hinweisen, daß Schubart gern den Bauern besingt und sich in das Leben der Landleute hineindenkt. In diesen Gedichten ist er jedenfalls von Miller beeinflußt, dessen „Bauernlieder“ noch während seiner Göttinger Studienjahre entstanden, also älter sind als jene Schubarts. Bei unserm Dichter fehlt aber glücklicherweise jener sentimentale Zug gänzlich, der bei Miller in dieser Art von Liedern besonders störend wirkt. Schubarts Bauernlieder sind teils frisch, teils gemütlich und eignen sich vorzüglich zur einfachen Komposition. Sie wurden auch fleißig von den zeitgenössischen Liederkomponisten vertont und vom Volke gesungen.

Im Jahre 1775 ließ Schubart unter dem Titel „Neujahrsschilde“ einige Kleinigkeiten erscheinen. Es waren aphoristische Gedichtchen meist heiteren Inhalts und zum Teil auf bestimmte Personen gemünzt. Witz und satirischer Gehalt lassen indessen viel zu wünschen übrig.

Während seines Aufenthaltes in Ulm war Schubart auch Mitarbeiter einer neuen, von Balthasar Haug in Stuttgart gegründeten Zeitschrift geworden, dem „schwäbischen Magazin“. Die literarisch wichtigste Arbeit, die er dort beigesteuert hat, war die 1775 erschienene Erzählung: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens.“ Sie behandelt das bei Schubart so beliebte Thema von den zwei ungleichen Brüdern, dessen erste Fassung wir bereits in einem Geislinger Schuldiktat auszugsweise kennen gelernt haben. Im „Magazin“ ist die Erzählung etwas breiter ausgeführt, doch dem Inhalte nach gleich mit dem Diktat. Von größter Wichtigkeit erscheint aber hier die Einleitung, in der sich Schubart darüber beklagt, daß die Deutschen keine Originalromane haben. Der Schluß dieser Vorbemerkung lautet: „Hier ist ein Geschichtchen, das sich mitten unter uns zugetragen hat und ich gebe es einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen, wenn er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Szene in Spanien und Griechenland, sondern auf deutschem Grund und Boden eröffnet.“ — Dieses Genie fand sich bekanntlich in dem jungen Schiller. Schubarts Verdienst aber besteht nun meines Erachtens nicht so sehr darin, Schiller den Grundgedanken zu den „Räubern“ geboten zu haben, als vielmehr in dem Umstand, daß er durch die oben zitierten Schlußworte der Einleitung den schlummernden Dramatiker in Schiller weckte und diesen auf den Gedanken brachte, die „Räuber“ deutsch zu gestalten, das Drama auf deutschem Grund und Boden spielen zu lassen. Schiller erwähnt seine Quelle, aus der er den Räuberstoff schöpfte, merkwürdigerweise nirgends, doch sein Akademiegenosse von Hoven erzählt in seiner Selbstbiographie, daß dem jungen Dichter Schubarts Erzählung

für die Gestaltung seines kräftigen Erstlingswerkes zur Grundlage diente.

Einer ganz ähnlichen Erzählung wie derjenigen „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ begegnen wir in „Marx der Strahlbue. Eine Geniegeschichte.“[10] In dieser Erzählung haben wir wohl das Gerippe jenes Romans vor uns, den Schubart bereits in Augsburg für den Buchhändler Stage zu schreiben begann und mit dem er sich auch wieder in Ulm beschäftigte. Auch diese Geschichte handelt von zwei ungleichen Söhnen, nur ist hier der in der Heimat zurückbleibende Sohn ein vollständiger Biedermann, dessen gute Charakteranlagen aber vom Vater nicht gewürdigt werden, während der auf die Wanderschaft ziehende Bruder der Liebling und Stolz des Vaters ist und von diesem stets nur der „Strahlbue“ genannt wird. Der Strahlbue führt nun das Leben eines Kraftgenies, verludert aber dabei gänzlich und wird schließlich nach langen Irrfahrten bei seiner Heimkehr am Tore seiner Vaterstadt von dem zu Hause gebliebenen braven Bruder als geistiger und körperlicher Krüppel aufgefunden. Dem in der Welt umherirrenden Wüstling verleiht Schubart seine eigenen Züge, freilich in stark übertriebenem Maße. Erinnerungen an das wilde Universitätsleben haben wohl Stellen wie die folgende gezeitigt: „Sein Vater schickte ihn auf die Universität Erlangen, (!) um daselbst die Theologie zu studieren. Hier trank er gleich an den ersten Tagen mit der halben Universität Bruderschaft, durchrannte die Hörsäle, fand den Vortrag der Lehrer — nach seinem Sinne — pedantisch und trocken, verließ also diese Staubklausen, wie er sie sehr genialisch nannte, auf immer, und — studierte für sich, das heißt: er las Romane, Komödien, obscöne Schriften, machte Verse, Pasquillen auf die verdienstvollsten Lehrer, schlug sich herum, soff sich mehremalen zum Papst, machte Schulden, hielt sich zu den niedrigsten Menschen und wurde in kurzem ein Abscheu aller Rechtschaffenen — ein wandelndes Aas. Der

---

[10] Strahlbue = Strahl Bube, strahlender Bube, was soviel als genialer Kerl bedeuten soll.

Vater schickte ihm Geld auf Geld; aber der Walfisch verschlang alles. Man setzte ihn großer Ausschweifungen wegen ins Karzer.[11]

Auch hinter den anderen kleinen Erzählungen Schubarts („Simon von Aalen“, „Hedwig. Eine Heiratsgeschichte.“) lauern persönliche Erlebnisse. All diese Geschichtchen verfolgen eine moralische Absicht und würden sich dieses Umstandes wegen wohl noch heute ganz gut zum Abdruck in Jugendbüchern oder Knabenzeitschriften eignen. Selbstverständlich in vernünftigen Bearbeitungen.

Von den „Einleitungen zu anderen Werken“, von denen Schubart in der Selbstbiographie spricht, wurde jene zum „Leben Klemens XIV.“ bereits erwähnt. Als hervorragendste Tat dieses Papstes preist Schubart die Auflösung des Jesuitenordens und begründet seine Lobsprüche mit folgenden Worten: „In der Kirchengeschichte sind sehr wenige Vorfälle, welche diesem an Wichtigkeit und an mächtigen Einflüssen auf die katholische Kirche, ihr Erziehungswesen und die ganze Literatur gleichkommen. Ueberhaupt ist die Geschichte des Jesuitenordens das wunderbarste, feinste Gewebe, von tiefer Politik, Verschlagenheit und unbeugsamen Verharren auf einem einmal angenommenen Grundsatz. Gelehrsamkeit, Moral, Religionsgrundsätze — alles dies wird von den Stiftern des Ordens zu dem Endzwecke gebraucht, ihn über alle andere geistliche Orden zu erheben und zu einem Baumwipfel zu machen, der den Völkern der Erde Schatten geben und worin die Vögel unterm Himmel nisten könnten. Das gelang ihnen auch in einem solchen Grade, daß nicht nur der päpstliche Stuhl, sondern in manchem Falle selbst die Throne der Großen vor ihnen zittern. Es waren mithin zwei große Beweggründe vorhanden, diesen Orden vom

[11] Der verbummelte Student war überhaupt in den Erzählungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine beliebte Figur. Auch in humoristischen Gedichten spielte er eine Rolle. Es sei nur beispielsweise an Kortums „Jobsiade“ erinnert. Auf die Aehnlichkeit der Lebensführung und des Charakters „Hieronymus Jobs, des Kandidaten“ mit dem jungen Schubart hat bereits Johannes Scherr in seinem Roman „Schiller“ hingewiesen.

Gipfel seiner despotischen Gewalt herabzustürzen — das Interesse der Großen und die Ehre der Kirche."[12]

* * *

So wären wir denn bei dem für Schubart so verhängnisvollen Jahre 1777 angelangt. Der Dichter erwartete mit seiner Frau das neue Jahr und mit dem Schlage zwölf drückte er ihr „mit unaussprechlicher Wehmut" die Hand. „Daß ich Dich liebe, das weißt Du! Was kann ich Dir wünschen?" Von einer geheimnisvollen Ahnung ergriffen, hatten beide die Tränen in den Augen.

Am Neujahrstage empfing Schubart einen Brief aus Karlsruhe, der die Nachricht enthielt, daß der dortige Kapellmeister gestorben sei. Gleichzeitig wurde Schubart aufgefordert, sich um die Stelle zu bewerben, man werde sein Gesuch nachdrücklichst unterstützen. Eben war er noch mit der Erwägung einiger Reformen beschäftigt, die er, falls er die Stelle erhalten sollte, besonders in der Kirchenmusik vornehmen würde, als ein zweites Schreiben eintraf. Dieses kam aus seinem geliebten Mannheim, und man lud ihn ein, baldigst dahin zu kommen, um „den Triumph der deutschen Sprache über die Welsche in einer neuen Oper aufführen zu sehen." Schubart konnte diesen verlockenden Anträgen leider nicht Folge leisten, denn einerseits war er vorläufig noch durch seine Chronik an Ulm gebunden, andererseits fehlte es ihm am nötigen Reisegeld. Er verschob die Abreise von Tag zu Tag. Hätte er ahnen können, wie unheilvoll ihm diese Verzögerung werden sollte, und daß sich ihm in diesen beiden Anträgen sozusagen die letzten Rettungsanker darboten, er wäre wohl, wie seinerzeit aus Ludwigsburg oder Mannheim, mit ein paar Kreuzern in der Tasche aus Ulm hinausgezogen!

[12] Dafür, daß noch heuzutage „manche Throne vor den Jesuiten zittern", bieten wohl die Zustände im Lande zwischen der Leitha und dem Inn den besten Beweis. Was andere Staaten an lästigem Ordensklerus abschütteln, findet im schwarzen „Klösterreich" liebevolle Aufnahme.

Gegen Mitte Jänner unternahm Schubart, der sich seit der Verbrennung Nickels nicht mehr aus den Mauern der freien Reichsstadt herausgewagt hatte, in Begleitung mehrerer Herren einen Ausflug nach Eybach, um seinen alten Gönnern aus den Schulmeistertagen, dem Grafen Degenfeld und dessen Gemahlin, wieder einmal einen Besuch abzustatten. Auf dem Rückwege hielt er sich (wahrscheinlich nur einige Stunden) in Geislingen auf, wo ihm der alte Bühler „beim Abschied väterlich die Hand drückte."

Schon öfters haben wir den Dichter unter Anwandlungen von Schwermut leiden sehen. Derartige Erscheinungen traten bei ihm jedoch stets nur dann zutage, wenn er etwas zu bereuen hatte, oder, wie dies in München der Fall gewesen war, vor einem Schritte stand, den er mit seinem Gewissen nicht in Einklang zu bringen wußte. In den letzten in Ulm verbrachten Tagen konnte nun bei Schubart von alldem nicht die Rede sein. Er hatte sein behagliches Heim, einen wenn auch bescheidenen, so doch wohlbestellten Haushalt; seine Frau hatte sich von ihren krankhaften Zufällen wieder erholt und sich — nach dem Zeugnis des Sohnes — in das Wesen ihres Mannes finden gelernt, sein Knabe studierte fleißig, sein Julchen machte ihm mit seinem herzigen Benehmen Freude, von seinem Freunde Miller wurde er verehrt, fast täglich musizierte er mit einigen Bekannten, von der Mehrzahl der Bewohnerschaft Ulms wurde der Chronikschreiber mit Hochachtung behandelt und in den Gasthäusern, in denen er verkehrte, betrachteten die Tischgesellschaften seine Aeußerungen wie Orakelsprüche. Den preußischen Werbeoffizieren, die in der Reichsstadt lagen, galt er aber, ob seiner Begeisterung für Friedrich den Einzigen, geradezu für eine unantastbare Persönlichkeit.

Allein trotz dieser angenehmen ja man kann wohl getrost sagen, glücklichen Lebensumstände fühlte sich Schubart nun wieder mehr denn jemals zu düsteren Betrachtungen gestimmt. Selbst die Faschingsbelustigungen, die eben ihren Anfang genommen hatten, konnten seine trüben Gedanken nicht verscheuchen. Er, der sonst selten vor Mitternacht seinen Stammtisch verließ, ja oftmals ganze Nächte zu durch-

schwärmen imstande war, kam jetzt schon um 9 Uhr nach Hause, oder verbrachte den ganzen Abend im Kreise seiner Familie. Selbst des Nachts konnte er im Schlafe keine rechte Erholung finden. Er wurde von bösen Träumen gequält.

Schon in Geislingen, als die Schikanen wegen des Neujahrswunsches begannen, hatte er einen furchtbaren Traum, der ihm zeitlebens im Gedächtnis blieb. Er sah damals Feuer in der Sakristei zu Geislingen ausbrechen und eilte hin, um es zu löschen. Doch bald mußte er vor den Flammen ins Feld flüchten. Da sah er sich in einer Wüste, von Scheusalen umtanzt. Dichte Finsternis brach herein, die plötzlich ein jäher Blitz durchbrach. In diesem Augenblick sah sich der Träumer am Rande eines gähnenden Abgrundes, in den er hinab zu stürzen drohte. Er schrie auf. Da packte ihn eine gewaltige Hand und stellte ihn auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war. Er watete durch die Asche nach einem Turm. Dort empfing ihn ein Heer von schwarzen Kuttenmännern, die ihn mit den langen Nägeln ihrer Hände zu peinigen begannen. Mit einemmale erschien mitten unter ihnen ein freundliches Männchen, erlöste ihn von seinen Quälern und führte ihn auf eine große Wiese.

Aehnliche Traumgesichte begannen Schubart auch jetzt zu ängstigen. Oftmals sah er sich des Nachts wieder von schwarzen Kuttenleuten umringt, die ihn auf allerlei Weise zu foltern begannen und ihm die Worte zuschrieen: Wir töten nicht plötzlich! Wir martern unsere Feinde langsam zutode! — Der Dichter erzählte diese Träume seinem Freunde Capoll, der sie aber belachte und ihm die jedenfalls sehr naheliegende Erklärung gab, daß diese Traumerscheinungen auf seine Erlebnisse mit der Geistlichkeit, sein geplantes Satirspiel wider die Jesuiten und seine Betrachtungen über die Hinrichtung Nickels zurückzuführen seien. Andere Freunde hingegen warnten ihn. Er erhielt Zuschriften, die ihn zur Vorsicht mahnten, ja selbst persönlich stellten sich Leute bei ihm ein, die ihn aufs nachdrücklichste baten, auf seiner Hut zu sein. Aber trotz solcher Mahnungen konnte Schubart noch immer nicht begreifen, daß man gegen ihn

persönlich etwas im Schilde führe, und so rannte er, wie er selbst sagt, am hellen Tage in sein Verderben.

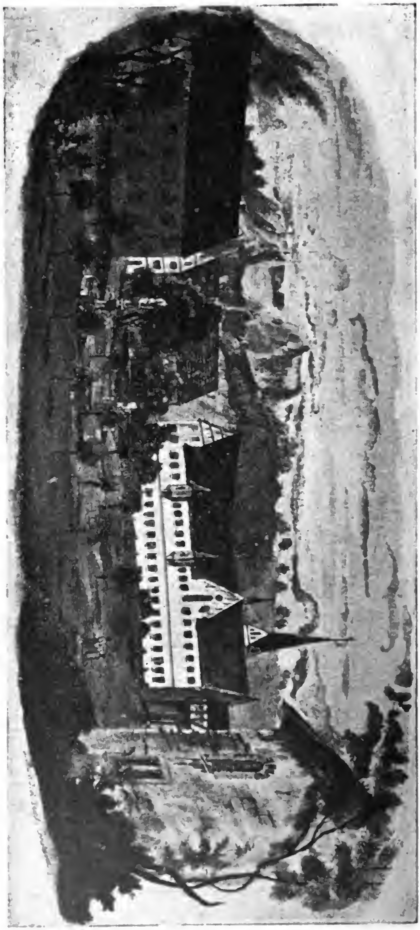
Am 22. Januar 1777 kam der Klosteramtmann Scholl aus Blaubeuren[13] zu Schubart und lud ihn zu einem Mittagessen im „Baumstark“ ein. Als sie zusammen nach dem Gasthofe gingen, sagte Scholl „ganz furchtsam“: „Sie könnten mir einen sehr großen Gefallen erweisen. Mein Schwager, der Professor B. aus E. ist bei mir in Blaubeuren und wünscht Sie kennen zu lernen.“ „Der kennt mich ja schon“, entgegnete Schubart, „und dazu muß ich morgen meine Chronik schreiben. Doch — ich gehe mit Ihnen; mein Chronikblatt soll dennoch fertig werden!“ — Es war das letzte Blatt, das er schreiben sollte; das 7. Stück des Jahrgangs 1777. Schubarts letzter Artikel war ein „Memento mori“ für Kunstrichter! Harmlos vergnügt speiste Schubart mit dem Amtmann. Abends hatte er in einem Konzert zu tun, von dem ihn seine Frau abholte. Schwermütig ging sie neben ihm nach Hause. „Ich schlief das letztemal in ihren Armen — erzählt Schubart — so sanft und ruhig, als ich lange nicht geschlafen hatte. Denn immer habe ich bemerkt, daß ich vor einem mir begegnenden Unglücke sehr sanft ruhte. So stärkt der treue Vater im Himmel seine Geschöpfe, damit sie auch ihre Leiden tragen können.“[14] Am andern Morgen nahm Schubart unter düsteren Ahnungen von den Seinen Abschied, die ihn durchaus nicht fortlassen wollten. „Papa, Papa, kommen Sie bald“, waren die letzten Worte, die ihm sein Sohn Ludwig aus dem Fenster nachrief.

Und nun flog er im Schlitten dahin, durch das verschneite Tal der Blau, an der Seite seines Verräters. Schon während der Fahrt hatte der Amtmann sein freundliches Wesen verändert. Einsilbig, anscheinend ganz in Gedanken

[13] Etwa 15 Kilometer von Ulm, heute an der Bahnlinie nach Singen gelegen. Der Ort war damals ein württembergisches Grenzstädtchen.

[14] Die letzte Bemerkung finde ich etwas unlogisch. Die Erinnerung an just vorher verlebte angenehme Stunden und ruhige Zeiten muß dem Leidenden seine Lage um so qualvoller erscheinen lassen.

versunken, saß er da und auch dem sonst so redseligen Schubart wollte es nicht gelingen, ein Gespräch in Fluß zu bringen. Der Dichter merkte, daß man etwas Besonderes mit ihm vorhabe. Er überlegte, ob er dem ihm ergebenen Ulmer Kutscher nicht „Kehrt“ kommandieren und den Amtmann in den Schnee setzen solle. „Warum taten Sie's nicht?“ fragte man ihn später einmal, als er die Geschichte seiner Gefangennahme zum Besten gab. „Ich schämte mich meiner düsteren Ahnungen“, entgegnete er. — Die Burgtrümmer bei Blaubeuren beschäftigten die Phantasie des Dichters. Er träumte sich eben in das Mittelalter zurück, als der Schlitten vor dem Hause des Amtmanns hielt. Scholl ließ Schubart allein eintreten. Schon der Empfang weissagte nichts Gutes. Rings herrschte eine Stille wie in einem Leichenhause. Ein Mädchen saß traurig am Spinnrocken und betrachtete den Eintretenden mit mitleidigen Blicken. Schubart nahm ein Buch vom Gesimse. Es war „Sebaldus Nothanker“. Die Chodowiecki'schen Pfaffengesichter grinsten ihm entgegen. — Plötzlich wurde die Tür geöffnet, Major Varenbühler trat an der Spitze mehrerer Ortsbeamten ein und kündigte Schubart Arrest an, im Namen Sr. Durchlaucht des Herzogs von Württemberg. Schubart hielt es anfangs für Scherz, da er Varenbühler von Ludwigsburg her sehr gut kannte. Allein die betroffene Miene des Majors und bestimmtere Ausdrücke ließen bald keinen Zweifel über den Ernst des Auftrages. „So viel Mut und Verwegenheit Schubart als Schriftsteller besaß, so wenig zeigte er davon im Handeln“, berichtet der Sohn. Es ist also einigermaßen erstaunlich, daß der Dichter in diesem Augenblick viel Fassung bekundete und im männlichsten Tone entgegnete: „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.“ Nicht uninteressant ist es, das Benehmen der Anwesenden kennen zu lernen, wie es Schubart schildert. „Der Major zeigte viel unverstelltes Mitleid. Graf Sponeck blieb kalt; als herzoglicher Oberforstmeister war ihm ein Fang nichts Neues. Das Mädchen fuhr von der Kunkel auf und barg ihr tränendes Gesicht in der Schürze. Der Blau-



Schubarts Verhaftungsort.

beurische Oberamtmann Oetinger drückte mir brüderlich die Hand, sprach mir Mut zu und gab mir seine Handschuhe auf die Reise, mit einem Blick, der von werdenden Zähren schimmerte. Scholl aber ging mit seinem Weibe im Zimmer herum und wimmerte: „Mir ist's leid! Gott weiß, mir ist's leid!"

Wie ein Missetäter, vom gaffenden Pöbel umringt, stieg Schubart in den Reisewagen. Der Major saß neben ihm und als der Dichter zu klagen begann, daß nun seine Familie am Bettelstab sei, tröstete ihn der Offizier und versprach ihm, sich beim Herzog nachdrücklichst für die Seinen zu verwenden. Die ganze Reise über rauchte Schubart Tabak, „um sich den Kummer wegzudampfen." In Kirchheim wurde übernachtet und der Dichter mußte von ein paar Kerlen, die auf ihn aufpaßten, die Worte flüstern hören: „Das ist der Schubart! Der Malefizkerl! Man wird ihm 'mal den Grind 'runterfegen!" Nachts wurde eine Staffette an den Herzog abgesandt, und im grauenden Morgen des 24. Januars gings weiter.

In Cannstatt wurde Mittagsrast gehalten und Schubart zitterte einige Zeilen an Miller in Ulm aufs Papier: „Nimm dich meines Weibes und meiner Kinder an! ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen." Die Nachricht gelangte nicht an ihre Adresse! Während des Mittagsmahles trat ein Schulmeister in die Stube, der Schubart ebenfalls von Ludwigsburg her kannte und bat den Major inständigst, dem Gefangenen eine Flasche Wein mit auf den Weg geben zu dürfen, was ihm aber nicht gestattet wurde. Er überhäufte Schubart mit Trostsprüchen und sah tränenvollen Blickes dem Wagen nach. Nun ging es weiter, gegen Ludwigsburg, und hinter jener Stadt, in welcher der Dichter einst so bewegte Tage verlebt hatte, hob sich bald ein düsterer Bergkegel, einsam aus der Ebene aufsteigend, aus den Nebelschleiern des Winternachmittages hervor: der Aspetg. Schauer fuhr Schubart bei diesem Anblick durchs Gebein. „Was wird dich dort erwarten?" war sein einziger Gedanke, während der Wagen langsam den Berg hinankroch, durch die kasemattenartigen Tore rasselte und endlich im Festungshofe

hielt. Der Herzog war selbst zugegen und hatte bereits den Kerker bezeichnet, in den man Schubart führen sollte.

Major Varenbühler übergab seinen Gefangenen dem Kommandanten der Feste, General Rieger, und dieser geleitete ihn nach dem Turm; und zwar führte er ihn dicht an einem Fenster vorbei, aus dem der Herzog und Franziska von Hohenheim herabsahen. Schubart empfahl dem Kommandanten Weib und Kinder der Fürsprache beim Herzog. Rieger ging sogleich und kehrte nach wenigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß der Herzog Schubarts Frau ein Jahrgehalt von 200 fl ausgesetzt habe und die Kinder in die Akademie aufnehmen werde. Dem Dichter war ein Berg von der Seele gewälzt! Nun schlug die Tür ins Schloß, der Schlüssel knarrte, die Schritte des Kommandanten verhallten — Schubart sah sich allein; allein in einer öden Felsenhöhle. Der Traum von Geislingen war zur fürchterlichen Wahrheit geworden! — — —

Das „Warum?" dieser Gefangennahme zu ergründen, dieser scheußlichen Einkerkerung, dieser „einem deutschen Dichter angetanen Schmach, die unvergessen bleiben wird in der Weltgeschichte", haben sich bereits Viele Zeit und Mühe kosten lassen; von den Männern der Wissenschaft angefangen, bis herab zu den einfachen Literaturfreunden. Leider erfolglos! Der wahre Grund, oder sagen wir besser: ein einleuchtender Grund ist bis heute nicht mit Bestimmtheit gefunden worden. Wir sind lediglich auf Kombinationen angewiesen.

Prüfen wir zunächst den herzoglichen Erlaß an den Klosteramtmann Scholl in Blaubeuren, datiert von Stuttgart, den 18. Jänner 1777, das bisher einzige in dieser Angelegenheit ans Tageslicht gekommene amtliche Dokument. Nachdem der Herzog den Amtmann zunächst an Schubarts unziemliches Betragen in Ludwigsburg (!) erinnert hatte, heißt es in dem Schriftstück weiter: „Dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann fährt bekanntermaßen in seinem Geleise fort, und hat es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von

ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden, welches Sr. herzoglichen Durchlaucht schon seit geraumer Zeit (!) auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen." Es heißt dann weiter, daß Schubart auf unstreitig (!) württembergisches Gebiet zu verlocken (!) sei, damit er „sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte." Das war eine sehr kluge Vorsichtsmaßregel, denn die Reichsstadt Ulm hätte Schubart nicht ausgeliefert, wovon der Herzog selbst überzeugt war, wie aus einer Stelle des Schriftstückes hervorgeht, und die preußischen Werbeoffiziere hätten — wie Schubart sagt — jedem die Knochen gebrochen, der ihm hätte etwas antun wollen. Auf die Niederträchtigkeit, die in dem hinterlistigen, jeglichem Recht und jeder Sitte hohnsprechenden Verfahren des Herzogs liegt, braucht wohl nicht besonders aufmerksam gemacht zu werden.

Nach den Worten des Erlasses ist es also einzig und allein der Chronikschreiber, welcher unschädlich gemacht werden soll. Auf jene Stellen in der Zeitschrift, welche den Zorn des Herzogs heraufbeschworen haben können, wurde bereits durch Strauß und Hauff hingewiesen. Schubart spottet einmal über die Kinderlosigkeit der deutschen Fürsten, ein andermal tadelt er wieder die Gewohnheit der Herrscher, ihr Geld durch kostspielige Reisen ins Ausland zu verschleppen. In diesen beiden Fällen mußte sich Karl Eugen allerdings getroffen fühlen, da seine Ehe mit Friederike kinderlos geblieben war und er nun mit seiner „Freundin" Franziska von Hohenheim weite Reisen zu unternehmen pflegte. Anläßlich einer solchen Reise heißt es einmal in der Chronik: „Der Herzog von Württemberg soll 3000 Mann an England überlassen, und dies soll die Ursache seines Aufenthaltes in London sein." — Erwähnen wir noch das bekannte Epigramm auf den Stifter der Karlsschule (das übrigens, wie betont wurde, nicht in Schubarts Blatte steht) und den er aber als solchen in der Chronik stets mit Hochachtung nennt, so haben wir wohl alle journa-

listischen „Verbrechen“ Schubarts gegen den Herzog verzeichnet.

Allein es bleibt uns trotz dieser „Verbrechen“ noch unklar, warum es gerade Herzog Karl von Württemberg war, der seine Hand nach dem Chronikschreiber ausstreckte. Es hätte dies doch jeder andere von Schubart angegriffene oder verspottete Fürst ebenso gut tun können, da erstens — wie wir hörten — „fast kein gekröntes Haupt mehr existierte, das nicht von ihm angetastet worden wäre,“ und zweitens der Dichter kein württembergischer Untertan, sondern in der Grafschaft Limpurg geboren und nach der freien Reichsstadt Aalen zuständig war. Schubart selbst kam sich stets vogelfrei vor und beklagte sich oft über seine „Vaterlandslosigkeit“.

Ehe ich nun zu der Erörterung schreite, warum gerade Herzog Karl den Dichter gefangen setzte, müssen wir zuerst Schubart selbst über die Ursachen seiner Verhaftung hören. Er schreibt: „Priesterhaß, der nicht eher verlischt, als bis er den Gegenstand seiner Wut zerstört hat, ist die alleinige Ursache meiner Gefangenschaft. Wäre es den Pfaffen — diesen Schandflecken der besten Religion — nach gegangen, so wäre ich längst an langsamen Martern gestorben.“ (Dies ist keine Uebertreibung, sondern sogar sehr wahrscheinlich, wie der Fall Nickel beweist.) Nun heißt es einige Sätze vorher: „Der kaiserliche (!) Minister in Ulm, General Ried, ein stolzer, hochtrotzender Mann, war äußerst aufgebracht, weil ich einmal vor ihm den Flügel spielen sollte und es aus Mangel eines tauglichen Flügels nicht tat. Seine Religionsverwandten (!!) bliesen in dies Feuer; und er lauerte nur noch auf eine Gelegenheit, mich unter einem besseren Vorwande packen zu können. Als ich aus einem Wiener Briefe die Nachricht in die Chronik setzte: „Die Kaiserin sei plötzlich vom Schlage gerührt worden,“ so glaubte er Anlaß genug zu haben, mich aufheben und nach Ungarn in ewige (!) Gefangenschaft führen zu können. Der Minister offenbarte seinen Entschluß dem Herzog von Württemberg, der sogleich dem Gesandten versprach, mich in Verwahrung

zu nehmen, weil er selbst nicht wenig an mir auszusetzen fände. Geheimere Umstände brauchen ich und der Leser nicht zu wissen. (!!) Der Tag der Entscheidung wird alles offenbaren." (!!!)

Diese von Schubart angeführten Gründe sind meines Erachtens sehr einleuchtend, nur muß man sie etwas genauer prüfen. Leicht geht man sozusagen lächelnd an der Person des Generals Ried in Ulm vorbei und findet es kleinlich, daß dieser sich durch Schubarts Weigerung, den Flügel zu spielen, hätte verletzt fühlen sollen. Eigentlich haben ja alle, die so denken, recht, aber sie sehen in Ried nur immer den sich privatim gekränkt fühlenden Mann und vergessen, daß wir es hier mit einem kaiserlichen Ministerresidenten zu tun haben. Lassen wir also die Geschichte mit dem Konzertflügel ganz aus dem Spiele, die übrigens auch ich für völlig nebensächlich halte, und betrachten wir die Sache von dem einzigen Standpunkte, von dem sie zu betrachten ist: vom politischen.

Schubart nennt Ried in der Lebensbeschreibung einen stolzen, hochfahrenden Mann, in einem seiner Briefe aber nennt er ihn „die Ulmische Geißel!" Dieser Mann, der nun ganz gewiß — wie dies in der damaligen Diplomatie häufig der Fall war — eine Intriguantennatur erster Güte war, stand immerzu als kaiserlicher Ministerresident mit dem Wiener Hofe in engster Fühlung und war, wie die Krone dieses Hofes selbst, die Kaiserin Maria Theresia, streng katholisch gesinnt. (Josef II. war bekanntlich damals noch ziemlich machtloser Mitregent.) Nun denke ich mir die Entwicklung der Intrigue gegen Schubart folgendermaßen. Gegen den Chronikschreiber zu schüren, beginnt die katholische Geistlichkeit. Jene Blätter, welche die Angriffe auf Gaßner, auf den Jesuitenorden enthalten, ferner die Einleitung zum „Leben Klemens XIV.", in der von der Vergiftung des Papstes die Rede ist, dienen als corpora delicti. Die Pfaffen suchen nun für ihre Bestrebungen, den Chronikschreiber unschädlich zu machen, eine politische Persönlichkeit, die ihnen zu diesem

Schritte die Hand bietet. Eine solche finden sie in dem katholischen österreichischen Ministerresidenten General Ried in Ulm. Bei ihm wird Schubart angeschwärzt. Schubart wird ihm als Religionsverächter, als Jesuitenfeind, ja schließlich als antiösterreichisch gesinnter Politiker geschildert, als ein Politiker, dessen Grundsatz es ist, Preußen auf Kosten Oesterreichs zu erhöhen, Friedrich gegen Maria Theresia auszuspielen. Diese Ansicht hat übrigens auch Strauß bereits ausgesprochen, ohne sie jedoch durch Zitate aus der Chronik zu begründen. Um aber Schubart derartige politische Bestrebungen nachzuweisen, dafür finden sich tatsächlich Belege in der Chronik. Ich erwähne das von mir bereits auszugsweise mitgeteilte „Gesicht", ferner aber einen geradezu gravierenden Artikel, den sich bis jetzt alle Schubartforscher entgehen ließen, bis auf Nägele, der ihn in einer Fußnote erwähnt. Dieser Artikel steht im Jahrgang 1776 (!) und ist überschrieben: „Ein Traum aus dem XX. Jahrhundert." Nur den Anfang brauche ich hierherzusetzen und dem Kenner alt- und neuösterreichischer politischer Verhältnisse wird es sofort klar werden, weshalb der kaiserliche General Ried in Ulm die Hand zu Schubarts Verhaftung bieten mußte. Der Artikel beginnt:

> „In Deutschland herrscht Kaiser (!!) Friedrich, der die österreichischen und deutschen Staaten zusammen besitzt." (!)

Wenn ich nun in erster Linie der Wiener Hofpolitik die Verhaftung Schubarts zuschiebe, so werde ich in dieser Ansicht noch durch Nicolai bestärkt, der in seiner Reise durch Deutschland erzählt, daß es ihm in Stuttgart als großes Geheimnis anvertraut wurde, daß der Herzog Schubart auf Verlangen des Wiener Hofes auf dem Asperg gefangen halte, ja ihn sogar schon freigegeben hätte, falls er von Wien hiezu ermächtigt worden wäre.[15]

Aber es ist nicht einmal nötig, daß über Schubarts journalistisches Treiben nach Wien berichtet wurde. Ried

---

[15] Diesbezüglich von Wohlwill veranstaltete Nachforschungen haben allerdings ein negatives Resultat ergeben.

wußte, an wen er sich zu wenden hatte. „Wenn nur Schubart mundtot gemacht wird!“ mag er gedacht haben. „Wer dies vollführt, ist gleichgültig. Wozu erst den Wiener Hof belästigen, wenn ein Fürst in der Nähe ist, der mehr Interesse an Schubart hat, als die Kaiserin.“ — In Stuttgart saß solch ein Fürst. Karl war selbst Katholik, stand mit dem österreichischen Hof in guten Beziehungen, hatte eine förmliche Pietistin zur „Freundin“, war in der Chronik in seinen Taten kritisiert worden, war auf Friedrich von der durch den Preußenkönig im siebenjährigen Kriege erlittenen Schlappe her noch immer nicht besonders gut zu sprechen und hatte an Schubart, wie es im Haftbefehl heißt, „selbst nicht wenig auszusetzen.“ Was ist also näherliegend, als daß Ried die „Verbrechen“ Schubarts nach Stuttgart berichtete und seine Anschuldigungen dort sehr geneigte Ohren fanden?

Denn nicht nur an dem Chronikschreiber hatte Karl „etwas auszusetzen“, sondern auch an dem Privatmanne. Und hiemit komme ich auf meine Ausführungen im Ludwigsburger Kapitel zurück und berühre gleichzeitig die Aeußerung Schubarts in der Selbstbiographie von den geheimeren Umständen, von denen der Leser nichts zu wissen brauche. Da hilft es nun nichts, wenn er dieser Bemerkung von den geheimeren Umständen, die erst der Tag der Entscheidung offenbaren werde, noch beifügt: „Nur dies muß ich zu meiner Rechtfertigung noch sagen, daß das hernach ausgestreute Gerücht, als hätte ich ein verfängliches Gedicht auf eine dem Herzog sehr geschätzte Person verfertigt, gänzlich falsch und unbegründet sei.“[16] Aus dem Briefe Schubarts an Haug wissen wir, daß der Dichter Franziska die Donna Schmergalina nannte und aus seinem Briefe aus Ludwigsburg an die Eltern in Aalen haben wir erfahren, daß er der „Maitresse des Herzogs“ Unterricht gab und daß es ein gefährlicher Posten sei, „weil der Herr oft selbst dazukommt.“ Ein Gedicht auf eine dem Herzog sehr nahestehende Person hat er nicht verfertigt; das sei zugegeben. Aber Donna

[16] Ob wohl der Gebrauch des Conjunctivs hier nur ein Versehen ist?

Schmergalina hat er sie genannt, und was er sich ihr gegenüber weiter zu Schulden kommen ließ, darüber habe ich meine Ansicht bereits im Ludwigsburger Kapitel geäußert. Schon die Ausweisung des Dichters aus Württemberg war — wie ich dort ausführte — ein Vorspiel zu der Tragödie, die sich jetzt abspielte. Schade ist es, daß Ludwig Schubart gerade im selben Jahre wie Franziska von Hohenheim starb. Hätte er die Witwe Karl Eugens länger überlebt, dann hätte er sich wohl nicht gescheut, jenes Geheimnis zu lüften, von dem er anläßlich der Erörterung der Gründe der Gefangennahme seines Vaters schreibt: „Es ist hier weder der Ort, noch die Zeit (!), mich über diese mißliche Sache näher zu erklären."

In der Geschichte heißt es gewöhnlich, wenn etwas Schlimmes in einem Staate geschieht: „Cherchez la femme!" In Württemberg war es anders. Dort bewirkte Franziska den Umschwung im Wesen des Herzogs. Aus einem Despoten wurde ein (im allgemeinen wenigstens) milderer Regent. Aber Einem wurde Franziska zum Schicksal, und dieser Eine ist Schubart. Hinsichtlich seines Unglückes heißt es: „Cherchez la femme!" Franziska rühmte sich später mit Stolz, dem Throne zunächst gestanden zu sein und sich nie in Staatsgeschäfte gemengt zu haben. Wohl aber in Privatgeschäfte, füge ich hinzu; in Karl Eugens Schulmeisterei! Die „école des demoiselles" leitete sie persönlich, die Akademie besuchte sie täglich an der Seite des Herzogs. Beide gingen förmlich in ihrer „pädagogischen Tätigkeit" auf. Da war nun mit Schubart ein prächtiges Experiment zu machen. Der „zügellose" Dichter konnte den zuweilen etwas übermütigen Akademiezöglingen als warnendes Beispiel vorgeführt werden und zugleich konnte man ihm für sein Betragen in Ludwigsburg einen Denkzettel geben, und vor der Welt nebstbei noch das glanzvollste Pädagogenstücklein leisten: die Bekehrung eines Lasterhaften! Ein starker Beweis für die Ansicht, daß Franziska persönlich Anteil an der Gefangennahme Schubarts hat, liegt auch in dem Umstande, daß sie den Herzog eigens auf den Asperg begleitete, um zuzusehen, wie

der Dichter in den Turm geführt wird. Möglich, daß sie dies auf Wunsch ihres „hohen Herrn und Gebieters“ tun mußte, es wäre ihr aber gewiß ein leichtes gewesen, Karl zu veranlassen, daß er sie diesmal nicht an seine Seite berufen hätte. Kein Mann wird seine Geliebte dazu ermuntern oder gar zwingen, eine Exekution mitanzusehen, und die Einkerkerung eines Familienvaters in einem Gefängnis, das später nur noch für schwere Verbrecher Verwendung fand, gleicht wohl aufs Haar einer solchen. Franziska ging jedenfalls freiwillig auf den Asperg mit und deshalb mußte sie persönliches Interesse an Schubarts Gefangensetzung haben.

Soll ich also schließlich meine Ansicht über die Gründe der Gefangennahme Schubarts kurz zusammenfassen, so sage ich: In erster Linie österreichische Hofpolitik, angeregt durch den katholischen Klerus und insbesondere die Jesuiten, in Tat umgesetzt durch den österreichischen General Ried in Ulm und den Herzog von Württemberg. In zweiter Linie das berühmte Wort der Weltgeschichte: „Cherchez la femme!“ Wir Menschen des XX. Jahrhunderts begreifen allerdings die Gründe der Gefangennahme Schubarts nicht; ebensowenig konnten sie bereits die helleren Köpfe um die Mitte des XIX. Jahrhunderts begreifen. Aber man muß bedenken, daß wir es in diesem Falle mit echten Menschen des XVIII. Jahrhunderts zu tun haben, einem Karl Eugen, einer Franziska von Hohenheim, einem General Ried, gewiß auch noch, als Anstifter der ganzen Hetze wider Schubart, mit einem Jesuitenpater, der vielleicht mit Wohlgefallen die Flammen um die Leiche des armen Studenten Nickel lodern sah. Und auf jede einzelne dieser Persönlichkeiten läßt sich wohl das Dichterwort anwenden:

„Anders, als sonst in Menschenköpfen,
Malt sich in diesem Kopf die Welt!“

Hohenasperg.

A. In schwerer Gefangenschaft und enger Haft.

(1777—1780.)

Ehe ich das Los des armen Gefangenen in seinem öden Verließ schildere, scheint es mir geboten, zuerst seiner früheren und jetzigen Umgebung einige Aufmerksamkeit zu widmen, das Benehmen seiner Verwandten, Freunde und Bekannten zu charakterisieren und endlich auch dasjenige seiner Widersacher. Eben hatte der sonst so stürmische und draufgängerische Mann in ruhigere Bahnen eingelenkt, seine vielseitigen Fähigkeiten begannen sich unter dem Schutze einer freien Reichsstadt und unter dem aufmunternden Beifall seiner Mitbürger auf's Beste zu entfalten, da nahte das Verhängnis in der Gestalt eines despotischen Fürsten und seiner Kreaturen und setzte aller Weiterentwicklung in brutaler Weise ein Ziel. Selbstverständlich machte dieser Gewaltstreich nicht geringes Aufsehen und nach und nach (bei der Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit der guten Deutschen freilich sehr nach und nach) begann man sich in verschiedenen deutschen Gauen zu Gunsten des gemaßregelten Dichters zu rühren.

In einem wirklich schönen Lichte zeigte sich jetzt Schubarts Gattin. Was die Asperger Zeit betrifft, kann man wohl David Strauß beipflichten, der nun auf Helene ein förmliches Loblied anstimmt und endlich bemerkt: „In der Galerie deutscher Dichtergattinnen gebührt

unserer Schubartin ein Ehrenplatz.“ Daß Helene ihren Mann zu Anfang der Ehe gar nicht verstand, seine prächtigen und vielseitigen Anlagen gar nicht zu würdigen wußte, sondern das Wesen ihres Christian ganz und gar mit den Augen ihres spießbürgerlichen Vaters betrachtete, habe ich bereits im Geislinger Kapitel angedeutet. Wäre es auch ferner so geblieben, dann wäre das Lob, das ihr Strauß erteilt, übel angebracht. Aber Helene änderte sich. Bereits in Ludwigsburg zeigten sich Ansätze bei ihr, sich aus dem Ideenkreis ihrer kleinlichen Verwandten zu befreien. Wohl



Kupferstich aus Merian.

ging sie dort ihrem Manne zweimal davon und flüchtete nach Geislingen. Der Grund ihrer Entfernung war jedoch jedesmal ein verzeihlicher. Allein in Geislingen zu bleiben, ihren Christian ganz zu verlassen, das war sie nicht imstande. Hätte sie nach den Wünschen ihrer Eltern gehandelt, so hätte sie nicht mehr nach Ludwigsburg zurückkehren dürfen; ja es ist sehr wahrscheinlich, daß sie ihrem Mann auch gegen den Willen ihres Vaters nach Ulm gefolgt war, denn wie wir hörten, verkehrte der alte Bühler mit Schubart im ersten Ulmer Jahre nicht einmal brieflich. Während des Besuches des Dichters in Geislingen, als er gekommen war, um seine Frau nach Ulm zu holen, scheint mit dieser die erste große Wandlung vorgegangen zu sein. Nun folgte die zweite.

Hatte ehedem vielleicht nur die Eifersucht den Beweggrund zur Rückkehr zu ihrem Manne abgegeben, so folgte sie ihm jetzt aus freien Stücken, aus wahrer Gattenliebe.

Und nun beobachten wir die Frau während der Gefangenschaft ihres Mannes. Gleich am 24. Jänner 1777, dem Tage der Einkerkerung, schreibt sie ihrem Schwager Konrad in Aalen einen verzweiflungsvollen Brief, worin es heißt: „Denken Sie, ein Teufel in menschlicher Gestalt hat mir meinen Mann gestohlen, vielleicht auf ewig gestohlen. O Erbarmung vor eine ganze Familie, die mit der Verzweiflung ringt.“ Und das Postskriptum lautet: „Kommt mein Mann nicht bald los, und ich habe mich ein wenig erholt, so lasse ich alles im Stich und gehe vor den Herzog und sag ihm, daß er mir lieber mein Leben, als meinen Mann nehmen soll. Will alles nichts helfen, so wird er mir doch erlauben, ein gleiches Schicksal mit meinem Manne zu haben. Ich wage alles; Leben oder Tod, Alles ist mir gleich. Hätte mir Gott meinen Mann genommen, so wollte ich's als eine Christin ertragen, aber das ist unerträglich.“ Schon nach dieser Briefstelle müssen wir einen Gedanken, der wohl manchem im ersten Augenblick aufsteigen mag, zurückweisen; nämlich den, daß sich die Frau vielleicht nur deshalb so verzweifelt gebärdete, weil sie sich ihres und ihrer Kinder Ernährers beraubt sah. Daß diese Annahme unbegründet wäre, beweist vollends ihr weiteres Verhalten, als sie erfährt, daß ihre Kinder in der Akademie versorgt werden sollen, ihr selbst eine Jahressumme ausgesetzt werde. Trotzdem nun Helene ihre Kinder geborgen wußte (freilich durfte sie die beiden jetzt nur selten sehen), ja selbst über ein Jahreseinkommen verfügte, das sie früher an der Seite ihres Mannes, besonders während seiner Wanderzeit, in dieser Höhe nicht besessen hatte, setzte sie alle Hebel in Bewegung, ihren Christian freizubekommen. Sie siedelt alsbald nach Stuttgart über, einerseits um ihren Kindern näher zu sein, anderseits um beim Herzog öfters in Audienz erscheinen zu können. Sie wird nicht müde, mit Miller in Ulm, der sich nun als echter Freund und Wohltäter der Familie erweist, indem er die Chronik weiter herausgibt und den vollen

Erlös der Familie Schubart zukommen läßt, alle Umstände zu erwägen, die ihrem Manne die Freiheit verschaffen könnten. Immer neue Bekannte kommen ihr in den Sinn, an die man sich wenden könnte, um für Schubart Fürsprache beim Herzog einzulegen. Doch alle versagen!

Klopstock, auf den sie und Miller natürlich die größten Hoffnungen setzen, erkundigt sich erst bei General Rieger (!) um den Gefangenen und nachdem ihm dieser vom Aspergertyrannen schlecht beschrieben wird, unternimmt Klopstock nichts zu Gunsten jenes Mannes, der sein ganzes Leben der größte Verehrer des Messiassängers gewesen war, und dem dieser einen guten Teil seiner Popularität zu danken hatte.

Haug gebärdet sich furchtsam. Wohl nimmt er Helene nach ihrer Uebersiedlung nach Stuttgart in seinem Hause auf, doch erweist er dem Dichter einen zweifelhaften Dienst, indem er die Ludwigsburger „Selbstanklage" veröffentlicht, die er zufällig unter den Papieren Schubarts findet. Anstatt an maßgebender Stelle durch diese, nie für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen, in einem verzweiflungsvollen Augenblick flüchtig hingeworfenen Zeilen Mitleid für den Arrestanten zu erwecken, müssen seine Peiniger erst vollends glauben, mit der Bekehrungsdressur einer so schwarzen Seele, als welche sich Schubart in jenem Schriftstücke selbst schildert, im Rechte zu sein.

Haug scheint übrigens bezüglich der Nachrichten über Schubart ganz im Banne des Herzogs zu stehen, ja, gewisse Berichte über den Asperggefangenen im „Schwäbischen Magazin" lassen deutlich erkennen, daß sie eine Redaktion seitens des Fürsten oder eines seiner Getreuen erfuhren. Im Februarstück des Jahrgangs 1777 der Haug'schen Zeitschrift heißt es: „Um der vielen Urteile willen in Zeitungen (die übrigens nicht zu finden sind) wird hiermit zuverlässig gemeldet (!), daß der Verfasser der Deutschen Chronik zwar auf dem Asperg in Verwahrung ist, aber sehr gutes Traktament (!) genießt, auch die Seinen auf das Beste versorgt sind." Im Junistück folgen dann als Teil des von Haug seinem Magazin einver-

leibten „Lebenden Württembergischen Schriftsteller-Lexikon von 1777“, dem Vorläufer seines „Gelehrten Wirtembergs“, die Nachrichten über Schubart. Haug bemerkt dabei: „Seine besonderen Schicksale haben verschiedene gewinnsüchtige Personen lüstern gemacht, Materialien zu seinem Lebenslauf zu suchen; einige haben wirklich das was sie durch bloße Sage hörten, für baares Geld genommen und in kurzen Nachrichten von ihm viel Fehlerhaftes einfließen lassen; denen und anderen zu Gefallen, wie auch noch andere falsche Gerüchte zu widerlegen, teilen wir gegenwärtiges aus zuverlässigen Quellen und meistens aus seiner eigenen Feder auf Begehren umsonst mit.“ Ueber Schubarts Behandlung heißt es wieder: „Er genießt neben einem sehr angenehmen Traktament (!) nicht nur ganz besondere Pflege für seine Gesundheit (diese Pflege war so „besonders“, daß er nach einem Jahr kaum mehr gehen und stehen konnte), sondern auch zu seiner weiteren Fassung und Seelsorge werden alle möglichen Anstalten gemacht. Aus diesem allem zusammengenommen, schließt das Publikum (?), daß höchster Orten bei diesem Vorgang mit eine Hauptabsicht gewesen sei, einen sicheren Grund zu seiner wahren Wohlfahrt zu legen. Wir wissen übrigens die eigentliche Ursache seines Arrestes nicht, vermuten aber, daß es eher mehrere seien als nur eine.“ Der Artikel schließt: „Uebrigens ist für einen so lebhaften Geist, wie Schubart, freilich die letzte Veränderung eine schwere Aufgabe; aber zugleich auch Muße genug, die Gründe dazu in und außer sich zu suchen, wenn er ein Denker und großer Geist; den Mut eines Mannes zu zeigen und den Trost der Weltweisheit zu nützen, vornehmlich aber, weil diese alle nicht hinlänglich sind, sich zu überzeugen, daß allein die Religion, allein die Sittenlehre des Erlösers die wahre Quelle einer dauerhaften Zufriedenheit im Glück und Unglück sei . . . Wir hoffen und wünschen, ja, wir wissen es gewiß, daß Schubart und die Seinigen mit der Zeit Ursache haben werden, Gott, ohne den nichts geschieht, und den gnädigsten Fürsten für ihre Führungen zu preisen.“ — Die folgenden Jahrgänge bringen nur spärliche Berichte über Schubart. In knappen Notizen werden die

Veränderungen seiner Lage auf dem Asperg angezeigt, so daß er „dem gnädigsten Herzog eine große Erleichterung seines Arrestes“ zu verdanken habe, dann daß er Festungsfreiheit erhalten habe und im 11. Stück des Jahrgangs 1780 wird schon von seiner baldigen Befreiung gesprochen. Wir werden später sehen, wie sehr verfrüht diese Nachricht war. Im Jahre 1780 stellte das „Schwäbische Magazin“ sein Erscheinen ein und seine Fortsetzung „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ erwähnt Schubart nicht mehr. Auch die Freundschaft Schubart-Haug hat hier ihr Ende gefunden. Die beiden Männer scheinen einander später nicht mehr nahegetreten zu sein. (Bezüglich der Nachrichten über Schubart im Magazin vergl. Geiger in der Beilage des Staatsanz. f. Württ. Nr. 16, 1885.)

Anfangs 1779 hatte Helene übrigens mit Haug auch einen Kampf zu bestehen. Weil ihr Schubart sagen ließ (schreiben durfte er niemanden), Haug sei nicht glaubensfest, und daher der Umgang mit ihm für ihr Seelenheil gefährlich, wurde Haug höchst aufgebracht. Zwar söhnte er sich mit der Schubartin bald wieder aus, doch nahm diese doch ein anderes Quartier und wohnte von nun an bei dem Expeditionsrat Elsässer, der, wie aus einem ihrer Briefe hervorgeht, eine sehr empfindsame Frau hatte, die Frau Schubart in ihrem Leide tröstete.

An jedem Jahrestage der Einkerkerung und an jedem Geburtsfeste des Fürsten hofft die Arme auf Befreiung ihres Mannes. Aber immer wieder sieht sie sich getäuscht. Sie demütigt sich vor dem Despoten in den Audienzen. Welchen Entschluß muß der schlichten Zollerstochter, die es nie gelernt hatte, in vornehmen Kreisen zu verkehren, der Gang auf die Parketts des Hofes gekostet haben! Hier wird wohl Schillers Wort zur Wahrheit: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken.“ Was aber erreicht sie in diesen Audienzen? Einmal sagt ihr der Herzog: „Was Ihren Mann betrifft, soll Sie einen gebesserten Mann wieder bekommen; gegenwärtig (1778) ist er noch immer auf Irrwegen.“ Und ein Jahr später wird sie gar auf den Himmel verwiesen und mit den Worten abgespeist: „Sie kann ver-

sichert sein, daß ich für Sie und all die Ihrigen sorgen werde; gehe Sie hin und sei Sie ruhig.“ (!)

Einmal wandte sich Helene auch schriftlich an Franziska, doch diese Dame ließ ihr schlauerweise sagen, sie bekümmere sich um diese Angelegenheit gar nicht. (!!)

Bereits um die Mitte des Jahres 1779 war in Stuttgart das Gerücht verbreitet, Schubart solle nach seiner Befreiung als Dichter des Herzoglichen Theaters angestellt werden, woraus natürlich Helene abermals neue Hoffnung schöpfte. Es blieb ihr wenigstens diese! Wie furchtbar wäre es für sie gewesen, hätte sie damals ahnen können, wie weit ihr Mann noch vom Ziele entfernt war. Im Dezember 1779 erscheint sie wieder vor dem Herzog, doch Serenissimus geruhte zu äußern, ihre Freunde meinten es nicht gut mit ihr, wenn sie ihr den Rat erteilen, so oft für ihren Mann bitten zu kommen. Auf die Entgegnung der Frau, daß ihr einziger Rat ihr Herz sei, antwortet Karl kurz: „Schon gut!“ Und alles bleibt beim alten.

Um dieselbe Zeit erscheint Goethe mit seinem Herzog in Stuttgart. Ein neuer Hoffnungsstrahl! Sie will Goethe, „diesen großen Mann“, aufsuchen und ihn zur Fürbitte bei Karl Eugen zu bewegen suchen. Doch bald vernimmt sie, daß „eine schwarze Seele“ Gelegenheit gefunden habe, Herzog Karl gegen den freisinnigen Goethe einzunehmen. Einen Monat später, im Jänner 1780, erfährt die Gequälte wohl die ärgste Enttäuschung. Der Herzog hatte bereits Andeutungen bezüglich Schubarts Befreiung fallen lassen, doch abermals hatte „eine schwarze Seele“ Gelegenheit gefunden, des Fürsten Herz aufs neue zu berücken. Zudem war jetzt jede Audienz unmöglich geworden, denn Karl trat eine weite Reise an. Wie wir später sehen werden, war es in diesem Fall keine „schwarze Seele“, die den Herzog beeinflußte, sondern ein literarisches „Verbrechen“ Schubarts, das sich dieser aus Zorn über die neuerlich getäuschte Hoffnung auf Befreiung zu Schulden kommen ließ. Ein Jahr später, gegen Ende 1780, spielte sich die alte Komödie ab. Der Herzog hatte Ludwig Schubart bei Tisch in der Akademie gesagt, er werde bald seinen Vater sehen. Auch dieses Versprechen

wurde nicht gehalten, nur wurde um diese Zeit dem Gefangenen wenigstens gestattet, seiner Frau und seinen Kindern schreiben und für sich selbst literarisch und musikalisch tätig sein zu dürfen.

Auch Schubarts alte Mutter demütigte sich vor dem Herzog, indem sie bei ihm in Audienz erschien und endlich an den „durchlauchtigsten Herrn“ am 28. Oktober 1778 ein Bittgesuch richtete, das aber kaum jemand ohne Empörung lesen wird. In diesem Schreiben wird nämlich vor der eigentlichen Bitte um Befreiung des Sohnes dem Herzog in den demütigsten Ausdrücken „der untertänigste Dank“ (!) zu Füßen gelegt, für die „liebevolle Vorsorge und weisen Absichten“ die er für Schubart durch die über ihn verhängte Strafe bekunde. Und derlei Dinge konnte der Herzog zur Kenntnis nehmen, ohne vor sich selbst zu erröten!

Den einzigen vernünftigen Weg für Schubarts Befreiung zeigte bereits im August 1777 der alte Bühler in einem Schreiben an Konrad Schubart an. Es beweist dies wieder so recht die nüchterne, praktische Denkart dieses Mannes. Während sowohl die Frau als auch die Freunde des Dichters sich von den Berichten Riegers blenden ließen und der Meinung waren, dem Gefangenen gehe es auf dem Asperg wenigstens körperlich ganz wohl, hatte Bühler anderweitig Nachricht eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß Schubart zwar „passable Kost,[1] aber ein sehr ungesundes und beschwerliches Quartier (!), ohne Luft und Aussicht habe.“ In dem Schreiben wird weiters General Ried[2] in Ulm als der geistige Urheber der Gefangennahme Schubarts bezeichnet, indem der Chronikschreiber offenbar von den katholischen Geistlichen angeschwärzt worden sei. Bühler glaubt ferner, daß ohne des Generals Zustimmung keine

[1] In den ersten Jahren muß sie sehr „passable“ gewesen sein, denn Schubart hatte pro Tag ganze 12 Kreuzer zu verzehren und bekam keinen Wein.

[2] General Ried starb Ende 1779 und es ist jedenfalls merkwürdig, daß der Herzog genau um dieselbe Zeit zum erstenmal von Schubarts Befreiung sprach.

Freiheit zu erlangen sei. (!) Schließlich meint aber Bühler, daß die ganze „Prozedur“ gegen die Württembergischen Rechte verstoße, da Schubart kein Untertan dieses Landes sei. Doch württembergische Gelehrte könnten sich nicht einlassen, diesbezüglich etwas zu unternehmen. Sie müßten glauben, Gefahr zu laufen (!). Es bliebe also nichts übrig, als sich an den Kaiser selbst zu wenden. — Warum dieser Schritt unterblieb, liegt klar auf der Hand. Die Verwandten mußten fürchten, auch in Wien nichts auszurichten, weil, wie wir eben hörten, ihnen hauptsächlich der österreichische General Ried als Urheber von Schubarts Unglück galt. Hätten sie sich auch an den Wiener Hof gewendet, so hätte man sich von dort aus erst wieder bei Ried oder beim Herzog über Schubart erkundigt. Und welche Auskunft der Kaiser an diesen Stellen erhalten hätte, kann man sich vorstellen. Eine andere Frage ist es, ob Bühler, als Zugehöriger der freien Reichsstadt Ulm, und Konrad Schubart, ebenfalls als freier Reichsstädter, nicht direkt eine Klage beim Reichsgericht wider den Herzog wegen widerrechtlicher Freiheitsentziehung ihres Verwandten hätten einbringen können. Eine Frage, die ich allerdings nicht zu beantworten vermag, deren Erörterung aber meines Erachtens eine dankbare Aufgabe für den Rechtshistoriker bilden würde.

Der Gerechtigkeitssinn des Lesers wird nun wohl auch darnach Verlangen tragen, zu erfahren, wie es Schubarts Verräter, dem Amtmann Scholl, erging. Der Herzog hatte diesen Mann in den hochtrabendsten Worten auf die Wichtigkeit seiner Mission aufmerksam gemacht und so mußte Scholl zu der Annahme gelangen, dem Landesherrn einen sehr großen Dienst erwiesen zu haben, der nicht unbelohnt bleiben könne. Doch Herzog Karl war kein Kaiser Heinrich, der in Wagners „Lohengrin“ dem Telramund, als ihn dieser an seine geleisteten Dienste erinnert, zuruft: „Wie schlimm, ließ ich von dir daran mich mahnen!“ Karl ließ sich ruhig von seinem „getreuen Knecht“ mahnen, sicherte ihm, als ihn Scholl darauf aufmerksam machte, daß er in Blaubeuren und Um-

gebung vor dem empörten Volke nirgends mehr sicher sei, seinen „höchsten landesherrlichen Schutz“ zu und versprach ihm, bei „ereignender Gelegenheit auf seine convenable Translocierung den gnädigsten Bedacht zu nehmen.“ — Das Versprechen blieb unerfüllt, und Scholl starb, nachdem er Schubarts ganze Familie überlebt hatte, am 22. Juni 1819 zu Blaubeuren, 83 Jahre alt, ohne einen Lohn für seine Schandtat empfangen zu haben, von niemanden beweint und von allen verachtet. „Welche Lehre für alle — bemerkt Strauß — die sich dem Dienste eines Souveräns, heiße er nun Fürst oder Volk, ohne Vorbehalt ihres Gewissens dahingeben!“

Das Benehmen des Herzogs Schubart gegenüber werden wir in genauerer Verfolgung der einzelnen Jahre der Gefangenschaft noch zur Genüge kennen lernen. Es sei hier im allgemeinen nur erwähnt, daß Schubarts Einkerkerung einen Rückfall des Herzogs in seine ehemaligen Despotenlaunen bedeutete. Seit seinem Zusammenleben mit Franziska von Hohenheim hatte er den Tyrannen wenigstens nach außen abgestreift und war — angeblich durch den Einfluß seiner „Freundin“ — ein milderer Regent geworden. Umsomehr Grund für meine Annahme, daß eben Franziska an der Unschädlichmachung des in ihren Augen frivolen Dichters mitgewirkt habe. Nicolai, der in jenen Jahren, da Schubart auf dem Asperg saß, Württemberg bereiste, versichert, daß die Schwaben ihren Herzog lieben, ja ihn auch zu jener Zeit liebten, da sie nicht mit all seinen Anordnungen einverstanden waren. Die Ueppigkeit des Hoflebens nach Karls Trennung von Friederike von Bayreuth hatten sie als „notwendiges Uebel“ angesehen, und es erregte den Stolz vieler Untertanen, daß der Hof ihres Herrschers der glänzendste Europas genannt werde. Bei ihrem Regierungsantritt schwuren die Herzoge von Schwaben jedem Untertanen Sicherheit und persönliche Freiheit zu. (!!) Man wußte jedoch im Lande, daß dies andere Herrscher ebenfalls taten, daß es aber außerhalb Schwabens auch Festungen gab, in denen mancher schmachtete, der „am Thron zu laut gesprochen.“ Was Karl bei seinem Volke

besonders beliebt machte, war sein leutseliges Wesen und seine gewinnende Persönlichkeit. Dabei wußte er sich infolge seiner Erziehung ein gelehrtes Wesen zu geben, das dem damaligen, noch wenig gebildeten niederen Volke ganz besonders imponierte. In höchst schlauer Weise wußte er den strengen, aber gleichzeitig gerechten Herrscher zu spielen, und für diesen Zug seines Wesens bietet Karls Verhalten dem eingekerkerten Dichter und dessen Familie gegenüber ein besonders treffliches Beispiel. Vor der Welt wußte er den Anschein zu erwecken, als bezwecke er mit Schubarts Gefangenschaft nichts anderes, als den „Religionsspötter" und „respektlosen Journalisten" zum frommen Christen zu erziehen. Da Karl aber ahnen konnte, daß diese an einem deutschen Dichter verübte Gewalttat auch außerhalb des Landes nicht geringes Aufsehen erregen und wohl auch Erbitterung hervorrufen werde, bemühte er sich alsbald, der Menge Sand in die Augen zu streuen und durch einen scheinbaren Wohltätigkeitsakt den Nörglern die Mäuler zu stopfen. Gewiß nicht aus Milde, Barmherzigkeit oder gar Gerechtigkeitssinn, sondern einzig und allein deshalb, um als edler Fürst, als weiser Regent vor dem In- und Auslande dazustehen und gepriesen zu werden, unterstützte er Schubarts Frau und nahm die Kinder des Dichters in die Akademie auf. Nach Schubarts Tode erhielt die Witwe jenes Mannes, den Karl körperlich und geistig ruiniert hatte und der nach dem Asperg offiziell in den Diensten des Herzogs stand, keinen Kreuzer Pension! Letztere Tatsache beweist wohl die Richtigkeit der eben geäußerten Ansichten am besten.

War Herzog Karl diejenige Persönlichkeit, von deren Willen von nun an die Gestaltung von Schubarts Leben im Ganzen und Großen abhing, so sehen wir in General Rieger denjenigen Mann, der über das Los des Gefangenen, d. h. über die Art der Gefangenschaft zu gebieten hatte. Philipp Friedrich Rieger war der Sohn eines schwäbischen Geistlichen und trat zunächst in preußische Militärdienste. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er zum Auditor ernannt und wußte sich rasch zum

geheimen Kriegsrat und Obersten emporzuschwingen. Als solcher wurde er Karls Vertrauter; der Herzog pflegte sich auch seiner Vermittlung zu bedienen, wenn es galt, eine der Töchter des Landes zu erobern. Als im Jahre 1758 der Subsidienvertrag zwischen Württemberg und Frankreich erneuert wurde, schlug es Rieger fehl. Sein bereits geübtes Kunststück, eine Armee sozusagen aus dem Boden zu stampfen, wobei der Hexenmeister mit beispielloser Brutalität vorging (vergl. die Werbungen zum Feldzuge wider Friedrich den Großen), versagte diesmal vollkommen, als Frankreich im Jahre 1759 immer energischer auf der Stellung des württembergischen Kontingentes beharrte. Diesen Augenblick benützte der geriebene Minister Montmartin, um sich eines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen und sich gleichzeitig beim Herzog einzuschmeicheln. Er beschuldigte Rieger des geheimen Briefwechsels mit der preußischen Regierung. Während einer großen Parade riß Karl dem General die Orden von der Brust und verfügte seine sofortige Abführung nach dem Hohentwiel. Dort lag der ehemalige Günstling — genau wie Schubart, ohne je vor ein Gericht gestellt worden sein — von 1762—1766 im scheußlichsten Gefängnis. Sein Kerker wurde nie gereinigt (!), mit niemanden durfte er sprechen, die Kost wurde ihm durch ein Loch in der Wand gereicht, Haare und Bart mußte er sich wachsen lassen und kein anderes Buch wurde ihm belassen als die Bibel. Es ist begreiflich, daß Rieger durch diese barbarische Kur zum Frömmler wurde und in der heiligen Schrift eine Festigkeit gewann, die selbst Theologen in Erstaunen setzte. Als völliger Pietist ging er aus seinem Kerker hervor, wurde wieder in Gnaden aufgenommen und Karl wähnte nun, in ihm den richtigen Kommandanten für die Feste Hohenasperg und im Falle Schubart den besten Mann gefunden zu haben, den störrischen Dichter zur Raison zu bringen.

In letzterer Mission unterstützte den General wacker Schubarts alter Feind aus den Luwigsburger Tagen, der Spezial Zilling, dessen Charakteristik bereits in Kürze mitgeteilt wurde.

Es steht für mich außer allem Zweifel, daß jetzt Zilling nur deshalb Schubart so lange durch Verweigerung der Wiederaufnahme in die christliche Kirche peinigte, um sich für den seinerzeit in Ludwigsburg mündlich und später von Ulm aus schriftlich von dem Dichter erlittenen Spott zu rächen. Hauff aber meint nun, Schubart habe in Ludwigsburg Zilling gegenüber unrecht gehandelt und der Spezial sei ganz im Rechte gewesen, wenn er ihn exkommunizierte, denn Schubart habe stets verlangt, man solle ihn leben lassen, wie er wolle, er lasse ja auch jeden leben, wie's ihm gefalle. Letzteres sei aber nicht der Fall gewesen. Schubart habe über Zilling gespottet, habe diesen also nicht leben lassen wie er wollte. Ich glaube, daß ein Schriftsteller, der unter allen Umständen der Aufklärung dienen soll, sehr wohl das Recht hat, über Pfaffenknechte und rückständige Philister zu spotten, selbst wenn sie seine Vorgesetzten sind. Es kommt nur darauf an, ob der betreffende Schriftsteller Mut genug besitzt, auch die Folgen seiner Spöttereien zu tragen. Uebrigens ist ein mehr oder minder harmloses Lächerlichmachen einer Person durch satirische Reden immer noch „leben lassen“ gegenüber Freiheitsentziehung und Exkommunikation. Diese Dinge hätte Pastor Hauff bedenken sollen, ehe er seinen Kollegen Zilling so warm verteidigte.

Es ist wohl selbstverständlich, daß über Schubarts Einkerkerung am meisten jene Pfaffen in dem finstern Winkel Schwabens triumphierten, die der Dichter in der Chronik angegriffen hatte. Der Verfasser der seinerzeit zu Augsburg „zum Vergnügen der Schwaben“ erschienenen Pamphlete gegen Schubart griff auch jetzt wieder zur Feder, um den armen Gefangenen in den Augen der Menge lächerlich zu machen und gleichzeitig sein Mütchen an ihm zu kühlen. Freilich geschah dies mit viel Behagen, aber wenig Witz. Es ist das Verdienst Karl Geigers in seinem bereits oftmals zitierten Artikel auf eine bisher gänzlich übersehene Schmähschrift wider den gefangenen Schubart aufmerksam gemacht zu haben, die 1777 erschien und folgenden ebenso dummen wie umständlichen Titel führt: „Ecce! Schubart von Ala, der Erzvogel im Mausen auf dem Asperg Im

Herzogthum Würtenberg — auf seinen so glücklich — als triumphirlichen Einfluge daselbsten, deutsch-kronik-mäßig herausgegeben mit Genehmigung seiner hohen Gönnern. Kronikberg gedruckt mit neuen Schriften 1777.“ Geiger nennt dieses Pamphlet ein „ebenso jämmerliches, wie gemeines Machwerk“ und gibt daraus folgende, was Orthographie und Ausdrucksweise anbelangt, allerdings haarsträubende Probe:

„Blaubeurer Vogeltenn! — klug machtest deine Sache,
So arg der Vogel war, — so fein war deine Sprache.
Den Vogel locktest ein zu einen fetten Schmauße,
Zu den war er geschickt und allezeit zu Hause.
Mit freuden schwung er sich nach schon bemelten Tenne,
Die Jungen ließ er z'Haus bei seiner lieben Henne.
Da er den Kragen voll gefillt nach sein Vergnügen,
Wusch er den Schnabel ab und wollt nach Hause flügen.
Allein! — es war umsonst; gewixte Jäger kamen,
Und diesen Vogel fest bey seine Flügel nahmen . . . .
Das ist ein rarer Vogl! — als dreymal schon Vertriebner,
Nun haben ihn erhascht ein Einser und drey Siebner.
Stuttgarte, Lewenhaus, der Tannezapf (?) nicht minder
Verscheuten sein Gesang; — Es reizte ihre Kinder . . . .
Ein Vogel ohne Scheu! Das heilig jubilieren,
Die g'weihte Priesterschaft sich wagte zu schimpfieren . . . .
Er auch ein Vogel war (man kann es gründlich sagen),
So der Sanftkörnlein viel verwüstet und vertragen,
Der seinen Schnabel hat an Fischerring gewetzet,
Und andere Vögel mehr zum schimpfen angehetzet.
So Vögel, — wie — der ist, soll man empfindlich rupfen,
Die keck auf Herzoghüth, auf Kron und Zepter hupfen. —
Erzvogel in der Tat! Dem Schwert und Flammen lachen,
Den man so füttern wird, daß ihm die Schwarten krachen.
Ja! Schwerd, und Flamme lacht, warum? hat er's verschuldet?
O Leser, nur Geduld! Der Himmel auch geduldet.
Ein Jüngling wurde schon verbrannt zu Staub und Asche,
So Gott verläugnet hat in derlei Vogelsmasche . . . . .
Asperg — o Schubartsberg! Der Name soll dir bleiben! . . .

Die in der drittletzten Zeile enthaltene Anspielung auf den Fall Nickel beweist wieder deutlich, daß die Pfaffenpartei Schubart einen großen Teil der Schuld an den „Ketzereien“ des Studenten beimaß. — Das Pamphlet schließt mit folgenden, offenbar ernst gemeinten pathetischen Phrasen:

„Du kennst jetzt deinen Sieger,
Er thront im Württemberg — ist Martis sein Vergnüger.
Der dich — o Goliath! zum Aspergsritter g'schlagen,
So werth ist, daß mans soll in deine Kronik tragen.
Ich g'lassner David wags! — Die Schleuder meines Hirne
Werf diesen Inhaltstein an deine stolze Stirne.“ —

Und ein Mensch, der selbst derartige hanswurstmäßige Verse fabrizierte, wagte es, den Verfasser der Chronik und den Dichter so vieler prächtiger Lieder einen Hanswurst zu nennen! — (Ein Exemplar der überaus seltenen Schmähschrift „Ecce!“ ist auch in Schweikers Schubartmuseum in Aalen zu finden. Die Schrift fällt sofort durch ihr merkwürdiges Titelkupfer auf.) Bezeichnend für den Servilismus der damaligen Zeitungsschreiber ist es, daß sie von der Gefangennahme des Dichters keinerlei Notiz nahmen. Selbst ein Kenner jener Zeit, wie es Geiger ist, gesteht: „Ueber die Urteile in Zeitungen haben wir bis jetzt nichts finden können. — Nur seine Todfeinde in Augsburg jubeln auf.“

Recht merkwürdig äußerte sich öffentlich auch einer der entfernteren Bekannten Schubarts während der Gefangenschaft des Dichters. Es ist dies J. W. v. Archenholz, den Schubart einen „Mann hohen Sinnes und edlen Herzens“ nennt. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Literatur- und Völkerkunde“ findet sich im II. Band ein Artikel: „Schubart. Ein Beitrag zur Litterär-Geschichte des 18. Jahrhunderts.“ Obzwar der Aufsatz sichtlich zu Schubarts Gunsten geschrieben wurde, finden sich darin doch wieder Stellen, die uns sehr seltsam anmuten. Mit Recht sagt Geiger: „In welchem Lichte mußte erst Schubarts Charakter in der Darstellung seiner Feinde erscheinen, wenn schon seine Gönner von „schlechten Sitten der gemeinsten,

pöbelhaftesten Art“ sprechen, wodurch er sich immer selbst die Hoffnung auf eine entsprechende Lebensstellung vereitelt habe.“ Der Artikel, in dem Schubart unter anderen schlimmen Dingen auch Undank gegen seine Wohltäter und Lästerung der christlichen Religion zum Vorwurfe gemacht werden, schließt mit einer nicht uninteressanten Parallele. „So abgenutzt auch die Methode ist, Parallelen zu machen, da sie mehrenteils schief gezogen werden, so wage ich es doch, Schubart den deutschen Linguet zu nennen. Beide schwärmende Patrioten, beide sehr beredte, einnehmende Schriftsteller, beide sehr wichtig und bilderreich; beide Männer von superficiellen Kenntnissen; beide von sehr zweideutigem Charakter; beide sehr frei schreibende Annalisten; beide mehr verschlungen als gelesen; beide durch einen Judaskuß verraten und beide wegen ihrer Schriften eingekerkert. Der letzte Zug im Gemälde würde sein, daß, so wie der französische Linguet durch die großmütige Vorbitte der unsterblichen Katharina befreit wurde, unser erhabener Kaiser oder sonst einer von den Großen der Erde dem deutschen Linguet bei dem Herzog von Württemberg diese Wohltaten erzeigte.“

Wir kehren nun zu unserem Gefangenen zurück.

Der Turm, in welchem Schubart im ersten Jahre lag, ist noch heute auf dem Asperg zu sehen und wird jetzt noch „Schubartturm“ genannt. Es ist ein viereckiger, nicht allzu hoher Bau, auf dem sich gegenwärtig eine Plattform befindet, von welcher aus dem Besucher die weite Aussicht erklärt wird. Zu Schubarts Zeiten war dieser Turm im oberen Teile verfallen, in seinem untersten, aber noch oberirdisch am Wallgraben gelegenen Raume befand sich Schubarts Gefängnis. Es war nicht sonderlich geräumig, doch auch nicht gerade klein, hatte aber nur ein schmales, vergittertes Fenster gegen die Festungsmauer zu. Die Einrichtung bestand aus einem kleinen, eisernen Ofen und einem Strohlager. Ueber diesem Lager drohte von der geschwärzten Wand ein Ring mit Kette hernieder, an die man den Dichter zu schmieden drohte, falls er sich ungehörig benehmen

sollte. — Welche seelischen und körperlichen Qualen Schubart in diesem Loche ausgestanden hat, muß man ihn selbst schildern hören. Man wird es dann vielleicht einigermaßen begreiflich finden, daß aus dem fröhlichen, lebensfrischen Manne, mit seinem geräuschvollen Wesen, ein ängstlicher,



Federzeichnung nach der Natur
von Karl Kaltenmoser in München.

lichtscheuer Pietist wurde. Um das fürchterliche seiner jetzigen Lage zu erfassen, muß man sich nur Schubarts frühere Lebensgewohnheiten in Erinnerung rufen und diese mit seiner gegenwärtigen Situation vergleichen. Ein Mensch, der gewöhnt ist, in der Gesellschaft als Deklamator, Sänger,

Klavierspieler zu glänzen, der Wein, Weib und Gesang über alles liebt, dem Aussprache mit seinem lieben Nächsten zum Bedürfnis geworden ist, der seine höchste Befriedigung darin findet, anregend zu wirken, zu belehren, aufzuklären, kurz sich mitzuteilen, sieht sich mit einem Schlage in die trostlose Einsamkeit eines Festungskerkers verbannt, in dem er nichts anderes zu sehen bekommt, als das Gesicht seines Wärters, der ihm laut Weisung stumm das Essen reicht, das mürrische Antlitz seines Generals, der ihn noch dazu mit allerlei Drohungen schreckt und den Streifen Himmel vor seinem Gitterfenster. Kein Fetzen Papier wird ihm belassen, ja nicht einmal ein Bleistift, mit dem er seine Gedanken an die Wand kritzeln könnte. Diese Andeutungen dürften genügen, um uns Schubarts geistige Wendung einigermaßen verständlich zu machen.

Seine fürchterlichste Geißel war natürlich die Langeweile. Er zählte bald nicht mehr die Tage, sondern die Stunden und wußte endlich genau den Eintritt jeder Minute. Er zählte die Spalten in der Mauer, die Ziegelsteine des Fußbodens, die Fäden seiner Matratze. Die Spinne an der Wand begrüßte er als liebe Gesellschafterin und heizte im Winter oft des Nachts ein, um eine Fliege am Leben zu erhalten, deren Summen ihm wie Musik das Ohr erquickte. Er lauschte gespannt auf die Stimmen der Menschen, die an seinem Kerker vorübergingen und versuchte aus ihrer Redeweise auf den Charakter der betreffenden Personen zu schließen. In schlaflosen Nächten starrte er stundenlang zum Himmel empor, und Wonne durchbebte ihn, wenn der Mond gerade vor seinem Gitterfenster erschien. War er doch so mit den Seinen verbunden, die vielleicht jetzt ebenfalls ihre Blicke zu dem nächtlichen Begleiter der Erde emporschickten. Die trostlose Stille um ihn her war ihm grauenhaft. Freudig lauschte er dem Geschrei der Dohlen, die seinen Turm umflogen, oder dem Toben des Sturmes, der in der langen Winternacht über die Wälle des Aspergs dahinsauste und als im Sommer 1778 einmal der Blitz dicht neben seinem Kerker in ein Blockhaus fuhr, bat er Gott, im Wetter sterben zu dürfen. — Um sich die

Langeweile zu vertreiben, versuchte er endlich alles, was er wußte, zu rekapitulieren. Er sagte Gedichte und Stellen aus dem Messias laut vor sich hin, er legte sich im Kopfe ein förmliches Konversationslexikon zurecht, indem er alle möglichen Begriffe und Wörter nach dem Alphabet durchdachte. Doch als wahres Labsal begrüßte er es, als ihm endlich die Bibel gereicht wurde. Nun studierte er stundenlang in diesem Buche und wurde darin fast ebenso fest wie General Rieger.

Man würde aber irren, wollte man meinen, Schubarts Wandlung zum Pietisten habe sich rasch vollzogen. Sie ging sehr langsam vor sich. Das ist bei einem Menschen wie Schubart, der dem Reuegefühl so leicht zugänglich war, einigermaßen erstaunlich und nur daraus erklärbar, daß sich der Dichter diesmal in der Tat nicht des geringsten Vergehens schuldig fühlte. Erst später, als er infolge der Beschwerlichkeit der Haft geistig und körperlich geschwächt war, begann er den Vorstellungen seiner Seelsorger und insbesondere jenen des Generals Rieger Glauben zu schenken, daß seine Gefangenschaft als Strafe für all seine von Jugend an begangenen Sünden und Ausschweifungen aufzufassen und der Herzog sozusagen das Werkzeug des Herrn sei, der ihn durch diese irdische Strafe für den sofortigen Genuß der ewigen Seligkeit nach dem Tode vorbereite. Bei Betrachtung dieser Dressur Schubarts zum Christen ist aber meines Wissens ein Moment noch nicht berücksichtigt worden. Die Dressur gelang umso leichter, als Schubart vom Haus aus zum Theologen bestimmt gewesen war. In der Einsamkeit seines Kerkers kam ihm sein ganzes Jugendleben, sein religiöser Vater, die eigene Religiosität seiner Jugendjahre in rührender Weise in Erinnerung. Nun erst faßte ihn die Reue über ein verpfuschtes Leben und er sah keinen anderen Ausweg als den, zur Religiosität seiner Jugend zurückzukehren. Es wäre meines Erachtens töricht, anzunehmen, Schubart habe sich etwa nur fromm gestellt, um sein Loos zu verbessern. Nein! Zufolge seiner langen Einsamkeit und der Erinnerung an jene glückliche, im Vaterhaus zu Aalen verlebte Zeit, da er noch beten konnte, wurde ihm die Religion nach und nach wieder zum Herzensbedürfnis.

Im Anfang, ja das ganze erste Jahr hindurch blieb er verstockt. Wie aus einem Briefe Riegers an Böckh vom 9. September 1777 ersichtlich ist, war Schubarts größtes Verbrechen dasselbe, was etwa 60 Jahre später seinem Landsmann und Biographen David Strauß unter den römischen und lutherischen Theologen den Beinamen eines Ketzers verschaffte. Schubart zweifelte an der Gottheit Christi. Es ist sehr merkwürdig, daß seine Peiniger nun plötzlich gänzlich den „politischen Verbrecher" vergaßen und in dem Dichter nur einen großen religiösen Sünder erblickten, der durchaus bekehrt werden müsse. (Wer da noch behaupten will, daß an Schubarts Gefangenschaft die Pfaffenpartei völlig unschuldig gewesen sei, den begreife wer mag!) Statt nun, wie man logischer Weise meinen sollte, Schubart zum Monarchisten zu erziehen und ihm vor den gekrönten Häuptern den nötigen Respekt beizubringen, läßt man ihn nicht früher locker, als bis bei ihm die letzten religiösen Zweifel geschwunden zu sein scheinen. Freilich wußten seine Abrichter sehr gut, daß sich mit der religiösen Lammfrömmigkeit die politische wohl von selbst einstellen werde; denn die ganze „Prozedur" glich einer mittelalterlichen Folterung, bei der man den Delinquenten solange marterte, bis er alles bekannte, was das hochnotpeinliche Gericht haben wollte.

Schubart zweifelte also an demjenigen, was heute für jeden vernünftigen und mit einigen historischen Kenntnissen ausgerüsteten Menschen eine überwundene Sache ist und deshalb mußte er so lange in seinem Loche sitzen, bis er sich kaum mehr aufrecht halten konnte.

Sein geistlicher Rat war im ersten Jahre der Gefangenschaft der Garnisonsprediger Faber. Ihm gegenüber scheint sich der Arrestant nicht gerade demütig benommen zu haben, wie aus einigen Notizen aus der Registratur Zillings hervorgeht, in denen es beispielsweise heißt: „Der gewesene Garnisonsprediger Faber erzählte mir noch, als er den Schubart einmal in Gesellschaft des Herrn Obrist von Riegers in seinem Arrest besuchte, sei der Schubart noch ganz heiter (!) und ruhmredig gewesen; habe wohl unter andern auch

geäußert, er wolle hienächst das hl. Abendmahl empfangen, doch sei er durch den Herrn Obrist zu solcher Aeußerung veranlaßt worden. Als aber der Schubart selber angefangen, einige Zweifel contra Divinitatem Christi zu proponieren, habe ihn der Herr Obrist darüber constituirt, wie er denn bei solchen Zweifeln dennoch das hl. Abendmahl verlangen möge."

Als nun am 26. Oktober 1777 ein neuer Garnisonsprediger namens Payer auf dem Asperg angestellt wurde, erhielt dieser von Zilling die Weisung, er möge „den Schubart nicht selber zur hl. Kommunion veranlassen, viel weniger kommunizieren bis er vorher deutliche und zuverlässige Merkmale einer ernstlichen Sinnesänderung an dem Schubart wahrgenommen und weitern Bescheid von mir eingeholet und erhalten habe." — Hatte Faber bei Schubart nichts ausgerichtet, so verlangte der Gefangene den neuen Prediger nur selten in seine Zelle. Allein für den Pastor setzte General Rieger das Bekehrungswerk mit militärischer Strenge fort und brachte es endlich dahin, daß Prediger Payer am 29. Jänner 1778 (also über ein Jahr nach Schubarts Gefangensetzung!) an Zilling berichten konnte, er habe während eines Spazierganges um den Wall Schubart in seinem Turme „andächtig, ernstlich und christlich" beten gehört. Der Spezial möge ihm also die Erlaubnis erteilen, Schubart das Abendmahl reichen zu dürfen, nachdem dieser, wie General Rieger bestätigen werde, nach der Kommunion heiß verlange und bei längerer Verweigerung in Verzweiflung geraten könne. Einige Tage darauf antwortete Zilling, man möge bezüglich der Kommunion sehr vorsichtig sein, und Schubart genau prüfen, ob sein Verlangen nach dem Leib Christi nicht am Ende Verstellung sei, um aus seinem Kerker herauszukommen. Der Spezial äußert übrigens Freude über die Bekehrung des Sünders. Aus Payers Schilderung des Zustandes des Arrestanten gehe nun hervor, daß dasjenige eingetreten sei, was Zilling vorausgesagt habe. Diese schöne Prophezeiung lautet wörtlich: „daß ich bei dem Schubart nicht bälder eine wahre Aenderung vermutete, als bis er sich selber anstinke, (!) physice et moraliter:

und ich hoffe nach Dero Beschreibung, beides treffe nunmehr zusammen.“ Man sieht, daß der protestantische Pfaffe Zilling seinen katholischen Kollegen von Wiblingen, die den Studenten Nickel verbrannten, zumal in der Denkweise, völlig ebenbürtig war.

Payers Bericht hatte nun wenigstens den Erfolg, daß Schubart am 3. Februar 1778 auf Befehl des Herzogs aus seinem greulichen Loche befreit und ihm nun ein „luftiges, trockenes, heiteres Zimmer“ angewiesen wurde, wo er, nebst dem schönen, weiten Himmel auch wieder seine lieben Menschen sehen konnte. Allein mit der Erlaubnis zur Betätigung seiner Geistesgaben stand es noch immer schlimm. Er durfte weder schreiben, noch musizieren, ja selbst das Sprechen war ihm verboten. Als einzige Lektüre waren ihm die Bibel und etliche Erbauungsschriften gestattet; doch bereits um 8 Uhr abends mußte er sein Licht löschen und morgens das Tageslicht erwarten. Welche fürchterliche Einsamkeit und Langeweile in den zwölfstündigen Winternächten!

Auf den 11. Februar 1778 mögen Schubart und seine Familie große Hoffnungen gesetzt haben. An diesem Tage feierte Karl Eugen seinen 50. Geburtstag. Für Schubart ging der Festtag, der vielen die Befreiung brachte, vorbei, ohne daß an seiner Lage das Geringste geändert worden wäre. Aber an diesem Tage ließ der Herzog von allen Kanzeln des Landes ein Reskript verlesen, welches wohl eines der denkwürdigsten Dekrete darstellt, die je von einem als Tyrannen bezeichneten Herrscher erlassen wurden.[3] Zuerst verspricht der Herzog geradeaus, sich zu bessern und mit dem heutigen Tage in aller Form ein neues Leben anzufangen. Und nun beginnt es von schönen Worten und himmlischen Versprechungen zu schwirren. Jedem Untertanen wird Gleichberechtigung und gleiche landesväterliche Fürsorge zugesichert und endlich geschlossen: „Ja, Württemberg muß es wohl gehen! Dies seye vor das Künftige auf

---

[3] Abgedruckt bei Belp: „Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim.“ (Stuttgart 1876.)

immer die Losung zwischen Herrn, Diener und Unterthanen." Die guten Schwaben ließen sich durch diesen landesherrlichen Erlaß imponieren und rings im Lande herrschte heller Jubel. Etliche Jahre später verschacherte der Herzog in „landesväterlicher Fürsorge" über 1000 Landessöhne „in's heiße Afrika!" — Interessant ist der Brief Riegers an Zilling vom 25. Februar 1778, in dem er den Geistlichen an das herzogliche Reskript erinnert und ihm nahelegt, beim Herzog ein gutes Wort für Schubart einzulegen. „Auch dieser Beladene hat eine Glaubens-Ansprache daran", schließt der Brief. — Der Offizier hat sich im ersten Jahre von Schubarts Gefangenschaft in vielen Stücken menschlicher erwiesen als der Priester; freilich nur hinter dem Rücken des Dichters. Persönlich hat er ihn oft mit fürchterlichen Drohungen und religiösen Schreckbildern gepeinigt.

Am 19. März 1778 wurde Schubart endlich das Abendmahl unter ganz besonderen Formalitäten (über die jeder, der Lust dazu verspürt, Strauß Briefsammlung I. S. 408 nachlesen mag) gereicht und damit war das verirrte Schaf wieder in die Gemeinschaft guter Christen aufgenommen.

Am 24. Juni besuchte den Dichter sein Bruder Konrand, durfte aber offenbar nichts oder nur wenig mit ihm sprechen. Ebenso scheint Schubart fast gänzlich zum Schweigen verdammt gewesen zu sein, als zwei Tage später Lavater und der berühmte Physiker und Theolog Hahn bei ihm erschienen.

Im Juli wurde Schubart wieder in ein anderes, dunkleres Zimmer gesperrt; aus welchem Grunde ist nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich hatte er sich dem General gegenüber nicht genug untertänig benommen. Dort aber harrte seiner eine Ueberraschung. Alsbald entdeckte er, daß sich ihm hier Gelegenheit biete, sich mit seinem Zimmernachbarn in Verbindung zu setzen. Es war ein Herr von Scheidlin aus Augsburg, den sein Bruder eines verzeihlichen Fehltrittes wegen auf den Asperg gebracht hatte, wo er bereits 19 Jahre gefangen saß. Scheidlin gewann Interesse an Schubarts Schicksal und suchte ihm seine Lage so weit als tunlich zu erleichtern. Er schob ihm unter der Oeffnung des

Ofens, den beide Zellen gemeinsam hatten, Tabak, Speisen und Bier zu. Bald wurden die beiden Gefangenen Freunde und als Schubart seinem Nachbar sein bewegtes Leben erzählte, erbot sich dieser, eine Biographie nach dem Diktat des Dichters zu schreiben. Des abends, wenn der Profos visitiert hatte, und rings alles zur Ruhe gegangen war, legte sich Schubart neben dem Ofen seiner Zelle nieder, Scheidlin rückte auf der anderen Seite des Ofenloches einen Stuhl an die Wand und schrieb in knieender Stellung nieder, was ihm Schubart ansagte.

Auf diese Art entstand die Selbstbiographie. Man wird nun den pietistischen Ton, den der Dichter in diesem Buche zuweilen anschlägt, begreifen. Eines aber wird durch dieses Werk aufs deutlichste bekundet: Schubarts erstaunliches Gedächtnis. Wenn er auch später vor der Herausgabe des 1. Bandes, der bis zum Asperg reicht, manches ausgefeilt und weiter ausgeführt haben mag, der Grundriß wurde doch in dieser verzweiflungsvollen Situation zu Papier gebracht. Nebst seinen „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“ ist Schubarts Selbstbiographie wohl das wertvollste Buch, das er hinterlassen hat. Das Werk bietet eine treffliche Schilderung der Zeit im allgemeinen und sein bleibender Wert zeigt sich wohl am deutlichsten darin, daß es von einem so vortrefflichen Historiker wie es Johannes Scherr war in seiner Kultur und Sittengeschichte, von einem Philologen und Aesthetiker vom Range eines Otto Jahn in seiner klassischen Mozartbiographie fleißig benützt wurde. Ja noch bis heute wird Schubarts Selbstbiographie von Gelehrten und Schriftstellern häufig als Quellenwerk zitiert.[4] — Die Anlage mancher Abschnitte ist freilich zuweilen etwas verworren; auch leidet die Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten, denen Schubart auf seinem Lebenspfade begegnete, an einer gewissen Einförmigkeit. Ersterer Fehler ist wohl auf die Art der Entstehung der Schrift zurückzuführen, der letztere auf die pietistische Stimmung des Verfassers. Schubart glaubte, niemand

---

[4] Vergl. Anmerkung 4 des Kapitels „Wanderzeit.“

etwas Böses, oder besser Ungünstiges nachsagen zu dürfen, außer — sich selbst. Das tut er nun wieder in zu reichlichem Maße, und so wandelt er denn als ein Schurke unter lauter Biederseelen durch's Leben. Derjenige, welcher keine anderen Schriften über Schubart kennt, müßte nach dieser Selbstbiographie glauben, der Dichter sei ein moralisch höchst verkommener Mensch, ja zeitweise sogar ein wirklicher Bösewicht gewesen. Schubart selbst gestand seinem Sohne gegenüber, mit der Selbstbiographie moralische Zwecke verfolgt zu haben. Er habe sich deshalb so schwarz geschildert, um andere, vornehmlich junge Leute, vor einem Leben zu bewahren, wie er es führte. Jedenfalls muß aber auch bei Beurteilung und Benützung des Werkes der Umstand berücksichtigt werden, daß es der Dichter auf dem Asperg diktierte und jeden Augenblick befürchten mußte, Scheidlins Manuskript könne Rieger und durch diesen wieder dem Herzog in die Hände geraten. Tatsächlich erhielt auch der General — wie wir später hören werden — von diesen Aufzeichnungen Kenntnis, glücklicherweise zu einer Zeit, da es Schubart schon selbst zu schreiben gestattet war.

Im Oktober 1778 bekam der Dichter schlimme Zustände und mußte ärztlich behandelt werden. Um jene Zeit verbreitete sich das Gerücht im Lande, Schubart liege auf dem Asperg als ein Rasender an der Kette, während seine Frau in einem Briefe an Miller die Befürchtung aussprach, ihr Mann sei „ein Raub der schwärzesten Melancholie" geworden. In Wirklichkeit litt Schubart an Anwandlungen von Schwächezuständen, die ihn oft sein Ende befürchten ließen. Die Gründe dieses Uebels sind jedenfalls in der elenden Festungskost und dem Mangel an Bewegung in freier Luft zu suchen.

Im November besuchte der bereits erwähnte Pastor Hahn, dessen religiöse Schriften der Gefangene lesen durfte, abermals den Asperg und hatte jetzt mit Schubart längere Unterredungen. Den Inhalt derselben hat der Dichter teilweise im zweiten, nach seinem Tode von Ludwig Schubart veröffentlichten Buche seiner Selbstbiographie, das uns heute freilich gänzlich ungenießbar erscheint, wiedergegeben und

dort auch eine ganze Abhandlung Hahns zitiert. Sie führt den Titel: „Gedanken, wie Herr Schubart seine Zeit in seiner Gefangenschaft am nützlichsten anwenden könnte“. Mit einem Auszuge dieser Schrift verschone ich den Leser. Die Sache ist nichts anderes, als eine Moralpaukerei, und die Hauptbeschäftigungen, die Schubart empfohlen werden, sind Beten und Bibellesen. Immerhin wird uns aber nach der Lektüre dieser Hahn'schen Schrift die Wandlung in der Weltanschauung des noch immer bloß auf religiöse Schriften verwiesenen Dichters wieder um ein kleines begreiflicher.[5]

Das Jahr 1779 brachte Schubart endlich eine Erleichterung seiner Gefangenschaft. Am 1. Februar durfte der Dichter zum erstenmale den öffentlichen Gottesdienst besuchen und zu Ostern sogar dabei die Orgel spielen. An diesem Festtage wurde ihm auch die Erlaubnis, nach 2½ Jahren endlich wieder frische Luft zu genießen. Der General nahm ihn auf einem Gang um den Wall mit sich. Strauß wurde bezüglich dieses ersten Ausganges des armen Gefangenen eine reizende Anekdote berichtet. Die ganze Szene scheint übrigens — wie auch Strauß annimmt — vom Kommandanten arrangiert worden zu sein, der derartige Ueberraschungen liebte.

> „Schubart überschritt langsam die Schwelle seines Gefängnisses. Als er jedoch in einiger Entfernung auf dem Wall ein für ihn aufgestelltes Klavier wahrnahm (es war ein sehr schöner Tag), stürzte er sich auf dasselbe wie ein Tiger auf seine Beute, stürmte eine Zeit lang auf den Tasten wie wahnsinnig und bemerkte erst nach einiger Zeit mehrere Damen, die Augenzeugen von dieser seiner ersten Erlösung waren. Er bekomplimentierte sie zwar sehr höflich und freundlich, raste jedoch sogleich wieder zu seinen langentbehrten Saiten zurück.“

---

[5] Hahn war auch Mechaniker, und soll (nach Hauff) bereits die Eisenbahn im Modell erfunden haben. Hahns religiöse Schriften erfreuten sich in der protestantischen Theologie großen Ansehens. Wenn ich recht unterrichtet bin, wurde ein Teil seiner Predigten um 1870 wieder neu aufgelegt.

Ende Dezember 1779 erfolgte der schon erwähnte Besuch Karl Augusts von Weimar und Goethes in Stuttgart. Wenn wir der Aussage des 1811 verstorbenen Hof- und Domänenrats Hartmann trauen dürfen, so hat Goethe Schubart auf dem Asperg besucht. In einem Artikel „Meine Dienstjahre“ schreibt nämlich Hartmann: „Ich war täglich um sie (Karl August und Goethe), ihr Gast, Begleiter in die Akademie, das Schauspielhaus, auf die Jagd, nach Ludwigsburg, Hohenasperg zu Schubart.“ Näheres über diesen Besuch ist nicht bekannt und der Dichter dürfte Goethe und den Herzog von Weimar nur flüchtig zu Gesicht bekommen haben, denn später erwähnt er dieser beiden Männer nirgends. Daß sich übrigens Goethe damals bei Herzog Karl Eugen für den Gefangenen verwendet hat, wäre nach einem späteren Briefe Schubarts mit Sicherheit anzunehmen, da er Goethe ausdrücklich in der Liste jener Personen namhaft macht, die sich für seine Befreiung einsetzten. Dem widerspricht allerdings die bereits mitgeteilte Klage der Frau, daß „eine schwarze Seele“ Goethe beim Schwabenherzog in Mißkredit gebracht habe. Möglich, daß die Frau damit nur andeuten wollte, Goethe habe sich wahrscheinlich beim Herzog für Schubart verwendet, aber seine Bitte habe deshalb nichts gefruchtet, weil Karl Eugen den Weimarer Dichter mit ungnädigen Blicken betrachtete. Auffallend ist es übrigens, daß gerade zur Zeit, als sich der Herzog von Weimar und Goethe in Stuttgart aufhielten, Karl Eugen zum erstenmale die Aeußerung fallen ließ, die von Schubarts Verwandten und von ihm selbst als ein Hinweis auf baldige Befreiung gedeutet wurde. Zur selben Zeit starb bekanntlich auch General Ried in Ulm. Die Hoffnungen erwiesen sich jedoch abermals als trügerisch.

Ich bin nun sehr zur Annahme geneigt, daß bereits Ende 1779 oder anfangs 1780 Schubarts gewaltigstes Gedicht entstand: „Die Fürstengruft“ und daß dieses die Ursache der Zurücknahme der Freiheitsversprechungen seitens des Herzogs war. Karl dürfte das Gedicht damals kaum zu Gesicht oder zu Gehör bekommen haben, aber einer seiner Getreuen vom Asperg mag ihm wohl die Mitteilung gemacht haben,

daß sich Schubart wieder etwas habe zu Schulden kommen lassen. Angeblich hatte der Herzog dem Dichter den Tag seiner Befreiung bereits angekündigt. Karl dürfte darauf vergessen haben und als sich Schubart abermals betrogen sah, schrieb er das Gedicht. Karl hielt sich nun nicht an sein Wort gebunden, wie dies bei ihm im Falle Schubart schon zur Regel geworden war. Nach der Angabe des Sohnes „zürnte der Dichter die „Fürstengruft" im dritten Jahre seiner Gefangenschaft nieder, als ihm Herzog Karl auf einen gewissen Termin hin ausdrücklich seine Freiheit versprochen hatte und dieser Termin ohne Erfüllung vorübergegangen war. Er diktierte dieses Gedicht eines Abends einem Fourier in die Feder bis zur Strophe: „Wo Todesengel nach Tyrannen greifen", nachdem er sich vorher sehr stark gegen den Herzog erhitzt hatte."[6] Gegen die Annahme Hauffs, daß das Gedicht erst Ende 1780 entstand, wo sich allerdings dieselbe Komödie mit den Freiheitsversprechungen seitens des Herzogs abspielte, spricht nämlich meines Erachtens der Umstand, daß Schubart Ende 1780 die Erlaubnis zum Schreiben erhielt, die ihm auch fortwährend verblieb. Hätte er nun um jene Zeit, da er wieder anfangen durfte die Feder zu gebrauchen, gleich ein so „hochverräterisches" Gedicht verfertigt, so wäre ihm diese Erlaubnis jedenfalls sofort wieder entzogen worden. Sicher ist es, daß die „Fürstengruft" wohl eine Hauptursache der so maßlosen Verlängerung seiner Gefangenschaft war.

Man wird es vielleicht seltsam finden, wenn ich nun von Schubarts literarischer Tätigkeit in den ersten vier Asperger Jahren zu sprechen beginne, da wir doch wissen, daß ihm in diesen Jahren jegliche Schreibmaterialien versagt waren. Dennoch entstanden in dieser schwersten Zeit einige Gedichte. Sie wurden teils heimlich von ihm selbst zu

---

[6] Die allererste Anregung zu diesem Gedichte fällt wohl in die Münchener Zeit. Schubart besuchte zu München die Fürstengruft. In Schweikers Schubart-Museum in Aalen befindet sich eine große Lithographie (komp. von Breitschwert, auf Stein gezeichnet von B. Weiß, welche Schubart in der Münchener Fürstengruft, zwischen den Särgen stehend, darstellt.

Papier gebracht, teils diktiert, teils im Kopfe ausgesonnen und erst später niedergeschrieben.

In den ersten Jahren seiner Gefangenschaft begann der Dichter ein Epos „Der verlorene Sohn“ zu schreiben. Mehrere Gesänge sollen bereits von Schubart selbst in seiner gut leserlichen Handschrift mit einem Bleistift, den er sich heimlich zu beschaffen wußte, zu Papier gebracht worden sein, als die ganze Sache von Rieger entdeckt wurde. Bleistift und Papier wurden konfisziert, und das Manuskript ging gänzlich verloren. Wahrscheinlich wurde es von dem fanatischen General vernichtet.

Im ersten Jahre, als Schubart in dem grauenhaften Turmgemäuer lag, versuchte er mit der Spitze der Knieschnalle Gedichte an die Wand zu kratzen. Rieger bemerkte es und konfiszierte die Schnalle. Nun erinnerte sich der Gefangene an Moser und versuchte wie dieser die Spitze der Lichtschere als Schreibinstrument zu benützen. Man feilte die Spitze ab. Da mußte nun dem Dichter sein ausgezeichnetes Gedächtnis zu Hilfe kommen. Er suchte die ersonnenen Gedichte im Kopfe zu behalten, um sie später zu Papier zu bringen oder sie in irgend einem freien Moment einem Menschen, dem er trauen zu dürfen glaubte, zu diktieren.

Gegen Ende des ersten Jahres seiner Gefangenschaft entstand das lange Gedicht „Selbstanklage“[7]. Wenn ich auch die schauervollen Umstände in Berücksichtigung ziehe, unter denen es geschrieben oder erdacht wurde, muß ich's doch als eines der schlechtesten, wenn nicht als das schlechteste aller Schubart'schen Gedichte bezeichnen. Abgesehen von der Frömmlerstimmung, in die der Dichter just zu jener Zeit geraten war und mit der wir uns nun einmal für seine ersten auf dem Asperg entstandenen Poesien abfinden müssen, ist es auch stellenweise in der Diktion derart vergriffen, daß die ernste Stimmung, in die es den Leser versetzen will, oft ins gerade Gegenteil verkehrt wird. Rührend wirkt es nur in jener Strophe, da Schubart seiner Gattin gedenkt.

---

7 Wohl zu unterscheiden von der zu Ludwigsburg in Prosa abgefaßten „Selbstanklage.“

„Und nun martert mich die Liebe,
Einsam, ohne Trost von dir!
Wilde, ungestillte Triebe
Brausen schäumend auf in mir;
Ach, mit ausgestreckten Händen
Greif' ich nach den schwarzen Wänden,
Glaube, Weib, es sei dein Bild!
Und mein Blick ist starr und wild."

Sehr gut ist hingegen das Gedicht „An meine Gattin", das er während seiner Krankheit erdachte.

„Geliebte! Lebe wohl, ich scheide,
Dein armer Gatte flieht von dir.
Du warst mein Glück, warst meine Freude;
Ja, Lebenswonne warst du mir."

So lautet die erste Strophe und dieser innige Herzenston wird durch das ganze Gedicht festgehalten. Keine prunkenden Redewendungen, keine überschwänglichen Ausdrücke stören die Schlichtheit dieser in einfachen Rythmen dahinfließenden Verse.

Als ein weiteres Sehnsuchtsgedicht an die Gattin reiht sich dem eben besprochenen „Liebe im Kerker" an. Hauff knüpft an dieses Gedicht folgende treffende Bemerkung: „Man lese dieses Gedicht und man wird begreifen, was für ein niederer Beweggrund den Herzog trieb, den Dichter von seiner Gattin zu trennen und warum er neun Jahre lang diese nicht sehen durfte, während Mörder und Gallioten den Besuch der Ihrigen empfingen."

Seinem Nachbar Scheidlin widmete Schubart das Gedicht „Selmar an seinen Bruder". Der Dichter lebt sich hier in das Schicksal des unglücklichen Mitgefangenen hinein, der bereits 19 Jahre schuldlos in der Bergfeste schmachtete und findet für den Ausdruck der Klage und des Schmerzes ergreifende Worte.

Die Entstehungsgeschichte der „Fürstengruft" wurde bereits mitgeteilt. Ich habe sie Schubarts gewaltigstes Gedicht genannt und befinde mich hier allerdings im Widerspruch mit einer Autorität, nämlich mit Vilmar, der in

seiner Literaturgeschichte die „Fürstengruft“ „ein Phrasengewebe“ nennt. Diesem Urteil kann ich beim besten Willen nicht beipflichten; denn Phrase kann nur dasjenige genannt werden, was dem Dichter nicht vom Herzen kam, wozu er sich künstlich in Stimmung bringen mußte, was ihm nicht die Phantasie und die Gefühlserregung, sondern die Spekulation eingab. Schon die Art der Entstehung der „Fürstengruft“ beweist, daß das Gedicht Schubart wirklich aus tiefster Seele quoll. Wenn nun auch in manchen Wendungen, in einigen Wortbildungen ein gewisses, heutzutage allerdings verpöntes Pathos zutage tritt, so ist doch zu berücksichtigen, daß derlei Dinge im Wesen der Dichtung jener Zeit lagen, und Vilmar könnte viele von ihm bewunderte Gedichte des 18. Jahrhunderts mit demselben Rechte Phrasengewebe nennen, beispielsweise zum Teil auch die Jugendlyrik Schillers. Allein Schiller gilt nun einmal den Literaturgelehrten als unantastbarer Klassiker, wogegen man auf den wilden, zügellosen Schubart ruhig losschlagen darf. Er war ja wie im Leben, so auch im Dichten nur ein „Stürmer und Dränger“, ein Brausekopf, und selbst die Verdienste seiner deutschen Chronik wurden von vielen der „Zünftigen“ nicht im vollen Maße anerkannt, weil das Blatt, wie sich Goethe äußerte, „weder Geschmack noch Würde“ hatte. Möge indessen die „Fürstengruft“ immerhin ein Phrasengewebe genannt werden, der kulturelle Wert dieses Gedichtes bleibt doch allzeit bestehen. Es gab nach Schubart noch genug der Fürsten und gibt wohl deren noch heute:

„Die Hunde nur und Pferde und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen.“

Diesen Herrschaften als einer der ersten einmal gründlich die Wahrheit gesagt zu haben, ist das hohe Verdienst des Asperggefangenen und diese Tat wird ihm unvergessen bleiben in der Geschichte der Völkerbefreiung von dem Sklavenjoche des Despotismus und der Herrenrechte. „Die Fürstengruft“ erschien ohne Schubarts Vorwissen im „Frankfurter Musenalmanach 1781“ in Druck und laut Ludwig

Schubart kam einer der Getreuen des Herzogs in die unangenehme Lage, das Gedicht Sr. Durchlaucht vorlesen zu müssen. Bekanntlich hat Laube in seinen „Karlsschülern" diese Situation dramatisch ausgebeutet. Der Vorleser ist bei Laube der junge Schiller.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die fromme Stimmung des Dichters und seine lediglich pietistische geistige Nahrung in den ersten drei Jahren auch einen Rückschlag auf sein eigenes Dichten ausüben mußte. Er verfaßte eine Reihe von Passionsliedern und einen ganzen Ziklus von „Liedern der Buße und des Glaubens". Bezüglich dieser Gedichte muß ich die Bemerkung wiederholen, die ich seinerzeit anläßlich der „Todesgesänge" machte: es mangelt mir für diese Art Poesie das richtige Verständnis. Hauff hat fast alle diese Gedichte in seine Reclam-Ausgabe aufgenommen, wo sie jeder, der dafür Interesse hat, nachlesen kann. Die „erbauliche Wirkung" wird bei frommen und bibeltreuen Gemütern nicht ausbleiben. Was das rein Poetische betrifft, so scheinen sie mir hinter den ihnen verwandten „Todesgesängen" zurückzustehen. So fein empfundene Strophen, wie die von mir aus dem Gedichte „Todesgedanken in einer Winternacht" zitierten, habe ich in den Buß- und Glaubensliedern nicht gefunden.

Während der strengen Haft Schubarts machten sich ein paar spekulative Köpfe in nichtswürdiger Weise die Machtlosigkeit des armen Gefangenen zunutze, um, auf die Berühmtheit seines Namens pochend, ein gutes Geschäft zu erzielen. Im Jahre 1780 erschien zu Augsburg bei Bartholomäi ein merkwürdiges Buch unter dem Titel „Originalien, von Mag. Chr. Frd. Dan. Schubart."[7a] Trotzdem es eigentlich apokryph ist, ent-

---

[7a] Der Herausgeber des Büchleins war Meergraf. In der Allg. deutschen Bibliothek (45. Bd. 1781) erschien eine Rezension in der das Werk ein „elendes Sammelsurium" genannt wird. „Armer Schubart, wie ist man Dir umgegangen!" ruft der Rezensent einmal aus und nennt schließlich die Vorrede des Herausgebers „eine Unverschämtheit" und diesen selbst einen „hirnlosen Sammler." (Vergl. auch Geiger im Staatsanzeiger für Württemberg 1888, Nr. 8—9.)

hält es doch viel des Interessanten und Bemerkenswerten. Das Werk ist eine Sammlung von Gedanken und Redensarten, die teils aus der deutschen Chronik stammen, teils nach Aeußerungen des Dichters stilisiert wurden, die dieser im persönlichen Verkehr seinen Bekannten und Freunden gegenüber fallen gelassen hatte. Ludwig Schubart schreibt: „Es waren im Grunde Tischreden teils in Prosa, teils in Reimen, die aber ohne alle Kritik zusammengerafft sind.“ Schubart selbst äußert darüber: „Der Herausgeber hat es vermutlich gut mit mir gemeint, im Grunde steht aber doch hier mein ehrlicher Name am Pranger. Wären die besten Einfälle, die ich Zeit meines Lebens an fröhlichen Tafeln und beim blinkenden Kelchglas gesagt habe, in einer Sammlung beisammen, so würde sich unstreitig mehr Salz darin finden, als in all meinen Schriften zusammen.“ (!) Mögen auch viele dieser Gedankensplitter und Redewendungen gar nicht von Schubart stammen, oder doch zum mindesten mit fremden Zutaten vermischt erscheinen, ein in der Tat originelles Buch bleiben die „Originalien“ immer und es finden sich genug Aussprüche darin, auf die man dasselbe Wort anwenden kann, das der berühmte Musikkritiker Marx bezüglich der Echtheit von Mozarts Requiem prägte: Hat diese Aussprüche Schubart nicht getan, nun wohl, so war jener, der sie getan, ein Schubart. Die Originalien sind aber insofern wichtig, als sie uns einen neuerlichen Beweis von der mächtigen Wirkung der Persönlichkeit Schubarts geben. Welch' tiefen Eindruck muß der Mann auf seine Zeitgenossen gemacht haben, dessen Aussprüche man sich so gut merkte, daß man sie jahrelang im Kopfe behielt, oder sie, vielleicht eben aus seiner Gesellschaft kommend, zu Hause sofort notierte.[8]

Etwas besser als diese Sammlung von Gedankensplittern ist die Ausgabe der „Vorlesungen über die schönen Wissenschaften“ ausgefallen. Diese Vorträge wurden

---

[8] Das Buch ist heute schon sehr selten geworden. Verfasser dieser Biographie erwarb die einzige Ausgabe desselben (1780) durch Zufall von einem Berliner Antiquariat.

Schubart von einem Buchhändlerkommis in Augsburg nachgeschrieben und sind ebenfalls ohne sein Wissen und Zutun in Druck erschienen (1777). Ludwig Schubarts Urteil lautet: „Sie gewähren eine angenehme Uebersicht der belletristischen Literatur bis auf die damalige Zeit, zeugen von Schubarts Belesenheit und seinem Gedächtnis und enthalten manches kühne, wahre und starkgesagte Urteil, und manche schöne und getroffene Charakterzeichnung. So lieblos die Berlinische Kritik das Büchlein aufnahm,[9] so viel Gutes hat es gestiftet.“

Ich kann den Worten Ludwigs nur beipflichten. Bei der Beurteilung dieses nicht viel mehr als 100 Seiten umfassenden, weitgedruckten Büchleins ist vor allem zu berücksichtigen, daß sein Inhalt für literarische Laien bestimmt war. Der Titel lautet: „Vorlesungen über die schönen Wissenschaften für Unstudierte“. Diesen „Unstudierten“ wollte nun Schubart offenbar nichts weiter bieten, als einen literarischen Führer, einen kurzgefaßten Ratgeber, nach dem sich die Handwerker, Kaufleute, Beamten u. s. w. ihre Lektüre einrichten sollten. Ohne Zweifel hat der Dichter, als er diese Vorlesungen zu Augsburg hielt, alles breiter und genauer ausgeführt; auch lag wohl gewiß in der Anordnung seines Stoffes mehr System, als der Herausgeber, ein 22jähriger Buchhändler namens Ebner (damals in Münster, später in Ulm), in dem Büchlein beobachtete. Wie bereits angedeutet, schien es diesem Herrn hauptsächlich darum zu tun, ein Geschäft zu machen. Dies gelang ihm jedenfalls in doppelter Hinsicht. Erstens kaufte man das (angeblich) neue Buch des interessanten Aspergefangenen; zweitens bestellte gewiß mancher nach den in diesem Buche enthaltenen Anpreisungen eines oder das andere Werk der damaligen neuesten Literatur.

Die von Augsburg (Jänner 1775) datierte Vorrede dürfte aus einigen von dem Herausgeber erhaschten Brocken aus der Schubart'schen Eröffnungsvorlesung zusammengestoppelt sein. Sie schließt höchst patriotisch: „Bald können

---

9 Vergl. Fußnote 11 im Kapitel „Augsburg.“

wir Deutsche uns rühmen, daß ein Mensch, der keine andere als seine deutsche Muttersprache versteht und nur gute Bücher zu wählen weiß, ein geschickter und geschmackvoller Mensch werden könne."

Es mögen nun einige Proben aus dem in der Einteilung wohl etwas wunderlichen, aber immerhin interessanten Büchlein folgen.

„Aesthetik. Das Schöne ist der Zweck, nach dem man in allen schönen Künsten und Wissenschaften streben muß. Es ist schwer zu bestimmen, worin es bestehe. Noch ist keine Definition vorhanden, die ihr Wesen deutlich erklärte; hiezu kommt noch, daß vieles auf das Lokale ankommt. Was bei uns schön ist, kann bei den Sinesern (!) häßlich sein, und was bei den Sinesern vortrefflich ist, ist vielleicht bei uns höchst elend; sagt man aber: Es gibt eine objektive und subjektive Schönheit (objektiv, was wirklich schön; subjektiv, das nur mir schön vorkommt) und daß niemand vermögend sei, über das Schöne zu urtheilen, als der einen gebildeten Geschmack habe, so sind alle Schwierigkeiten gehoben. Geschmack ist aber die Fertigkeit, das Schöne zu empfinden und zu beurtheilen. Es gibt einen angebohrenen und erworbenen Geschmack; keiner von beiden allein ist hinlänglich, aber miteinander vereinigt bilden sie den Mann von Geschmack." ... (Folgen einige Angaben von Büchern über Geschmackslehre). „Die Kraft der Seele, welche das Schöne hervorbringt, ist Genie; ihr Sitz ist die Einbildungskraft .... Ein Originalgenie ist derjenige, dessen Seele einen eigenen Schwung hat (z. E. Swift, Sterne usw.). Ein nachahmendes Genie ist, das das bereits entdeckte auf eine neue Art zu behandeln weiß. Das Charakteristik der Franzosen. Ein deutsches Beispiel ist Wieland." ... Und nun einige Proben aus dem Kapitel: „Von der ernsthaften Epopee." Es werden zunächst Homer, Virgil, Lucan (Pharsalia) Ossian, Dante, Tasso, Milton als die größten Epiker gepriesen. Dann heißt es von Klopstocks „Messias": „Kein Gedicht in der Welt hat bei seiner Erscheinung jemals eine solche Gährung veranlaßt, als dieses. Dazumal hatte Gottsched den ganzen deutschen Boden durch-

wässert; plötzlich flog Adler Klopstock, zum Erstaunen unseres Vaterlandes, empor und fand eine Bahn, die noch unbeflogen war. Der erste große Schritt den er that, war, daß er den griechischen Hexameter auf deutschen Boden verpflanzte, und dieses mit solchem Glücke, daß wir denselben nunmehr als eine deutsche Pflanze betrachten können. Klopstock fieng die Messiade in seinem 16. Jahr an und vollendete sie im 45. Anfangs tadelte ihn alles, weil man ihn nicht verstand; nun aber stimmt ganz Europa in seinem Lobe zusammen. Der Engelländer sagt im Gentlemanns Magazin: Wir beneiden die Deutschen um nichts, als um ihren H e r r m a n n, L u t h e r, L e i b n i z und K l o p s t o c k. Der Franzos nennt die Messiade (im Journal etranger) die äußerste Anstrengung eines Menschengeistes, und Cesarotti nennt ihn, in seiner Geschichte der Dichtkunst, den größten unter allen Dichtern, die jemals gelebt haben. — Um nicht in den Verdacht zu fallen, als wär's Parenthyrsus, so darf ich mich nur auf die Empfindung der ganzen gefühlvollen Welt berufen. Man wird bald sehen, daß er in seinen Gleichnissen, in seinen Gemählden und in seinem ausserordentlich zarten Gefühl, in der ganzen Geniegeschichte seines gleichen nicht hat. — Da es unser Nationalgedicht ist; so wär's, ausserdem, daß es mich von meinem Zweck abführen würde, für jeden eine Art von Schande, wenn ich mich in dessen Zergliederung tiefer einlassen wollte." — Der nächste Abschnitt des Büchleins handelt „von der komischen Epopee" und der weitere vom Drama. Dieses wird folgendermaßen definiert: „Das Drama ist eine Handlung, welche auf der Schaubühne anschauend gemacht und im Dialog vorgetragen wird." Nun wird auf die Unhaltbarkeit der Theorie des Aristoteles von den drei Einheiten hingewiesen und Shakespeare als der große Reformator gepriesen. „Zweitausend Jahre wurden diese Einheiten ängstlich beobachtet, bis Shakespeare zeigte, daß man auch ohne Fesseln g e r a d e gehen könne." Es folgt nun die Einteilung des Dramas in Schauspiel, Trauerspiel, Lustspiel oder Comödie und Oper oder Singspiel. Ueberall werden die hervorragendsten Vertreter genannt und ihre Hauptwerke kurz beurteilt. So lesen

wir beispielsweise über Lessing: „Die Deutschen gähnten und Lessing erschien und führte bei uns zuerst das bürgerliche Trauerspiel ein. Seine Miß Sara Sampson athmet britischen Geist und nähert sich unsern Nationalempfindungen ungleich mehr. Doch ist die Nachahmung zu sichtbar. Seine Emila Galotti ist mehr ein Produkt der Kunst als des Genies.“ Merkwürdigerweise wird später bei Besprechung der Lustspielliteratur Lessing nur als Uebersetzer erwähnt und ohne Namhaftmachung irgend eines seiner Lustspiele über den Dichter der „Minna von Barnhelm“ ziemlich absprechend geurteilt. „Lessing hat einen vortrefflichen Dialog, Witz und Weltkenntnis, aber doch scheint mir sein komisches wie sein tragisches mehr gekünstelt, als natürlich zu sein. Sein Bruder in Berlin hat oft den komischen Ton noch besser getroffen.“ Gleich darauf heißt es kurz und bündig: „Göthe in seinem Götz von Berlichingen übertrifft alles, was jemals unter den Deutschen vor's Theater geschrieben wurde.“

Es folgen nun in den weiteren Abschnitten kurze Definationen und Charakteristiken der Fabeldichtung, der lyrischen Dichtung, der Idylle, der Satyre, der Elegie, des Romans, der didaktischen Poesie und des Sinngedichtes. Aus all diesen Abhandlungen Proben zu geben, würde wohl zu weit führen. Als Merkwürdigkeit möge nur hervorgehoben werden, daß Schubart, der doch selbst eine starke satirische Ader besaß, von der „Universalsatire“ sagt: „Universal ist sie, wenn sie das ganze Menschengeschlecht betrifft. Eine solche Satyre zu machen, muß man der größte Menschenfeind von der Welt sein.“ (!) Und nun werden Swift's „Gullivers Reisen“ als das Muster solch einer Universalsatire hingestellt, aber gleichzeitig wird dem Urteile Wielands beigepflichtet, der in seinen „Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Herzens“ sagt: „Swift hat sich durch diese Schrift eine Schandsäule mitten unter dem menschlichen Geschlecht errichtet.“ (!)

Die Besprechung dieses kleinen aber, wie gesagt, immerhin interessanten Büchleins kann ich nicht schließen, ohne noch auf zwei Stellen hingewiesen zu haben, die mich auch heute

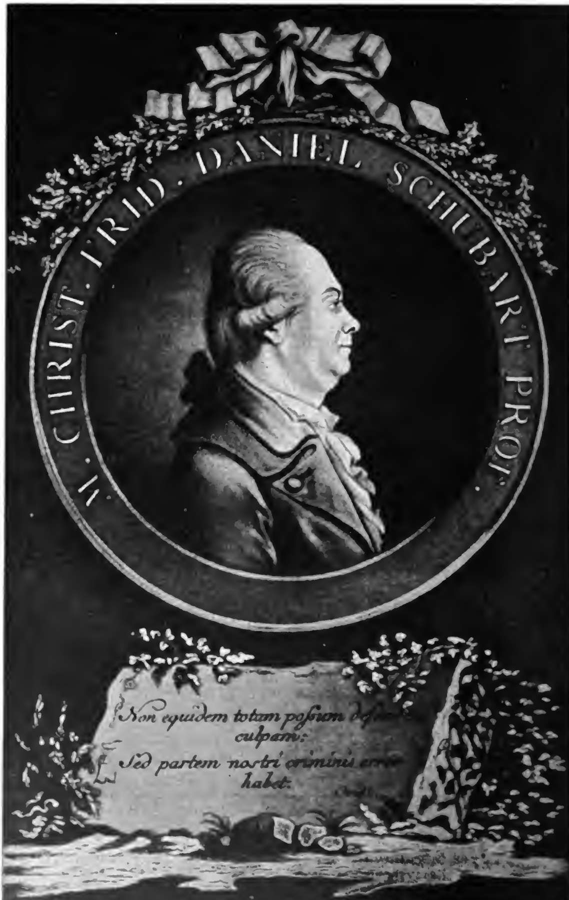
noch sehr zeitgemäß anmuten. Ist es nicht, als hätte Schubart die Reformbedürftigkeit der damaligen Oper klar empfunden, wenn er sie „nichts anderes, als ein schönes Ungeheuer" nennt? Und erinnert es nicht bereits etwas an das Allkunstwerk Richard Wagners, wenn Schubart meint: „Ihr Endzweck ist, alle Sinne zugleich zu vergnügen, das Auge durch die Verzierungen des Theaters und die Maschinen, das Ohr durch die vortrefflichste Musik und den inneren Sinn durch die Dichtkunst." Heute aber könnte folder Satz geschrieben sein: „Die Deutschen sind itzt bis zur Raserei in die Operetten verliebt und bekümmern sich nicht, unser Publikum zum Geschmack ans wahre tragische und komische zu gewöhnen. In der Pfalz hat man alles Geschmier aus Frankreich übersetzt, und in Sachsen theils Uebersetzungen, theils Nachahmungen geliefert, die größtentheils Kindereyen sind."

Als Seitenstück zu diesen Vorlesungen erschienen auch solche „Ueber Malerei, Kupferstecherkunst, Bildhauerei, Steinschneide- und Tanzkunst." Ueber diese äußert sich Schubarts Sohn: „Sie sind weiter nichts, als ein mageres Skelet, ohne Farbe und Carnation; falsch verstanden, falsch nachgeschrieben und falsch zusammengestellt."

B. In leichter Haft.

(1781—1787).

Ende 1780 oder anfangs 1781 wurde Schubart die Erlaubnis zu teil, Briefe schreiben zu dürfen. Endlich (nach vier Jahren!) konnte er den Seinen eigenhändig Kunde von seinem Schicksale geben. Aber durfte er wirklich frei schreiben? Durfte er alles sagen, was er auf dem Herzen hatte? Wohl kaum! Mußte er doch befürchten, daß die Briefe in unrechte Hände fallen konnten, und dann —? Dieses Moment ist bei Beurteilung dieser Briefe jedenfalls zu berücksichtigen.



Nach dem Leben gezeichnet von J. F. v. Goez.

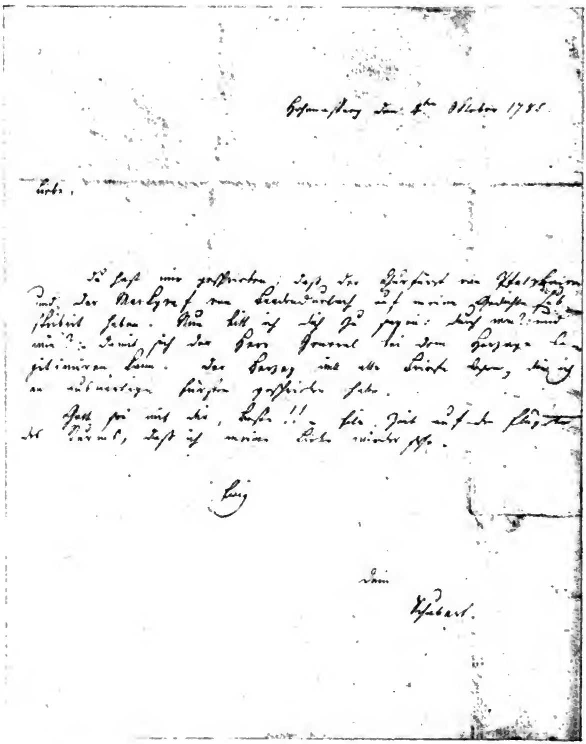
Der erste Brief des Dichters vom Asperg ist an seine Gattin gerichtet. Leider sind Anfang und Schluß verloren gegangen, oder absichtlich vernichtet worden. (Zwei Briefe Schubarts vom Asperg wurden auch in die Sammlung „Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten“[10] aufgenommen.) Schubarts erstes Schreiben vom Asperg ist jedoch kein Liebesbrief, sondern eher eine fromme Klage über den Text: „Wie schrecklich hab' ich Dich und Deine Eltern beleidigt und wie sehr hab' ich mir an Euch meine schon vierjährige Gefangenschaft verdient!“ — Auch die meisten der folgenden Briefe sind noch in dem gleichen demütigen Ton geschrieben. Doch hie und da blitzt schon ein Gedanke auf, der uns angenehm berührt, ja uns sogar erstaunt ausrufen läßt: „Sieh da! Der alte Schubart!“ So beispielsweise gleich in dem Briefe vom 7. Jänner 1781, in dem es heißt: „Im Uebrigen dank ich Gott, daß ich nicht in die Akademie komme. Dieser Posten hat für mein Temperament und jetzigen Grundsätze (!) so viel Widerliches, daß ich meinen Ekel nicht beschreiben kann. Ich taug in keine Sklavenfabrik. Lieber als Dorfschulmeister für's Reich Jesu arbeiten, als mit dem Titel eines Professors Sklav sein und Sklaven machen (!). Unterwürfigkeit werd' ich mir überall gefallen lassen, und das hab' ich gewiß in meiner vierjährigen Gefangenschaft gelernt, aber meinem Geist Fesseln anlegen lassen und selbst Geister in Ketten legen helfen, dafür behüt mich, lieber Herre Gott!“

Schubart ist nun immer wohl zumute, wenn er einen Gefangenen seiner Bande frei werden und den Berg hinabsteigen sieht. Hofft er doch, daß auch ihm demnächst diese Stunde schlagen müsse. Allein vorläufig darf er sich nur innerhalb der Festungsgebäude und zwischen den Schildwachen auf den Wällen frei bewegen. Schön war es zwar, von der Höhe seines „Thränenberges“ die Welt zu seinen Füßen beobachten zu können, aber zuweilen beschlich ihn doch wieder der furchtbare Gedanke, diese schöne Welt vielleicht nie mehr in Freiheit genießen zu dürfen und da

---

10 Herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. Leipzig 1905.

unten in dem kleinen, weltabgeschiedenen Kirchhof von Unterasperg neben Dieben und Mördern, die während ihrer Gefangenschaft gestorben waren, ein Grab zu finden. Als



Faksimile eines eigenhändigen Briefes Schubarts an seine Frau.

Gefangener zu sterben war Schubarts quälendster Gedanke, und wir finden es begreiflich, daß ihn zuweilen verzweiflungsvolle Stimmungen erfaßten, die ihn selbst gegen seine

Frau und Freunde ungerecht erscheinen ließen. Er wirft ihnen oftmals vor, daß sie seiner Befreiung wegen untätig wären. Er hoffte vergeblich auf eine „große Tat“. „Aber Ihr seid gewöhnlicher Menschenschlag“ — zürnt er einmal — „folglich kann ich auch keine andere als gewöhnliche, alltägliche kleine Handlungen von Euch erwarten.“ Derlei Sätze scheinen in ähnlicher Wut hingeworfen zu sein, die ihn einmal während eines Spazierganges um den Wall erfaßte. Auf der gegen Stuttgart gekehrten Seite des Berges hielt er inne und schleuderte einen so gräßlichen Fluch wider den Herzog, daß die ihn begleitenden Freunde erblaßten und ihn so rasch als möglich in sein Zimmer zurückbrachten. — In dem zuletzt zitierten Briefe heißt es auch: „Mein Lebenslauf (Selbstbiographie) ist nun in den Händen des Herrn Obrist. Ich dachte einen Roman für Dich zu schreiben, aber die Komödie läßt mir keine Zeit. Ich habe Komödien, Schäferspiele, Lieder mit Musik, Klaviersonaten die Menge gemacht und verfertige jetzt ein Trauerspiel.“ Ueber diese Tätigkeit Schubarts auf dem Asperg gibt ein interessantes Büchlein Aufschluß, welches Holzer bei dem Schubart-Reliquiensammler Herrn Schweiker in Augsburg fand. Der vollständige Titel des Büchleins lautet:

Leben und Abenteuer des Joh. Steininger, ehemaligen herzoglich würtembergischen und kaiserlich österreichischen Soldaten von 1779—1790, späteren Tambourmaitres und Kanoniers unter der französischen Republik und dem Kaiserreich von 1791 bis —1815, nachherigen königlich württembergischen Regimentstambours und jetzigen 79jährigen Invaliden auf Hohenasperg.

Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Diezel.

Mit Steiningers Bildnis.

Stuttgart, J. Wachendorfs Verlagsbuchhandlung 1841.

Der Herausgeber Diezel hatte wahrscheinlich einige Wochen Asperg abgesessen, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft Steiningers gemacht und dessen Lebensgeschichte nach den Mitteilungen des Invaliden aufgezeichnet. Soweit

diese Erzählungen Schubart betreffen, liegt kein Grund vor, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Zeit und Charakter stimmen vollkommen. Steininger berichtet folgendes:[11]

„Zu der Zeit, als ich auf Hohenasperg kam, befand sich der Dichter Schubart noch im engen Gefängnis, in jenem von ihm sogenannten Schubartloch, unter dem Belvedere, das, obgleich sehr verfallen, noch jetzt gezeigt, ja sogar hin und wieder noch für Militärarrestanten dritten Grades benützt wird. Etwa vier Monate nach meiner Ankunft jedoch wurde seine Haft durch die Gnade des Herzogs sehr erleichtert; er durfte von jetzt an frei auf der Festung umhergehen und hatte ein gutes Zimmer (!), das jetzt wieder zum Gefängnis für Militärarrestanten dritten Grades (!) benützt wird; nur die Wirtshäuser auf der Festung durfte er nicht besuchen, einen einzigen Fall ausgenommen, auf den ich bald zurückkommen werde." (Rieger will die Soldaten in der Festung „erheitern", und läßt jeden Sonntag tanzen. Die Soldatenfrauen, welche „in der Regel von ihren Männern frühzeitig zu Bette geholt" wurden, werden auf seinen Befehl nachts aus den Betten geholt, um zu tanzen.) „Diesem Zwecke Riegers, die Soldaten innerhalb der Festung zu erheitern, kam nun Schubart sehr entgegen, indem er den Kommandanten bat, mit den Offizieren und Soldaten ein Schauspiel herzustellen, und sich zum Direktor dieser Schauspielergesellschaft anbot. Die Offiziere waren ganz damit einverstanden. Ein Leutnant, von Geburt ein Preuße, hatte zuvor schon an den Coulissen gemalt, und der Kommandant gab die

11 Vergl. Holzer: „Schubart als Musiker", S. 83 f., und Geiger: „Zu Schubarts Leben und Schriften." (Bes. Beilage des Staatsanz. für Württ. Nr. 19, 1885.) Geiger gibt auch jene Stelle aus dem Steiningerbüchlein wieder, welche über die Besuche Karls und Franziskas bei diesen Vorstellungen auf dem Asperg berichtet. Franziska wohnte nur einer Vorstellung bei, Karl kam öfters. Schubart verfaßte dann stets eine Rede, die ein Soldat „aus Preußen" auswendig lernte und vor dem Herzog vortrug.

Erlaubnis gern und stellte Schubart den damaligen Fruchtkasten, in welchem jetzt das Militärhospital eingerichtet ist, und das eben keine Frucht enthielt, zur Verfügung. Nun verfaßte Schubart kleine Lustspiele, mit eingelegter Musik, ja mit kleinen Balleten, zog verständige und talentvolle Bursche hervor, teilte die Rollen aus, hielt Proben, deklamierte vor und machte bei den Vorstellungen auch den Souffleur. Dieses letztere hochwichtige Amt (!) besorgte er zuerst hinter den Coulissen, bald aber ließ man ihm einen ordentlichen Souffleurkasten verfertigen, in dem er sich hinuntersetzte und, wie natürlich, (!) sehr laut soufflierte. Fiel die Musik ein, so legte er das Buch weg, griff zur Violine und akkompagnierte von seinem Kasten aus, kam der Gesang an die Reihe, so leitete er ihn aus der Tiefe herauf durch seinen kräftigen Baß. So war Schubart Alles in Allem, und es bildete sich eine lustige Gesellschaft von größtenteils aufgeweckten, verständigen Burschen, deren Seele er war. Wir hingen an ihm und er liebte uns wie seine Kinder. War das Theater vorbei, so hatte Schubart die Erlaubnis, mit seiner Gesellschaft in die uns zugewiesenen Schulzimmer zu gehen, wo er ungestört bis in die späte Nacht hinein mit uns zechen und fröhlich sein durfte. Hier lehrte er uns eine Menge meist lustiger Schelmenlieder, von denen ich mehrere bis auf den heutigen Tag mit Melodie und Text im Gedächtnis habe. Schubart dichtete diese Lieder und komponierte auch gleich eine Melodie dazu. So sangen und tranken wir mit Schubart, und wenn wir tanzten und er eine kleine Weile seine durstige Kehle feiern lassen wollte, (!) nahm er dem ersten besten Musiker die Geige weg und spielte uns lustige Tänze auf." Einige Seiten weiter erzählt Steininger: „Das schöne Abschiedslied Schubarts singend (Kaplied), zog ich vergnügt nach Ludwigsburg, und seit 54 Jahren ist dieses Lied mit mir durch Europa gezogen und die Erinnerung an jene Zeit hat mich oft schmerzlich,

oft freudig angeregt.“ (Steininger, der in seinem langen Soldatenleben nicht weniger als 13 mal desertierte, flüchtete auch vom Asperg, wurde aber zurückgebracht und mußte Spießruten laufen. $2\frac{1}{2}$ Jahre war er nun Sträflingsgefangener und meldete sich freiwillig zu den für's Kap bestimmten Truppen. Freilich nur, um baldigst wieder zu desertieren.)

Wenn nun Schubarts Frau in einem Briefe an Miller Rieger die alleinige Schuld beimißt, daß ihr Mann vom Asperg nicht loskomme, so finde ich dies nach der eben wiedergegebenen Erzählung sehr begreiflich. Denn wenn wir auch annehmen können, daß Rieger den Dichter noch immer nicht für moralisch reif genug hielt, um sich beim Herzog für ihn zu verwenden, so mußte doch auch jedenfalls der Umstand den General veranlassen, Schubart auf der Festung zu halten, daß der Kommandant in dem seltsamen Gefangenen ein vorzügliches Paradestück für fremde Besucher sah. Mit diesem „Arrestanten“ konnte er wirklich Staat machen und dabei auch seiner Laune die Zügel schießen lassen. Trotz aller Frömmelei war nämlich Rieger nicht ganz ohne Sinn für Humor und Poesie; dabei aber ein eitler Tropf. Die Theatervorstellungen, von denen Steininger berichtet, mußten meistens mit einem Prologus auf den General eingeleitet werden. Hoven erzählt in seiner Selbstbiographie, wie er einst einer Geburtstagsfeier Riegers auf dem Asperg beigewohnt habe. Der Prologus begann: „Edler Rieger!“ Schon bei dieser Anrede klatschte der General und rief: „Da capo!“ Dies wiederholte sich bei jeder Stelle, die ihm schmeichelte. Alle Zuschauer klatschten mit, und Hoven so auffallend stark, daß er glaubte, die Ironie würde bemerkt werden. Im Gegenteil! Der General, der ganz in seiner Nähe saß, faßte den jungen Mann, der einen so trefflichen Geschmack bewies, liebevoll ins Auge.[12] Von Riegers eigener Reimkunst gibt ein Gedicht an Franziska von Hohenheim

---

[12] Vergl. auch Palleske: „Schillers Leben und Werke.“ II. 203 ff.

Kunde, das ich in Belys bereits genanntem Buche über sie und Herzog Karl finde, dessen Wiedergabe ich aber aus Rücksicht für das ästhetische Gefühl des Lesers unterlasse. Als Probe möge nur eine Strophe folgen:

„In ganz solchem Sinn, Frau Wohltäterin
Schreib ich dieses Blatt, der Feder Kiel hat
Alleinig ins Herz und nicht anderwärts
Bei jedwedem Punkt recht tief eingetunkt.“

Eine besondere Freude hatte jedoch Rieger an Ueberraschungen und rührenden Erkennungsszenen. So erzählt Ludwig Schubart, daß sich Abt Vogler bei seinem Besuche auf dem Asperg als reisender Gelehrter ausgeben mußte. Als aber Vogler sich endlich ans Klavier setzte und einige „Salto-Mortales durch den ganzen Flügel“ machte, sei Schubart emporgesprungen und habe ausgerufen: „Das ist entweder der Teufel oder Vogler.“ Die Pointe dieser Geschichte ist einigermaßen verdächtig, da sie sich in der Musikgeschichte ziemlich häufig findet.

Einer der bekanntesten Späße, den sich Rieger mit dem berühmten Asperggefangenen erlaubte, ist dessen Vorlesung der Räuberrezension vor dem als Dr. Fischer aus Stuttgart vorgestellten jungen Schiller. Statt die oft erzählte Anekdote nochmals breit auszuführen, scheint es mir wichtiger, hier eine kleine Betrachtung über das Verhältnis Schillers zu Schubart und beider Dichter zu Karl Eugen anzustellen.

Die Literaturgelehrten belehren uns, daß Schiller und Schubart keine anderen Berührungspunkte hätten, als etwa jene, daß ein Dichter die Werke des andern schätzte, und Schiller, den um volle 20 Jahre jüngeren, der Sturm und Drang, der in einigen Gedichten Schubarts nach gewaltigem Ausdrucke rang, zu einigen kraftvollen Jugendgedichten begeisterte. Zwischen beiden Dichtergestalten taucht aber jene des Herzogs von Württemberg auf und schafft ein neues Bindeglied. Nicht bloß im geistigen, sondern auch im prosaischen Leben der beiden Dichter finden sich Berührungspunkte, und diese werden einzig und allein durch das Ver-

halten des Herzogs zu den poetischen Bestrebungen Schillers und Schubarts geschaffen.

Schubart wurde vom Herzog aus Ludwigsburg und Württemberg verbannt, streifte dann planlos in den Rheinlanden umher, wurde aber endlich von dem gewaltigen Arme Karl Eugens doch erreicht und ein Opfer der Willkürherrschaft des Herzogs. Schiller wurde gleich von Jugend an von dem Fürsten sozusagen in Fesseln geschlagen, indem er in der Karlsakademie dasjenige studieren mußte, was dem Herrscher für ihn gut dünkte. Als er der Schule entwachsen war und zu schreiben begann, was sein Herz ihm diktierte, was ihm seine Freiheitsbegeisterung eingab, ging dies dem Schultyrannen wider den Strich, und er verbot dem Medikus alle schriftstellerische Betätigung, mit Ausnahme der fachlichen, d. h. der medizinischen. Schiller erkannte nun, daß, falls er das Verbot des Landesherrn nicht respektiere, ihm das Schicksal Schubarts bevorstehe. Er entzog sich diesem Schicksal durch die Flucht und streifte nun, genau wie einstens Schubart, ebenfalls planlos in den Rheingegenden umher. Mit knapper Not entging er den Kerkermauern des Asperg. Wie grundverschieden ist aber nun das fernere Verhältnis Karls zu Schiller von demjenigen zu Schubart! Welches Verbrechens machte sich Schiller durch seine Flucht schuldig? Offenbar des schwersten, dessen sich ein in herzoglichen Diensten stehender Medikus schuldig machen konnte. Wie sühnte der Herzog dieses Verbrechen? Er ließ weder Schiller verfolgen, was ihm ein Leichtes gewesen wäre, noch ließ er den Vater des Dichters, der auf der Solitüde in herzoglichen Diensten stand, die Flucht des Sohnes entgelten. Seiner Umgebung gegenüber soll sich Karl Eugen nur bitter über die Undankbarkeit seines ehemaligen Zöglings beklagt haben. Als Schiller später ein Schreiben an den Herzog richtete, ließ es dieser unbeantwortet und als es endlich (nach zehn Jahren!) der Dichter wagte, in die Heimat zurückzukehren, äußerte der Herzog, er werde Schiller ignorieren.

Schubarts Vergehen gegen den Herzog wurden bereits eingehend erörtert. Halten wir nun die Taten der beiden

Dichter einander gegenüber und betrachten wir die Strafen, die Karl Eugen zu verhängen beliebte. Schubart, der freie Literat, erhält wegen einiger satirischer Gedichte und freie Gesinnung atmenden Artikel zehn Jahre Festung. Schiller, der ehemalige Zögling der Akademie und unmittelbare militärische Diener des Herzogs, wird wegen Fahnenflucht nicht anders bestraft als mit stiller Verachtung. — Unwillkürlich müssen wir da fragen: hat der Herzog die Größe dieses Genius in der Tat erkannt? Wurde ihm klar, daß dieser Geist zu etwas anderem bestimmt sei, als die Leiden bresthafter Grenadiere zu mildern und medizinische Abhandlungen zu verfassen? Wenn man das Verhältnis des Herzogs zu Schiller während dessen Studienzeit an der Akademie untersucht, so würde man fast glauben: Ja! Karl Eugen erkannte den Genius, der in diesem schwächlichen Eleven schlummerte. Aeußerte er doch einmal über den jungen Akademiker: „Schiller kann ein großes Subjektum werden.“ Und vielleicht just in jenem Augenblicke, da er von Schillers Flucht erfuhr, kam ihm jener Ausspruch und die Gründe dieser Aeußerung wieder in den Sinn, dazu sein strenges Verbot schöngeistiger Tätigkeit — und er ließ dem „großen Subjektum“ freie Bahn. — Allein wir haben keinen Grund, von den Ursachen der Handlungen Karl Eugens allzu edel zu denken. Daß er Schiller ziehen ließ, mochte jedenfalls in der Befürchtung gründen, wegen des bereits berühmten und im Lande beliebten Dichters der „Räuber“, falls er ihn festnehmen ließe, mit noch einer größeren Flut von Bittgesuchen und noch unangenehmeren Audienzen belästigt zu werden, als dies bei Schubart der Fall war. So ließ es der Herzog dabei bewenden, mit der Knebelung e i n e s Dichters seine politische Schulfuchserei zu dokumentieren. — Dem andern, dem größeren Dichter aber wurde Schubarts Schicksal zum Heile. Schiller hatte den Dichter der „Fürstengruft“ in seinem Elende auf dem Asperg von Angesicht zu Angesicht gesehen. Dieser traurige Anblick blieb ihm gewiß fest im Gedächtnis und als der geeignete Moment kam, verstärkte die Erinnerung an Schubart jedenfalls den Mut Schillers, die Flucht zu wagen.

Was nun das Literarische betrifft, so wurde Schubart vornehmlich durch seine zornflammende „Fürstengruft“ von Bedeutung für die Lyrik des jungen Schiller. Politische Gedichte dieser Art mußten naturgemäß am stärksten die freiheitsdürstende Seele des Karlsschülers ergreifen. Derartige Poesie war dem im Gamaschendienst schmachtenden Jüngling aus der Seele geschrieben. Der herzogliche Medikus soll auch ein Seitenstück zur „Fürstengruft“ verfaßt haben, „Die Gruft der Könige“[13], und Streicher erzählt, Schiller habe ihm Schubarts „Fürstengruft“ während der Flucht nach Mannheim auf der ersten Poststation jenseits der schwäbischen Grenzpfähle vorgelesen, gleichsam als Abschiedsgruß an die Heimat. Auch das wenig bekannte Gedicht Schillers „Triumphgesang der Hölle“ atmet Schubart'schen Geist, Schubart'sche Kühnheit des Ausdrucks. Auf den Einfluß des Asperggefangenen auf Schillers „Räuber“ wurde bereits hingewiesen; es möge hier nur noch erwähnt werden, daß auf dem Titelblatte des Dramas die Worte standen: „Der Ort der Handlung ist Teutschland“, jene Worte, die sich auch in der zur Dramatisierung des Stoffes aufmunternden Einleitung von Schubarts Erzählung finden. In der Akademie schrieb Schiller einmal einem Freunde das nahezu Schubart'sche Wort in's Stammbuch: „O Knechtschaft! Donnerton dem Ohr, dem Herzen quälendes Gefühl!“ — Das am meisten von Schubart beeinflußte Gedicht Schillers ist aber unbedingt: „Die schlimmen Monarchen“. Schiller erscheinen diese als Gaukler auf der Bühne des Lebens, denen die Teufel des Pöbels Beifall zollen, die Engel aber mit Zischen zuschauen. Ganz wie Schubart droht auch Schiller mit dem Donner des jüngsten Gerichts. Er droht aber auch weltlich, indem er auf die Gewalt des freien Wortes hinweist:

— — — — „Aber zittert vor des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürstenherzen kalt!“

---

13 Nach Minor: „Schillers Leben und Werke.“

Schiller vergißt in seinem Gedicht der guten Fürsten gänzlich, denen Schubart wenigstens später doch Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich sage später, denn in der ersten Fassung der „Fürstengruft", wie sie der Dichter dem Fourier diktierte, schloß das Gedicht mit den Zeilen:

„Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt." —

Die letzten vier Strophen an die guten Fürsten fügte er erst später bei, als sich sein erregtes Gemüt etwas beruhigt hatte.

Beide Dichter mußten endlich den Tod Riegers besingen, der Schillers Pate, Schubarts Kerkermeister war. — Schiller hat später den unglücklichen Asperggefangenen, dem er doch so manche Anregungen zu danken hatte, ganz vergessen. Nirgends erwähnt er Schubarts in seinen ästhetischen Abhandlungen oder Briefen.[14] Schubart aber schrieb einmal an seine Frau im Sommer 1782: „Schiller ist ein großer Kerl — ich liebe ihn heiß — grüß ihn!" Und nahezu gleichzeitig verfaßte er das begeisterte Gedicht „An Schiller", das Boas „eine dithyrambische Kritik von Schillers Anthologie auf das Jahr 1782" nennt. Minor sagt diesbezüglich: „So war der erste unter den schwäbischen Dichtern, dessen Pfaden der Herausgeber der Anthologie so oft nachgewandelt war, aus einem Lehrer Schillers mit einemmale sein Bewunderer geworden. Es dämpfte seinen Enthusiasmus für den jungen Landsmann nicht, daß ihm später, als Schillers Flucht jede Teilnahme an seinem Schicksal als Hochverrat stempelte, seine Begeisterung für ihn eine zeitlang die Haft erschwerte. (?) Und als im Jahre 1784 die Mutter Schillers die Kerkerstube Schubarts betrat, da nahte sich ihr der Gefangene mit dem biblischen Gruße: „Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes." Wahrlich, der

[14] Nur im 2. Heft seiner „Thalia" (1786) veröffentlichte er einen Aufruf Schubarts, worin dieser das Erscheinen seiner „Musikalischen Rhapsodien" anzeigt und die „Nachricht an das Publikum" bezüglich der Ausgabe der Gedichte zum Abdrucke bringt.

Dichterjüngling hatte seinem Vaterlande genug getan, welcher den ersten und unglücklichsten unter den schwäbischen Sängern zu solcher Bewunderung fortriß."

Zum Beginn des Jahres 1782 gibt ein Brief des Leutnants Lindguist auf Hohenasperg an einen seiner Freunde (Sohn des Dichters Haug?) Nachricht von Schubart. Lindguist entschuldigt sein langes Schweigen damit, daß einerseits die Langeweile, anderseits die Zucht unter Rieger auf der Festung so arg wären, daß man keinen vernünftigen Gedanken fassen könne. „Selbst der helldenkende (!) Schubart ist von diesem Laster nicht frei, und so sehr man seine großen, aber leider ganz schief gerichteten Talente[15] bewundern und anstaunen muß, so verächtlich sind seine kriechenden Schmeicheleien". Lindguists Brief ist vom März datiert und im gleichen Monat berichtet Schubarts Frau an Miller über einen abermals mißlungenen Schritt, ihrem Manne die Freiheit zu verschaffen. Sylvester 1781 durften nämlich in der Akademie alle Söhne neben ihren Vätern speisen und dies ergriff Ludwig so tief, daß er sich mit einem Bittgesuch an seinen Obersten wandte, der dieses wieder dem Herzog unterbreitete. Auch die Frau suchte um eine Audienz an und bat in dieser wenigstens um die Erlaubnis, ihren Mann besuchen zu dürfen. Des Herzogs Antwort lautete: „Das hat Sie nicht mehr nötig, Ihren Mann zu besuchen, denn sein Arrest ist aus und Sie wird ihn nächstens sehen. Sie kann sich nebst den Ihrigen auf meine Gnade verlassen." Was den Herzog zu derlei windigen Versprechungen veranlaßt haben mag, ist nicht zu verstehen. Wahrscheinlich hatte Rieger wieder ungünstige Berichte über den Gefangenen nach Stuttgart gesandt, die den Herzog sein Wort zurücknehmen ließen. Nie aber fand er es der Mühe wert, Schubart oder dessen Familie über die Gründe der Aenderung seiner Entschlüsse Mitteilung machen zu lassen.

Es wäre ermüdend, alle einzelnen Phasen dieses Kampfes

[15] Diese Bemerkung bezieht sich wohl auf die dramatischen Produkte Schubarts, die er, wie wir hörten, auf Befehl Riegers dichten mußte. Daß sie alle verloren gingen, ist kaum zu beklagen.

der Frau um die Befreiung ihres Mannes weiter zu verfolgen. Interessant ist es aber, daß Schubart selbst abermals über Helene unwillig wird, ja sie sogar herzlos schilt und ihr, wie er dies seinerzeit schon öfters getan, kalt berechnenden Verstand zum Vorwurfe macht. Einen Augenblick dachte Schubart sogar an gewaltsame Befreiung; doch um den Plan auszuführen, dazu war er zu wenig energisch. Sein Sohn erzählt, daß der Dichter eines Abends nach einer Theatervorstellung, zu der sich auch Gäste aus Ludwigsburg und anderen Orten eingefunden hatten, sehr gute Gelegenheit gehabt hätte, im allgemeinen Tumulte des Aufbruchs in einem Wagen eines seiner guten Bekannten unbemerkt zu entkommen. Er unterließ diesen Schritt, offenbar aus Furcht, ertappt und zurückgebracht zu werden und nun wieder in das entsetzliche Gefängnis des ersten Jahres zurückwandern zu müssen.

Das Jahr 1782 brachte endlich für die Festung ein großes Ereignis. Am 15. Mai starb Kommandant Rieger eines plötzlichen Todes. Nun schöpfte der arme Gefangene neue Hoffnung auf Befreiung. Diese sollte sich indessen nicht so bald erfüllen. Der neue Kommandant, General Scheeler, erwies sich zwar Schubart gegenüber milde und ließ seine Kinder sogar von dem gefangenen Dichter in der Musik unterrichten, benahm sich aber dem Herzog gegenüber äußerst zaghaft.

In diese Zeit (1781 bis etwa 84) fällt auch Schubarts Verhältnis mit der „liebenswürdigen Offizierstochter“ Regina Voßler. Den einsamen Mann erfaßte für diese seine Klavierschülerin eine (wohl nicht allzu tiefe) Neigung oder, wie Ludwig Schubart sagt, „eine völlig platonische Liebe, welche bloß ein paar geistige Aeste schob.“ Wer wollte dem schwergeprüften Dulder diesen Lichtblick in seinem elenden Dasein mißgönnen?! Regina Voßler war 1767 auf Hohenasperg geboren. „Ihre unbemittelte Mutter war froh, daß Regina von ihrem Paten, dem General Bilfinger[16] an

---

16 Nach einer andern Version war sie Bilfingers natürliche Tochter.

Kindesstatt angenommen wurde. Reich an Geistesgaben, voll reinen Sinnes für alles Schöne und Gute, wuchs sie heran. Leider blieb in ihrer Erziehung das gemütliche und religiöse Moment ganz vernachlässigt. Bilfinger erzog sie ganz für sich allein; nach seinem Willen sollte sie ein Mann werden."[17]

Im „Musikalischen Tagebuch auf das Jahr 1784" heißt es über Regina Voßlerin:

> „Ihr Vater ist Lieutenant (!) auf der Festung Hohenasperg. Sie aber befindet sich seit ihrem 7. Jahre bei ihrem Paten, Herrn Obristlieutenant Bilfinger in Ludwigsburg, der bisher alles angewendet hat, ihr Bildung des Geistes und des Herzens zu geben und der keine seiner Erwartungen verloren sieht und keine seiner Kosten bedauern darf. In ihrem 12. Jahr spielte sie schon zur Bewunderung aller Kenner die schwersten Klavierstücke von Bach und anderen Meistern. Nun ist sie 17 Jahre alt und verspricht mit jedem Tage mehr, eine der ersten Klavierspielerinnen von Deutschland zu werden. Sie spielt mit sehr großer Fertigkeit; ihr Vortrag ist deutlich, präzis und korrekt; eigentlich wurde ihre Spielart durch Schubart gebildet! Was ihr dabei in unseren Augen viele Ehre machte, ist dies — sie kann das Loben nicht vertragen und sucht mit Fleiß ihre eigene Stärke zu verkennen. Und — lieber Bruder — sagte neulich Schubart — das Piedestal der wahren Größe ist die Demut. (!) Sie hat auch Anlage zur Setzkunst und machte bereits einige glückliche Versuche darinnen, die aber bis jetzo nicht allgemein bekannt werden durften. Noch einen Wunsch mag uns das gute Kind erlauben, es ist der, daß sie das Klavier, das sie von außen und innen durchaus kennt, ganz in die Zahl ihrer Lieblinge rechnen möchte und mutig auf der

[17] Vergl. J. P. Glökler: „Schwäbische Frauen." Ein nicht übel geschriebenes, aber nur mit Vorsicht zu benützendes Buch, ohne jegliche Quellenangaben.

Bahn fortträte, auf der sie schon Riesenschritte getan hat.“[18]

Schubart widmete seiner Klavierschülerin eine Reihe zarter Gedichte. Er besang sie unter dem Namen Seraphina und ihrem wahren Namen. Einige Gedichte setzte er selbst in Musik, doch das Lied:

„Sanftes Klavier,
Welche Entzückung schaffst du in mir.“

hat einen größeren Komponisten gefunden, als er es war, nämlich Franz Schubert. — In der „Stuttgarter Handschrift“ fand Holzer ein merkwürdiges Stück, „Morgengesang“ betitelt, von einem unbekannten Dichter. Am Schlusse der Komposition steht die Bemerkung: „von Mademoiselle Boßler kompt.“ — Ueber das persönliche Verhältnis Schubarts zur Boßlerin berichtet der Sohn: „Auch im äußeren Anzuge, Anstand und Betragen suchte der 46jährige Mann noch diesem Mädchen zu gefallen, nahm sogleich einen feineren Ton und gewissen Zwang an, sobald sie in die Gesellschaft trat, feierte jeden ihrer Geburts- und Namenstage mit einem wie gestochen von seiner Hand geschriebenen Gedichte, spielte besser vor ihr als vor Fremden und Gesalbten und alles, womit er sich belohnte, war ein dankbares Lächeln oder ein Kuß.“

Regina Boßler war auf dem Asperg jedenfalls Schubarts Lieblingsschülerin. Neben ihr erteilte er aber auch den Kindern einiger höherer Offiziere der Besatzung wie auch einigen Schulmeistern und Provisoren (altschwäbisch für Schulgehilfen) aus den umliegenden Ortschaften Unterricht im Orgelspiel, Gesang und Generalbaß. Obgleich er in

---

18 Der Artikel rührt ohne Zweifel von Karl Ludwig Junker her, Hofkaplan zu Kirchberg, der Schubart 1784 auf dem Asperg besuchte. Junker bereiste Württemberg mehrmals und veröffentlichte seine Reiseeindrücke u. a. auch in Meusels „Museum für Künstler und Kunstliebhaber 1788.“

Vergl. auch den Artikel „Schubartiana“ von E. Holzer in den „Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte.“ IV. 1906.

letzterem selbst nicht sonderlich stark gewesen zu sein scheint,[19] legte er doch stets großes Gewicht darauf, neben dem praktischen Musikunterricht auch den theoretischen zu pflegen. Er dachte da ganz wie unsere fortschrittlichen Klavierpädagogen. Daher entwarf er häufig Abhandlungen über Choral und Kirchenmusik für seine Schüler oder die jungen Stuttgarter Musiker, die ihn auf seinem „Jammerberg“ besuchten. Unter den letzteren hatte er neben Eidenbenz besonders Abeille ins Herz geschlossen. Ueber letzteren schreibt er einmal seiner Frau: „Abeille ist gar ein braver junger Mensch. Grüß ihn tausendmal und sag, er soll mich bald wieder besuchen. Er spielt sein Klavier ferm, nur fehlt ihm da und dort noch mancher Vorteil, den ich ihm herzlich gern sagen wollte. Sag' ihm, er soll ja „Bachs wahre Art das Klavier zu spielen“ sich eiligst kaufen und studieren. Bach ist mir in der Musik, was mir Klopstock in der Poesie ist.“ In der Empfehlung dieses Buches erkennen wir wieder einen Beweis für Schubarts ausgezeichneten Geschmack und seine Begabung, epochemachende zeitgenössische Werke sogleich ihrem wahren Werte nach zu würdigen. Bekanntlich wurde Philipp Emanuel Bachs „Wahre Art das Klavier zu spielen“ erst in neuester Zeit wieder neu aufgelegt und zwar nicht nur als musikhistorische Rarität, sondern auch deshalb, weil die Abhandlung noch heute auch in praktischer Hinsicht einen gewissen Wert besitzt. — Ob auch der bedeutendste Musiker, der aus der Karlsschule hervorging, Johann Rudolph Zumsteeg, den Asperggefangenen besuchte, ist nicht nachweisbar. Wahrscheinlich ist es, denn später mußte Zumsteeg die verhimmelnden Prologe und dramatischen Allegorien Schubarts, die dieser auf Befehl zu den Namenstagen Karl Eugens verfertigte, in Musik setzen. Ein fürchterliches Stück Arbeit, das dem armen Zumsteeg manchen Tropfen Schweiß gekostet haben mag! — Was nun den Unterricht anbelangt, den Schubart den Lehrern der Nachbarorte erteilte,

---

19 In den von Holzer in „Schubart als Musiker“ und „Schubartstudien“ veröffentlichten Sonatensätzen finden sich beispielsweise Grundfehler wie offene Quinten und Verdoppelung des Leittones.

äußert sich Holzer hierüber wie folgt: „Christmann weist auf das bestimmteste auf die großen musikalischen Fortschritte der Lehrerschaft in der Zeit Karl Eugens hin und führt die Anregung dazu auf Schubart zurück, den menschenfreundlichen Schubart, wie er sagt, zu dem hunderte auf den Asperg wallfahrteten, um Unterricht im Tonsatz und der musikalischen Aesthetik, sowie im Orgelspiel zu erhalten. Wir haben an sich keinen Grund, in dieser bestimmten Aussage Christmanns nicht einen Teil der Wahrheit zu sehen. Aber allerdings nur einen Teil.“[20]

Im Jahre 1783 werden die Klagen über die Frau und seine Freunde wieder häufiger. Schubart scheint über deren Bemühungen niemals ganz im Klaren gewesen zu sein. Viel Sorge bereitete ihm auch sein Julchen, welches von einem Tänzer verfolgt wurde. Auch gegen den Herzog läßt er in den Briefen Klagen vernehmen. „Der Herzog hat an Schillers, an meinen und mehreren Beispielen gezeigt, wie wenig Achtung er für Genies hat.“ Diese Bemerkung ist hauptsächlich für Ludwig geschrieben, welcher Gedichte zu verfassen begann, die unvorsichtigerweise Tyrannenhaß atmeten. Einmal läßt Schubarts Gattin, deren Briefe leider nur zum geringsten Teile erhalten sind, auch eine Regung der Eifersucht durchblicken. Doch der Dichter antwortet energisch: „Deine Eifersucht ist hier übel angebracht; so sehr ich Mensch bin, so rein bin ich von diesem Mädchen. Mein Fleisch stirbt unter der Kreuzespresse und so ist's recht. Ich habe die Geißel der Eifersucht deinethalben wohl heißer empfunden.“

Freudig begrüßte der Dichter die Nachricht, daß ein Herr von Biedermann aus Winterthur das Julchen in sein Haus nehmen wolle. Schubart schließt daraus: „Weib, wenn dein Mann ein Schurk wäre, würde er wohl noch solche Freunde haben?“ Aber eine schwere Kränkung bereitete ihm seine Mutter. Die alte Frau machte ihm Vorwürfe, die er zwar in bestimmter, aber für ihn sehr sanfter Weise zurückweist. Besonders scharf protestiert er gegen den Verdacht, daß er

---

20 „Zur württembergischen Musikgeschichte“ von Ernst Holzer. „Süddeutsche Monatshefte“, 4. Jahrgang Nr. 9.

trinke. Dieser Verdacht scheint übrigens nicht so unbegründet gewesen zu sein. Schubart verfiel auf dem Asperg — jedenfalls durch ein schlechtes Subjekt dazu verleitet — auf die verzweifelte Idee, der kärglich bemessenen täglichen Weinration durch Genuß von Alkohol in schärferer Potenz nachzuhelfen. Er begann Schnaps zu trinken. Glücklicherweise gelang es seiner Umgebung, ihm dieses Laster rechtzeitig wieder abzugewöhnen.

Den klarsten Aufschluß darüber, wie Schubart jetzt über den Zweck seiner Gefangenschaft dachte, gibt folgende Briefstelle vom 5. Oktober 1783: „Ich fühle, daß ich für dies Leben elend sein soll, um für jenes gerettet zu werden.“ Eine Auffassung, die auch der Herzog der Welt gegenüber bezüglich des Grundes von Schubarts Gefangenschaft ins Treffen führte.

Im Oktober 1783 wurde seitens der Verwandten eine Bittschrift an den Kaiser gerichtet. Ob dieselbe wirklich abgeschickt wurde? Wohl kaum! Um diese Zeit lesen wir abermalige Drohungen gegen den Herzog in den Briefen des Dichters: „Schrecklich ist's, wenn Gott den Herzog mißt, wie er gemessen hat. — Wer ist der Mann, der die Menschen durch langsame Qualen auf diesen Punkt treibt? Wer ist er!?“

Etwas Furchtbares erlebte aber Schubart am 11. Oktober. Er sieht Helene mit Ludwig über den Festungshof gehen; jedenfalls hatte die Frau den Versuch gewagt, hinter dem Rücken des Herzogs vom Kommandanten die Erlaubnis zu erwirken, ihren Mann besuchen zu dürfen. Natürlich wurde ihr dies nicht gestattet. Schubart überhäuft nun in seinem nächsten Briefe sein Weib mit Vorwürfen, ihm diese Qual angetan zu haben. Zugleich ist er auch gegen den Herzog erbittert. „Ein Mörder liegt hier, den sein Weib und seine Kinder alle Monate besuchen dürfen. Ihr dürft es nicht — folglich bin ich in des Herzogs Augen mehr als Mörder.“

Fast zur selben Zeit, da Schubarts Frau den Asperg besuchte, spielte sich in Heidenheim eine widerliche Szene ab. Schubarts alte Mutter kam mit ihrem Sohn Konrad aus

Aalen dahin, um dem Herzog, der sich vorübergehend im Orte aufhielt, persönlich ein Bittgesuch zu überreichen. Karl nimmt es hastig und sagt: „Er darf sich dieserwegen mit seiner Frau Mutter nicht allhier aufhalten.“ Und gleich darauf läßt er durch einen Offizier sagen, die beiden mögen sich nur ja nicht bei Franziska anmelden lassen (!!) Einige Wochen später reichte die Mutter jedoch abermals eine de- und wehmütige Bittschrift ein. Alles vergebens!

Anfangs 1784 scheinen endlich alle Mißverständnisse zwischen Schubart und seiner Frau beseitigt. Die Briefe nehmen jetzt den Charakter wirklich zärtlicher Liebes- und Familienbriefe an, und mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet der Dichter die literarische Entwicklung seines Sohnes. Er korrigiert und feilt an dessen Gedichten, was er bei seinen eigenen selten zu tun pflegte, überwacht seine Lektüre und schreibt ihm unter andern einmal das beherzigenswerte Wort: „Aber zuviel darfst du nicht lesen, sonst gute Nacht Originalität!“

Im März stirbt General Scheeler. Schubart greift der Tod des ihm so wohlgesinnten Festungskommandanten derart an, daß er selbst dem Tode nahe ist. Er „beträuft“ Scheelers Leiche mit Tränen und widmet dem Toten ein langes Gedicht, das freilich noch stark pietistischen Geist atmet. Den neuen Kommandanten, General von Hügel, begrüßt er ebenfalls gleich mit einem langen Poem, in dem sich auch die Strophe findet:

„Aber, als du kamst, da kam die Güte
Hügel, mit dir her,
Und die heiße Wunde im Gemüte
Fühlt' ich kaum noch mehr.“

„Er nahm's gut auf,“ berichtet Schubart über das Gedicht an seine Frau. Und nun hoffte er durch den neuen Kommandanten die Gnade beim Herzog zu erwirken, wenigstens Besuche der Familie auf dem Asperg empfangen zu dürfen. „Aber nur oft, einmal wäre Mord.“

Im Mai schickt er der Frau sein Portrait, das Schillers Akademiegenosse, Lieutenant Scharfenstein, „ein Genie

glühend und herzig“, gemalt hatte, und macht dazu die köstliche Bemerkung: „Häng' dies Portrait an's Herz, wenn ich's verdiene, oder wirf's ins Sch . . . haus, wenn ich der Schurk bin, der achtjährige Kerkerstrafe verdient.“ Und unter einen Kupferstich ließ er die Worte setzen: „Schubart, in Fesseln frei!“

Am 31. Mai berichtet Oberst Seeger über den Dichter an den Herzog und macht jetzt schon (1784!) Vorschläge für die künftige Anstellung Schubarts. Auch weist der Oberst in schlauer Weise darauf hin, daß man vielleicht aus Schubarts „Schreibsucht“ für die Akademiedruckerei Vorteil ziehen könne.

In einem Briefe vom 23. Juni aber finden wir eine interessante Stelle: „Die Frau Gräfin (Franziska) sagte zur Generalin, es wäre ihr ganz unbegreiflich, daß Schubart noch nicht los wäre. Sie bedauere mich und wünschte nur, daß ich meine Familie sprechen dürfe, welches sie für die billigste Bitte ansehe. Aber auch dies würde ungemein schwer halten.“ — Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß sich Franziska hier verstellt hat und sich auf die Unwissende hinausspielte. In demselben Briefe heißt es weiter: „Hier ist ein Mann, der den Herzog als Forstsekretär um 12 000 fl. betrog. Diesem Mann hat kürzlich der Herzog erlaubt, Besuche von seiner Frau und Kindern anzunehmen.“ Bezüglich des niederen Beweggrundes, der den Herzog trieb, Schubart von seiner Familie ferne zu halten, hat, wie bereits erwähnt, Hauff auf das Gedicht „Liebe im Kerker“ verwiesen, in welchem folgende Zeilen besonders bemerkenswert sind:

„Gezwungen tugendhaft, weil du nicht bei mir bist,
Fluch ich der Unschuld oft, die mir beschwerlich ist,
Noch bis zur Wut verliebt, soll ich die Liebe zwingen!
Wie schwer, wie grausam ist's, bei meiner Pein zu ringen.“

Anfangs 1785 gab es eine neue Enttäuschung. Der Herzog erschien persönlich auf dem Asperg, teilte an diverse Leute Gnaden aus, doch für Schubart blieb alles beim alten. Doch der April brachte endlich eine Ueberraschung! Oberst

Seegers Wort von dem Nutzen, den man vielleicht aus Schubarts „Schreibsucht“ ziehen könnte, hatte bei Karl seine Wirkung nicht verfehlt und so gestattete er dem Dichter „gnädigst“, seine Gedichte herausgeben zu dürfen. Die Freude, die Schubart anfangs über diesen „Gnadenakt“ empfunden haben mochte, wurde bald durch allerlei mißliche Zwischenfälle getrübt. Gerade in jener Zeit wurde er oftmals von Schwächezuständen befallen, die ihn sein baldiges Ende befürchten ließen. Und ferner beanstandete die Zensurkommission, die der Herzog eingesetzt hatte, einige Stellen in der Vorrede und verstümmelte mehrere Strophen und Verse. Freilich waren diese Striche nach Ansicht der Zensoren so beschaffen, „daß der Wert des Ganzen dadurch nicht beeinflußt werde.“

Auf solche Art entstand die sogenannte „akademische Ausgabe“ von Schubarts Gedichten, deren Vorreden wir in den modernen Ausgaben von Sauer (Kürschners Deutsche Nationalliteratur) und Hauff (Reclam) abgedruckt finden. Beide Herausgeber übersahen aber die „Nachricht ans Publikum“, die Schubart im Mai 1785 in einer Reihe von Zeitschriften veröffentlichte. Es ist das Verdienst Karl Geigers, in seinem bereits mehrfach erwähnten Artikel im Staatsanzeiger auf diese Nachricht aufmerksam gemacht zu haben (Jahrgang 1888 Nr. 8 und 9), und ich lasse die Hauptstellen dieser Schubart'schen Ankündigung der Gedichte nach Geigers Veröffentlichung folgen:

> „So wenig ich sonst geneigt war, in meiner gegenwärtigen ganz unpoetischen Lage eine Sammlung meiner Dichtereien zu besorgen: so sehr mußten mich doch so manche zerfetzte Abdrücke einiger erhaschten Gedichte von mir in verschiedenen teutschen Tagbüchern, noch mehr aber die kürzlich ohne mein Zutun von einem mir ganz unbekannten Herausgeber besorgte Sammlung aufmerksam machen.
>
> Nie hatte ich meine Gedichte so eigentlich für den Druck bestimmt. Ich dachte, sie mögen verhallen in den öden Zellen meiner Einsamkeit; mögen, vom

Flügel begleitet, diesen oder jenen gefühlvollen Hörer auf Augenblicke unterhalten, mögen, gut deklamiert, dem oder jenem ein Paar Feuerflocken in die Seele werfen; so ist mein Endzweck erreicht; ich habe damit den Dämon Langeweile gebannt und gute Empfindungen im Herzen des Hörers geweckt und unterhalten. Allein der Wurf meines kleinen Sandsteinchens bildete weitere Kreise, als ich je vermuten konnte. So viele große und edle Seelen — mein Genius grüßt und segnet sie in dieser heiligen Stunde des Wiedersehens — nahmen Anteil an meinem Schicksal; jeder Erguß meines Herzens, jeder Pinselstrich von der Nachtgrotte meines ehemaligen Gefängnisses, jeder der Menschheit so natürliche Aufschrei nach Freiheit, die allein die Wolke des Lebens vergüldet und die Menschen gottähnlich macht, erweckte Aufmerksamkeit bei ihnen. Sie nahmen Kopien von einigen meiner Gedichte und so fand ich sie auch da und dort im Drucke. Endlich erschien in der Schweiz eine namhafte Sammlung meiner Gedichte von einem gewiß aller Achtung würdigen Herausgeber. Fürs erste dank ich ihm für seine gute Meinung von mir und sonderlich für die treue Darstellung der Entstehungsgeschichte meiner Lieder und ihrer Irren in Teutschlands Gauen herum.[20a]

Nur bedaur' ich theils die zahllosen Druckfehler, womit diese Sammlung verunstaltet ist, noch mehr

---

20a Gemeint ist die 1785 bei Orell, Geßner, Füßli u. Co. in Zürich erschienene Ausgabe unter dem Titel „Chr. F. D. Schubart's Gedichte aus dem Kerker." In der von Kausler (?) verfaßten Vorrede heißt es u. a.: „Diese Ausgabe ist, wie wir schon erinnert haben, nach den korrektesten Abschriften besorgt und — freilich sei es hier gesagt: Schubart hat durchaus keinen Anteil daran .... Traurig genug für die sogenannte Freiheit der Deutschen, daß man, um der Laune ihrer Beherrscher willen, von einem Mann diese Versicherung geben muß, der der erste war, der es wagte, mit der Fackel des gesunden Menschenverstandes einen großen, vorher finstern Landstrich zu erleuchten und der ohne Rumor wohl mehr wirkte als mancher — der stolz sein Ex egi Monumentum an jede Wand schreibt."

aber die Unvollständigkeit derselben und die eingeschlichenen Stücke, die nicht einmal die meinigen sind. Wer wird mir z. B. zutrauen, daß ich je eine Fabel unsers unsterblichen Fabeldichters Lichtwehr, die unter der Rubrik Emriz in der Schweizer Sammlung steht, und bei Lichtwehr unter der Aufschrift „Der Hänfling“ vorkommt, für mein Gemächt ausgeben könnte? Anderer Inkonvenienzien zu geschweigen. — Genug, daß Se. herzogliche Durchlaucht, mein gnädigster Herr, mir nunmehr die großmütige Erlaubnis zu ertheilen geruhten, eine vollständige Ausgabe meiner Gedichte in höchstdero Akademischen Buchdruckerei selbst besorgen zu dürfen. . . .

Da dies nach beinahe Neun Jahren wieder der erste öffentliche Auftritt ist: so erlaube man mir's, hiemit gegen alle Schriften aufs feierlichste zu protestieren, die seit diesem unter meinem Namen herausgekommen sind.

Ich hab' in meinem Leben manches für momentanen Gebrauch diktiert und hingesudelt, das gewiß den gesetzten Zweck erreichte. Aber hintreten vors Volk und nach dem Eichenkranz emporschauen, der dort droben an den Rippen des Waldfelsen für die Unsterblichen hängt; das konnte mir nie mit Sudeleien in Sinn kommen, die bloß dazu bestimmt waren, da und dort Dämmerung in die dickste Nacht der Unwissenheit zu bringen. . . . Wer wird zum Beispiel das hirnlose Buch Originalien, wo einige Gedankentrümmer von mir in einer Mistpfütze eigenen Unsinns schwimmen, auf meine Rechnung setzen? — Schrecklich ist's gefangen zu sein, aber fast noch schrecklicher, von außen Buben johlen zu hören, die die Mauern unsers Kerkers mit Koth bewerfen. Ihnen verzeih's der Allbarmherzige!

Hohenasperg, im Mai 1785.

Schubart.“

Schubart und seine Frau hatten nun alle Hände voll zu tun, um für das Werk Subskribenten zu sammeln. Nach allen Weltgegenden, an alle guten Freunde und Bekannten mußten Briefe geschrieben werden. Der getreue Ratgeber des Herzogs, Oberst Seeger, hatte sich keineswegs verrechnet. Als die Gedichte in zwei Bänden (1. Band 1785, 2. Band 1786) erschienen waren, sah sich alsbald die akademische Druckerei, d. h. also die herzogliche Kasse in dem Besitz von circa 3000 fl! Welche Niedertracht seitens des „Gesalbten" war es aber, daß dieser 2000 fl ruhig einsteckte und dem Dichter und seiner Familie kaum 1000 fl beließ! So scheute man sich nicht, aus den geistigen Erzeugnissen eines Mannes Kapital zu schlagen, von dem man nun überzeugt war, daß man ihn völlig grundlos und nur aus reiner Tyrannei gefangen halte. Letzteres geht nämlich aus einem Schreiben Oberst Seegers an den Herzog vom 28. Juni 1785 deutlich hervor, in dem es heißt: „Vielleicht dürfte bei dieser Gelegenheit die gnädigste Absicht Sr. herzgl. Durchlaucht mit der Wiederanstellung des Arrestanten Schubart, worüber Höchstdieselben schon unter dem 31. Mai 1784 ein untertänigstes Gutachten von mir gnädigst zu fordern geruht (!) am unauffallendsten (!) erreicht werden, wenn er nunmehr als Theaterdichter und Musikmeister bei dem Theater angestellt würde." Trotzdem also der Herzog bereits im Mai 1784 an eine Anstellung Schubarts dachte, den Dichter also für völlig „kuriert" ansah, ließ er ihn noch weitere 3 Jahre in Fesseln schmachten und zwar einzig nur deshalb, weil er angeblich nicht wußte, was er mit ihm anfangen solle[21].

Ein Herrscher, der sonst so despotisch regierte, daß es ihm eine Kleinigkeit bedeutete, Leute des Landes zu verweisen oder auf die „Württembergische Bastille" zu verschicken, konnte es jetzt auf einmal nicht über's Herz bringen, einem Musiker seines Orchesters den Dienst zu kündigen, um für Schubart eine Stelle frei zu bekommen. Daß er es noch weniger über's Herz brachte, einen Musiker vorläufig überzählig anzustellen, ist bei des Herzogs Schmutzerei, von der

21 So motivierte wenigstens 1787 Franziska in ihrem Brief an die Karschin die Verzögerung von Schubarts Befreiung.

wir eben ein himmelschreiendes Beispiel sahen, wohl selbstverständlich. Den Asperggefangenen ganz frei zu lassen, d. h. ihm die Erlaubnis zu erteilen, sein Brot in der Welt zu suchen, wo es ihm beliebte, schien dem Herzog und seinen Ratgebern offenbar zu gefährlich. Man mußte Schubart, trotzdem er oftmals beteuert hatte, er werde nie mehr gegen den Herzog schreiben, in Württemberg festzuhalten trachten. Man wollte ihm dadurch, daß man ihn förmlich zu Dank verpflichtete, auch gleichzeitig das Maul stopfen. Hätte man den Dichter „ins Ausland" ziehen lassen, so hätte er dort gewiß freimütiger über seine Gefangenschaft gesprochen, als er sich dessen im Lande selbst erkühnen durfte, und diese schlimme Nachrede mußte verhindert werden.

Vorläufig, d. h. im Juni 1785, hatte der Herzog indessen noch gar nichts von Schubart zu befürchten, denn Seegers Erinnerung blieb wirkungslos. Doch endlich fühlte der Tyrann wenigstens in einer Hinsicht ein „menschlich Rühren." Er gestattete der Familie — nach 8½ Jahren! — huldvollst den Besuch ihres unglücklichen Oberhauptes. Ich werde mich wohl hüten, diese rührende Wiedersehensszene beschreiben oder gar mit dichterischen Farben ausmalen zu wollen. Schubarts Frau hat diese glückseligen Stunden in einem Briefe an einen Verwandten (vielleicht Böckh?) in so inniger Weise geschildert, daß gegen diesen naiven Herzenston die schönste psychologische Betrachtung über die Freuden des Wiedersehens nach langer Trennung blaß erscheinen müßte. Helene schreibt:

„Am 4. Julius 1785 wurde ich von einem Bedienten geweckt, der mir einen Brief von dem vortrefflichen Herrn Generalmajor von Bouwinghausen brachte. Der Inhalt war: ich möchte bis ½8 Uhr zu demselben kommen; Sie hätten mir eine angenehme Nachricht zu geben. Ich hoffte sogleich viel Gutes, und konnte die Zeit kaum erwarten. Als ich hinkam, sagten Sie mir: ich würde heute meinen lieben Mann sehen und sprechen. Damit ich aber auch Gesellschaft hätte, machten Sie die Tür auf, wo meine zwei Kinder her-

auskamen. — Ich war ganz außer mir, konnte aber meine dankbaren Empfindungen nicht genug ausdrücken und gerne hätte ich dem lieben Manne die Füße geküßt, wenn er es gelitten hätte. Dann gaben Sie mir zwei Briefe: einen von Sr. herzogl. Durchlaucht, an den Herrn Kommandanten der Festung Asperg, General von Hügel, den andern von der Frau Reichsgräfin von Hohenheim an die Frau Generalin. Die Kutsche war bestellt, wir nahmen ein Frühstück ein, und wir, ich und meine Kinder, fuhren nun dem Asperg zu. — Wie es uns auf der Hinreise zumute war, läßt sich nicht beschreiben, sondern nur nachempfinden. Auf dem Asperg kam uns gleich der zweite Schutzengel, der Herr General von Hügel, obwohl unwissend der Absicht unserer Ankunft, entgegen. Wir freuten uns alle, auf das, was uns bevorstand, mit Zittern. Ich übergab dem Herrn General meine Briefe, und der liebe Mann sorgte sogleich durch seinen Hrn. Sohn für die Vorbereitung meines Mannes auf unser Wiedersehen, der auch nichts davon wußte; uns aber führte er einstweilen zu seiner Gemahlin, und blieb bei uns, bis die Nachricht kam, mein Mann wäre bereit, uns zu sprechen. Der Herr General ging selbst hin, um ihn abzuholen. Indessen standen wir alle stumm und wie versteinert da. Auf einmal ging die Tür auf, und der Herr General und mein Mann traten herein. — Mein Mann schien voller Starkmut; aber wie er uns erblickte, war er ganz Empfindung. — Er, ich und meine Kinder drängten uns zusammen und erstickten fast vor Liebe und Schmerz; unsere Tränen flossen zusammen wie ein Bach. So standen wir lange, ohne ein Wort zu sprechen, und ich wünschte nur, daß Sie diese Gruppe gesehen hätten; denn es läßt sich nicht nachempfinden, viel weniger beschreiben, was wir da empfunden haben. — Es war Vorgeschmack der himmlischen Freuden. — Mein lieber Mann erholte sich zuerst, und hielt eine rührende Rede, lobte und dankte dem Allmächtigen und unserm gnädigen

Fürsten; dann setzten wir uns und lobten alle Gott. — Wir hatten die Erlaubnis, etliche Tage zu bleiben, und waren 6 Tage lang himmlisch vergnügt zusammen. Zwar flossen täglich unsere Tränen, aber es waren ganz andere Tränen, als wir bisher geweint hatten. — Ob ich gleich mit meinem Mann schon vieles ausgestanden habe, so bin ich doch stolz darauf, daß Schubart mein Mann ist. — Sie können nicht glauben, wie viele edle und erhabene Personen sich zu ihm drängten und ihn hochschätzen. Diese Teilnehmung so vieler edler Herzen ist denn doch auch etwas wert.

Ich fand zwar immer noch den alten Schubart, der fehlen, aber auch viel Gutes tun kann. Was mich am meisten an ihn zieht, ist sein gutes Herz, das ganz Liebe gegen Gott und auch ganz Liebe gegen die Menschen ist; und er kann nun sagen: Ich weiß, an wen ich glaube! O wenn Sie die guten Ermahnungen gehört hätten, die er seinen Kindern gegeben hat! Aber es ist zu viel, ich kann Ihnen unmöglich Alles beschreiben. Am 6. Tage unseres Aufenthaltes auf dem Asperg, um die herzgl. Gnade nicht zu mißbrauchen, fuhren wir wieder nach Stuttgart, voll inniger Dankbegierde gegen die unaussprechlichen Wohltaten, womit Sr. herzogl. Durchlaucht uns begnadigt haben, (!) die Gott dem erhabenen Fürsten (!) nebst allen übrigen mir und den Meinigen zugeflossenen hohen Gnadenbezeigungen zum Segen anschreiben wolle ewiglich! Auch der Herr General von Hügel und dessen ganze vornehme Familie erwiesen uns auf dem Asperg alle nur ersinnliche Gnaden, die wir nicht genug verdanken können. Nun belebt uns auf Neue die trostvolle Hoffnung, daß uns der liebe Mann bald sicher nachkommen werde. . . ."

Beide Gatten lernten sich eigentlich erst nach dieser Zusammenkunft völlig verstehen und würdigen. Wie das nun schon zuweilen in Ehen vorkommt, sahen auch diese beiden Leutchen, als sie miteinander lebten, viel eher die Schatten- als die

Lichtseiten im Charakter des andern. Erst die Trennung öffnete Schubart die Augen über das Wesen seiner Frau und nun nennt er sie einmal „Weib nach Schubarts Sinn"; und Helene wieder erkannte jetzt erst, daß ihr Mann nicht nur als Mensch unglücklich sei, sondern auch als Dichter, indem er seiner Inspiration Fesseln anlegen müsse. Jetzt erst wird es ihr klar, daß Schubart eigentlich die Qualen der Gefangenschaft doppelt schwer empfinden muß, indem nicht nur seiner Person Ketten angelegt werden, sondern auch seinem Geiste. Freilich war ihr der Mann anderseits aber auch deshalb lieber geworden, da sie ihn nun „als Christen" sah. „O Mann, werde ein Christ!" hatte sie bereits in Ulm im Vereine mit dem biederen Miller gefleht. Nun sah sie ihren Wunsch erfüllt. Schubart war ein Christ. Doch den Pietismus begann er glücklicherweise in jener Zeit bereits abzustreifen und als freien Mann werden wir ihn endlich als bibelfesten und wohl auch bibelgläubigen, aber keineswegs frömmelnden Menschen wiederfinden. Schubart ging aus der Aspergdressur als überzeugungstreuer Protestant hervor.

Die Briefe nach dem Besuche der Familie bringen indessen neue Klagen. Allein nicht so sehr mit seinem Peiniger, dem Herzog, als vielmehr mit seiner nächsten ihm untergebenen Umgebung macht er traurige Erfahrungen. So wird er einmal von einem Kerl bestohlen, dem er sehr zugetan war und dem er fest vertraute. Schubart blieb in dieser Beziehung zeitlebens ein Kind. Nicht nur, daß er wildfremden Bittstellern gegenüber äußerst leichtgläubig war und Almosen oft an ganz unwürdige Leute verteilte, war er auch gegen seine dienende Umgebung nachsichtig bis zur Schwäche. Der Sohn erzählt, daß beispielsweise in Augsburg der Bediente Schubarts diesem mehrmals von dem Gelde vorgeschossen habe, das er ihm ein paar Tage vorher entwendet hatte und die Summe stets mit Zinsen zurückerhalten habe! Jeder, der nur ein bischen Menschenkenntnis besitzt, weiß, daß derartig gutmütig veranlagte Wesen selten hinter einen Betrug kommen; wenn sie sich aber betrogen sehen, dann ist die Erfahrung oft eine so schmerzvolle, daß sie

Gefahr laufen, völlige Menschenverächter zu werden. Etwas ähnliches scheint nun bei Schubart wenigstens gedroht zu haben. Als er hinter die Betrügereien eines ihm scheinbar sehr ergebenen Burschen kam, ja mit diesem sogar einen Prozeß führen mußte, schrieb er: „Mir geht's sicher noch wie dem Shakespeareschen Timon von Athen. Von der äußersten Menschenliebe werd' ich hinunterstürzen zum schwärzesten Menschenhaß.“ Auch mit seinen Blutsverwandten machte er jetzt traurige Erfahrungen. Er wird ein völliger Pessimist! „Mein Bruder ist ein Lumpenhund, daß er mich nicht besucht. Erkundige Dich sehr genau nach meiner Mutter Vermögen. Meinen Freunden[22] trau ich keinen Schuß Pulver, sie würden mich lachend um mein Erbteil bringen. Meine Geschwister sind alle wohlhabend, graben sich wie Roßkäfer ein und kümmern sich wenig um ihren fernen Bruder. Gottlob, daß ich sie hierinnen übertreffe.“

Doch wir kennen bereits unsern Schubart. Er war ein Mann der Extreme und derlei trübe Stimmungen hielten nicht allzulange an. Ein gelungenes Gedicht, für das er obendrein noch einige Louisd'or einheimste, war imstande, den ganzen Pessimismus mit einemmale zu verscheuchen. So erzählt der Sohn, daß er bei einem seiner Besuche in jener Zeit seinen Vater in fröhlichster Stimmung angetroffen habe. Nach Tisch lud Schubart seinen Ludwig ein, mit ihm eine Runde um den Wall zu machen. Als sie an den ersten Wachposten kamen, klimperte der Dichter mit einigen Silbermünzen. Die Schildwache konnte diesem Zauberklang nicht widerstehen und — präsentierte. Schubart gab dem Manne sogleich ein paar Münzen und machte seinen Sohn stolz auf die Ehre aufmerksam, die ihm als Arrestanten erwiesen werde. Bei der nächsten Wache wiederholte sich dieselbe Szene und so um den ganzen Wall herum bei allen Posten. Als Schubart in sein Zimmer zurückkehrte, hatte er die ganze Summe, die er für ein Gelegenheitsgedicht erhalten hatte, glücklich an die Aspergwachen verschenkt.

Ueber die Ereignisse des Jahres 1786 und Anfang 1787

[22] Freunde bei Schubart immer soviel wie Verwandte.

werde ich mich kurz fassen. Schubart war in dieser Zeit viel mit einer Korrespondenz beschäftigt, die sich um die Anstellung seines Sohnes Ludwig drehte. In Berlin hatte er an dem Buchhändler Himburg einen literarischen Freund und Gönner gefunden; dazu kam noch der glückliche Umstand, daß er für den 2. Band seiner Gedichtsammlung den „Hymnus auf Friedrich den Großen“ verfaßt hatte, dem alsbald ein zweites Poem, das ebenfalls „den langjährigen Gegenstand seiner Bewunderung“ zum Vorwurfe hatte, unter dem Titel „Ein Obelisk“ folgte. Beide Gedichte riefen in Berlin einen wahren Sturm der Begeisterung für den Asperggefangenen hervor, der selbst die hohen und höchsten Kreise erfaßte. Die erste Folge dieser Schubartbegeisterung war, daß der Sohn des Dichters, den der Herzog von Württemberg vergeblich auf die versprochene Anstellung warten ließ, durch den preußischen Minister Graf Herzberg als Legationssekretär nach Berlin berufen wurde (anfangs 1787). Ende 1786 konnte nun Schubart in seinen Briefen bereits von einem „preußischen Bombardement“ sprechen, das auf den Herzog bezüglich seiner Befreiung vollführt werde. Wie muß es der Dichter in tiefster Seele als Genugtuung empfunden haben, daß sich gerade Preußen, für das sein Herz zeitlebens am wärmsten schlug, für seine Befreiung am wackersten einsetzte! Im Namen König Friedrich Wilhelms II. wandte sich Minister Herzberg an den Herzog, zugleich boten Prinz Heinrich und die Prinzessin Friederike von Preußen ihren Einfluß auf. Dichter von der Popularität eines Ramler besangen den „Barden des Aspergs“ und schließlich wandte sich auch die beliebte Naturdichterin Karschin mit einem Gedicht an Franziska (nunmehr Herzogin von Württemberg), das um Schubarts Befreiung bat. Diesem Ansturme konnte endlich Karl Eugen nicht mehr widerstehen und in einem allerdings sehr gewundenen Schreiben an die Karschin antwortete Franziska im März 1787, daß „der Herzog, mein Herr .... Schubarten nicht nur von dem Aufenthalte auf der Festung befreien werden, sondern es nur noch verschieben, weil Sie mit der Befreiung auch den Vorteil, einen Wirkungskreis für seine

Talente ihm anzuweisen und für die Bedürfnisse des Lebens zugleich zu sorgen, Sich vorgenommen haben. . . . . . Mir blieb nur Teilnehmung, (!) nicht Mitwirkung an seinem verbesserten Schicksal übrig."

Am 11. Mai 1787 hielt der Herzog eine kleine Parade auf dem Asperg. Während derselben kündigte Franziska Schubart das Ende seiner Gefangenschaft an und noch am selben Tage begann der Dichter einen Brief (an Posselt in Karlsruhe) mit den beseligenden Worten: „Ich bin frei!" Franziska hatte bei seiner Einkerkerung zugesehen und jetzt verkündete sie ihm die Freiheit. Und da sollte man wirklich im Ernste glauben, sie habe sich nie um Schubart und sein Schicksal bekümmert? Sogar der sehr maßvolle Hauff sieht in der Freiheitsproklamation durch Franziska „einen auf das Publikum berechneten Theaterhieb."

Ist der Grund der Gefangennahme des Dichters schon rätselhaft genug, so ist es die lange Dauer seiner Asperghaft noch weit mehr. Im Anfange waren es Rieger und Zilling, die teils aus pietistischen, teils aus egoistischen Gründen Schubarts Freilassung zu hintertreiben verstanden. Später war es „die Fürstengruft", die des Dichters Haft erschwerte und verlängerte. Aber von 1784 angefangen hatte Schubart seine weitere Gefangenschaft, wie ich bereits auseinandersetzte, lediglich der despotischen Laune des Herzogs zu danken und dessen Sorge, der Dichter könnte, falls man ihn nicht im Lande versorgte, anderwärts durch allzufreies Reden oder Schreiben ihn und Franziska in Mißkredit bringen.

Merkwürdig ist es aber, daß Schubart seine Freiheit just einem Gedicht dankte, und zwar einem Gedicht auf einen Fürsten. In Geislingen, in Ludwigsburg, in Schwetzingen, in Augsburg, überall war es ein keckes Gedicht oder eine Schrift satirischen Inhaltes gewesen, womit er sich seine Ausweisdekrete geschrieben hatte und endlich waren es nichts anderes als freie Gedichte und Artikel des Chronikschreibers, die ihn gar auf die Festung brachten. Nach der Meinung des Herzogs hatte er in der deutschen Chronik „fast kein gekröntes Haupt" unangetastet gelassen, und nun war es gerade ein Hymnus auf ein gekröntes Haupt, der ihn

wieder zum freien Manne machte. Freilich war dieses gekrönte Haupt ein solches, das Schubart von Jugend an (aus vollster Ueberzeugung von Friedrichs Bedeutung für die Weltgeschichte) auf's innigste verehrt hatte. Herzog Karl erlebte also an Schubart nicht nur die Genugtuung, daß er aus einem Freidenker einen Christen gemacht hatte, sondern auch noch jene, daß er vor aller Welt stolz sagen konnte: Seht! So schreibt nun der Mann über Fürsten, der sie seinerzeit mit dem Geifer der Satire bespritzt hatte. Das war freilich eine gelinde Selbsttäuschung, aber das blindgläubige Volk ließ sich mittäuschen und das war in des Herzogs Augen jedenfalls die Hauptsache.

Ueber die Gründe, aus denen die religiöse Dressur wenigstens teilweise gelang, habe ich mich bereits geäußert. Schubart wurde aus derselben Ursache ein Christ und nebstbei ruhiger Untertan, aus der im Mittelalter ein Ketzer auf der Folterbank sein: „Ja, ich habe mit dem Teufel Umgang gehabt" hervorkrächzte. Schubarts zehnjährige und zum größten Teil barbarische Gefangenschaft war eine der letzten Schandtaten des Despotismus in deutschen Landen. Nach ihm hat sein Schicksal freilich noch viele, die es wagten, an den „Gesalbten des Herrn" oder der Lehre der „alleinseligmachenden Kirche" freie Kritik zu üben, wenn auch in milderer Weise, ereilt und es wird noch unzählige ereilen, so lange unsere Gesetze die Paragraphen für Majestätsbeleidigung und Religionsverspottung kennen.

Die von Schubart auf dem Asperg geschriebenen Gedichte wurden zum Teile schon besprochen, freilich nur zum geringsten Teil, denn fast könnte man sagen, die Jahre der Gefangenschaft waren des Dichters produktivste Zeit, d. h. des Lyrikers. Die weitaus größte Zahl der uns erhaltenen Gedichte stammt vom Asperg. Hiebei ist aber zu bedenken, daß Schubart vornehmlich rhapsodischer Gelegenheitsdichter war, der mit seinem geistigen Eigentum keineswegs sorgsam umging. Jedenfalls hatte er also in den Jahren seiner Freiheit weit mehr gedichtet als auf dem Asperg, doch seit seinen Universitätstagen, ja eigentlich der Gymnasialzeit in Nördlingen, pflegte er die meisten

Gedichte handschriftlich an seine Freunde zu verteilen, ohne sich selbst Abschriften zu behalten, und auf diese Weise gingen wohl die meisten Poesien verloren. Dieser Verlust dürfte allerdings nicht besonders zu beklagen sein, denn die uns erhaltenen Gedichte Schubarts sind bereits zahlreich und verschiedenartig genug, um uns ein deutliches Bild ihres Verfassers zu geben, ja sie sind beinahe schon zu zahlreich, um mit gleichem Vergnügen und Interesse gelesen zu werden. Unter so vielen und in so verschiedenartigen Stimmungen geschriebenen Liedern, Oden und Gelegenheitspoesien muß naturgemäß manches Minderwertige unterlaufen. Der Literaturfreund hätte also nichts verloren, wenn einige der in Hauffs Reclam-Ausgabe abgedruckten Gedichte nicht erhalten oder wenigstens dort nicht veröffentlicht worden wären.

Unter den auf dem Asperg verfaßten Gedichten nehmen die Lieder an die Gattin einen hervorragenden Platz ein. Die meisten dieser Lieder zeichnen sich durch Innigkeit der Gefühle und Einfachheit der Rhythmen aus. Mit ähnlicher Schlichtheit besingt der Dichter den Mond vor seinem Zellenfenster, die Linde im Festungshofe, die Aussicht von seinem „Tränenberg", und schließlich sein eigenes Schicksal, in dem berühmten und stellenweise ergreifenden Gedichte „Der Gefangene". Weitaus gezierter und zuweilen schon an jenes heute kaum mehr erträgliche Pathos streifend, von dem auch beispielsweise Schillers Lauraoden nicht frei sind, erscheinen die Gedichte an Regina Voßler. Mit Ausnahme jener an die Dame in Ludwigsburg, an die Gattin und dem bereits im ersten Kapitel zitierten kleinen Liedchen an das Nürnberger Schätzchen sind die an Regina gerichteten Gedichte die einzigen persönlichen Liebesgedichte Schubarts. Einige dieser Gedichte scheinen übrigens direkt von Schiller beeinflußt, dessen „Anthologie auf das Jahr 1782" der Asperggefangene, wie wir wissen, sehr gut kannte.

Habe ich das Pathos in einigen dieser Verse als für unsere Zeit kaum mehr erträglich bezeichnet, so muß ich den auf dem Asperg entstandenen Gelegenheitsgedichten nahezu samt und sonders das Prädikat ungenießbar ver-

leihen. Was kann man auch von einem Dichter verlangen, dessen ureigenste Art (nach dem Zeugnisse Ludwigs) Begeisterung für alles Große, Schöne, Gute und Wahre war und der nun, in Fesseln schmachtend, seine eigenen Peiniger und Bedrücker anhimmeln sollte. Es ist wahrhaft erstaunlich, daß Schubart in diesen Gedichten an Rieger und den Herzog nicht völlig in der hohlen Phrase unterging, sondern zeitweise doch einige poetische Bilder einflocht, die es verdienen würden, anderswo zu stehen, als in einem Gelegenheitsgedicht. Im großen und ganzen haben aber diese Gedichte heute nur noch historischen oder besser biographischen Wert. Aus ihnen aber einen nachteiligen Schluß auf den Charakter des Dichters ziehen zu wollen, wäre verfehlt. Schubart schrieb diese Gedichte nicht aus Wohldienerei, sondern unter dem Zwang der Verhältnisse und meist auf Befehl. Wollen wir's dem Manne verübeln, daß er sich nicht zur Wehr setzte und gegen die Zumutung, solche Gedichte zu schreiben, nicht protestierte? Denken wir an das grauenhafte erste Jahr seiner Gefangenschaft und wir werden Schubart seine Verhimmelungen Karls und Riegers verzeihen. Lieber gezwungen Verse schreiben, mochte er sich denken, als — „ein Genoß der Eule“ — aller Tätigkeit beraubt zu sein. Uebrigens scheint sich Schubart hie und da seinem Peiniger Rieger gegenüber doch nicht so ganz willfährig gezeigt zu haben, wie der oftmalige Wechsel seines Gefängnisses beweist.

Eines der berühmtesten Gedichte Schubarts, heute noch in Anthologien und deutschen Lehrbüchern öfters anzutreffen, ist die lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude“. Auch dieses Gedicht entstand auf dem Asperg und ist nach Ludwig Schubart nur „ein Bruchstück eines größeren und vielleicht des originellsten Plans, den er je in seinem Leben entwarf.“ Ahasver sollte eigentlich ein Epos in mehreren Gesängen werden. Der Jude sollte die ganze Entwicklung der Weltgeschichte miterleben. Doch für ein solches Werk war Schubart — wie wir schon wissen — nicht der rechte Mann. Dazu besaß er zu wenig Ausdauer, zu wenig Gabe der Vertiefung. Ein solches Werk hätte scharfe Konzentration der Gedanken auf einen Gegenstand erfordert und auch das

war nicht Schubarts Sache. Die Gegenwart, mit ihren vielseitigen Erscheinungen, nahm ihn viel zu stark in Anspruch, als daß er imstande gewesen wäre, sie über einem eingehenden Studium der Geschichte wenigstens für eine Zeitlang hintanzusetzen. Doch auch in der Gestalt, in welcher „Der ewige Jude“ jetzt vorliegt, ist dem Gedicht eine gewisse Größe der Konzeption nicht abzusprechen und die Phantasie feiert stellenweise ware Orgien, besonders in der Schilderung des Grauenhaften; freilich zuweilen auch auf Kosten des guten Geschmacks. In der ersten Ausgabe schloß das Gedicht mit folgenden, die pietistische Stimmung seines Verfassers verratenden Versen:

„Wenn du erwachst, so ist Er da,
Des Blut auf Golgatha du fließen sahst;
Und der — auch dir verzeiht.“

Im allgemeinen gilt von Schubarts großzügig angelegten Gedichten dasselbe, was Strauß über seine Odenpoesie sagt. Dieses Urteil habe ich bereits im Geislinger Kapitel mitgeteilt. Es gipfelt darin, daß der Dichter wohl warm an Empfindung, aber zu wenig Denker ist. Was ihm an eigener Kraft der Gedanken abgeht, das ersetzt er aber durch Errungenschaften seiner Bildung; und so zieht er denn in manchen seiner Gedichte die Mythologie, in anderen wieder die heilige Schrift zu vergleichenden Bildern heran und wird hiedurch oftmals von einer Weitschweifigkeit, die die Wirkung keineswegs fördert.

Gänzlich frei von diesen Mängeln sind aber seine volkstümlichen Lieder und auf diesem Gebiete liegt auch die Stärke Schubarts als Dichter. Bezüglich der volkstümlichen Gedichte kann man dem Sohne vollkommen beistimmen, wenn er sagt: „Der Charakter seiner Gedichte war Herzlichkeit, Popularität, kindliches Gefühl, Naivität, leichte und natürliche Versifikation. Er studierte von Jugend auf das alte, kerndeutsche Volkslied, belauschte den Handwerksburschen auf der Straße, den Zünftler in der Schenke, den Soldaten auf der Wachtstube, das Mädchen beim Spinnrocken und trug den schlichten deutschen, urdeutschen Geist, den er hier fand, in seine eigenen Lieder über.“

Schubart hat die meisten dieser volkstümlichen Gedichte selbst in Musik gesetzt, d. h. mit einfach harmonisierten Melodien versehen. Diese Kompositionen sind nun durch einen Zufall vor der Vernichtung bewahrt worden und wurden bereits ausführlich unter dem Titel „Die Stuttgarter Handschrift“ von Ernst Holzer in seinem Buche „Schubart als Musiker“ verzeichnet und besprochen. Durch eine Bemerkung in Friedländers „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert“ darauf aufmerksam gemacht, daß die Stuttgarter Landesbibliothek eine Komposition des Gedichtes „Die Forelle“ von Schubart selbst in Handschrift besitzen soll, erbat sich Holzer dieses Manuskript. Statt eines einzelnen Blattes kam ein ganzer Band in Querfolio zum Vorschein, der den Titel führt: „Sang und Spiel von Professor Schubart de anno 1783.“ Diese Sammelabschrift wurde auf dem Asperg unter Schubarts Redaktion hergestellt und dürfte wohl alles enthalten, was sich von Kompositionen des Asperggefangenen noch auftreiben läßt. Genauer auf diesen wertvollen Fund einzugehen, der erst vor wenigen Jahren bei einem Tapezierer in Ludwigsburg getan wurde, hätte keinen Sinn. Wer sich dafür interessiert, findet alles Wissenswerte in Holzers oft genanntem Buche[23] zusammengestellt. Es sei hier nur erwähnt, daß sich in der „Stuttgarter Handschrift“ nicht nur die besten volkstümlichen Gedichte Schubarts, wie beispielsweise „Die Forelle“, „Der Bettelsoldat“, „Der Bauer im Winter“, „Der Bauer in der Ernte“, „Als einst ein Schneider wandern soll“, und ähnliche, von ihm selbst in Musik gesetzt vorfanden, sondern auch eine Reihe bisher ungedruckter Gedichte und viele Vertonungen Schubarts von Liedern anderer Dichter. Auf die Zergliederung der Handschrift brauche ich mich aus den angeführten Gründen nicht einzulassen. Es wird aber an der Zeit sein, Schubart als Musiker etwas genauer zu betrachten, um auch auf diesem Gebiete über ihn ein Urteil zu gewinnen.

Die eigentliche Bedeutung Schubarts als Komponist

---

[23] Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer, 1905.

habe ich bereits im Ulmer Kapitel gestreift. Er hat Grundlegendes gewirkt für die Entwicklung des deutschen Liedes, und zumal des volkstümlichen deutschen Liedes. Dies erkennen wir beispielsweise am deutlichsten aus dem „Soldatenlied“, das Schubart auf dem Asperg dichtete und sofort komponierte. In dem bereits auszugsweise zitierten Büchlein des Invaliden Steininger findet sich das Lied in jener Fassung wiedergegeben, wie es von Schubart und seinen Zechgenossen auf dem Asperg gesungen wurde. In Erk-Böhmes „Deutschen Liederhort“ (1894!) findet es sich unter dem Titel „Soldatenschicksal“, ohne Namhaftmachung des Verfassers und, unter Beibehaltung des Rhythmus, nur etwas melodischer gestaltet. Man sieht also, Schubarts Lieder leben noch heute im Volke und zwar als echte Volkslieder, deren Verfasser die Singenden nicht kennen. Unter den Liedern, welche Holzer im Anhange seines Buches mitteilt, findet sich auch das recht feine, etwas an Mozart gemahnende „Schwäbische Bauernlied“, das wohl noch heute in Schubarts Heimat lebendig ist. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich aber seinerzeit das „Schneiderlied“ und das „Provisorlied“. Ein Vortrag des letzteren konnte selbst den ernsten und oft grämlichen David Strauß aufmuntern und ein beifälliges Schmunzeln abgewinnen.

In der Vertonung ernster Gedichte war Schubart weniger glücklich und eine der mißglücktesten Kompositionen dieser Art ist wohl jene der „Fürstengruft“. „Schauerlich“ hat der Komponist statt der Tempobezeichnung an den Beginn der Notenzeilen geschrieben. Das Wort charakterisiert die Komposition! Viel störender als bei den volkstümlichen Liedern, mit ihrer meist munteren Melodik, wirkt in diesen ernsten Gesängen die geradezu erschreckende Leere der Harmonie. Es ist kaum anders denkbar, als daß Schubart beim Vortrag dieser Lieder die Füllstimmen der Klavierbegleitung auswendig dazu spielte. Ist die „Fürstengruft“ vielleicht Schubarts matteste Liedkomposition, so kann das erste „Kaplied“ wohl seine kräftigste genannt werden. Auch als Gedicht hat: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!“

man kann wohl sagen Weltberühmtheit erlangt, und Strauß hat recht, wenn er ihm ruhig die Unsterblichkeit zuerkennt. Zum mindesten aktuell wird es immer wirken, denn immer wird es Menschen geben, die gezwungen sind, den Boden ihrer teuren Heimat zu verlassen und in ferne Länder auszuwandern. Die Komposition des Kapliedes ist schwungvoll und weist sogar einen verwandten Zug mit der großen Freiheitshymne der Franzosen auf.[24]

Unter den Kompositionen Schubarts, die in den von ihm herausgegebenen „Musikalischen Rhapsodien“ (4 Hefte, 1786) erschienen, ragt die Kantate für Klavier „Die Macht der Tonkunst“ als die bedeutendste hervor. Friedländer schreibt hierüber: „Es ist ein Lied in Rondoform, als solches geschichtlich von Interesse, die Hauptmelodie kehrt nach verschiedenen kolorierten Zwischenspielen stets wieder, jedesmal mit anderer Begleitung, zum Schlusse selbst etwas verändert. Die Kantilene ist warm empfunden und bringt Schubarts schönste, an Mozart gemahnende Melodie.“ Holzer druckt in seinem Buche ein Stück dieser Kantate ab, welches in der Tat von zartester Empfindung ist. Bei dieser Stelle dachte der arme Gefangene wohl an die liebliche Regina Voßlerin! In den „Rhapsodien“ finden sich auch einige Sonaten für Klavier. Auch diese wurden teilweise von Holzer veröffentlicht. Der erste Satz der ersten in „Schubart als Musiker“ mitgeteilten Sonate, in Schubarts Leibtonart D dur, ist etwas steif in der Form und schwach in der thematischen Erfindung; doch ist er mehr orchestral als klaviermäßig gedacht und würde er für kleines Orchester instrumentiert, so könnte man ihn für eine Ouvertüre oder einen Divertimentosatz von Dittersdorf halten. Das Andante leidet an ziemlicher Dürftigkeit in der Harmonisierung; recht klaviermäßig ist hingegen der letzte Satz. Leider ist von Schubarts Instrumentalkompositionen

---

24 Die beiden Kaplieder, von denen das erste das berühmte ist, wurden bekanntlich anläßlich des Auszuges der für die holländisch-ostindische Compagnie bestimmten württembergischen Bataillons gedichtet. Das erste im Februar, das zweite im September 1787.

fast gar nichts erhalten. Ein „Regina coeli“, das ihm zugeschrieben wird, dürfte nur die Schubart'sche Bearbeitung einer Komposition von Jommelli sein. Unzweifelhaft von Schubart ist hingegen eine Kantate, die erst in neuester Zeit in Blaubeuren aufgefunden wurde. Der Titel lautet: „Cantate pour Soprano, Alto, Tenore, Basso, due Violini, due Flauti, due Corni, due Clarini, Alto Viola, Violon & Organo del Sign. (!) Schubart.“ Text: „Danket dem Herrn“ ꝛc. Tonart: D dur. Holzer urteilt darüber in seinem Artikel „Schubartiana“: „Das Ganze ist melodisch und harmonisch sehr einfach gemacht, aber recht geschickt und voll Schwung und Feuer. Die Instrumentation ist voll und reich, die Orgel gibt nur Füllakkorde, die losprotzenden Sechzehntelpassagen in den Violinen hat er Jommelli gut abgesehen.“[25]

All diese Kompositionen geben uns aber keine rechte Vorstellung davon, wodurch Schubart als Musiker am stärksten auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, nämlich von seinem Orgel- und Klavierspiel und seinem Gesang. Schon im Verlaufe meiner Darstellung habe ich einige Urteile[26] über Schubarts Spiel auf verschiedenen Instrumenten verzeichnet und hier möge noch eines speziell über sein Clavichordspiel folgen, welches uns fast glauben läßt, daß Schubart auf diesem Instrumente noch Tüchtigeres und Vollkommeneres leistete als auf der Orgel. Der bereits erwähnte Junker schreibt im „Musikalischen Almanach 1782“ folgendes:

„Ch. F. D. Schubart.

Nach mancherlei Schicksalen endlich durch seine eigentümlichen Launen (!) auf den Asperg gebracht. Wenn das Eigentümliche der Spielart eines Meisters sich nur aus seiner eigenen Temperamentsmischung

25 Durch die Güte Herrn Prof. Holzers hatte ich mittlerweile Gelegenheit, die Kantate selbst durchzusehen, habe aber obigem Urteile nichts hinzuzufügen; es wäre denn, daß ich auf die eigenartige Behandlung der Trompeten aufmerksam machen möchte. Dieselben bewegen sich nicht in Naturtönen, sondern sind harmoniefüllend, mit zahlreichen Halbtönen, verwendet. (Bach-Trompeten.)

26 Vogler, Burney, Nißle.

erklären läßt, so müßte man sich schon deswegen unter Schubart einen großen, gefühlvollen Spieler denken. Und das ist er auch; zwar nicht in dem Grad der Beeckischen Geschwindigkeit, oder der Schobert'schen[27] oft betäubenden Vollgriffigkeit; aber in der Energie. Und da bahnte er sich seinen eigenen Pfad, einen Pfad, der zwar vor ihm nicht unbekannt, aber wenig betreten war. Diese Bedeutung, die sein höchster Zweck ist, sucht er in dem besonderen Ausdruck einzelner Noten. Schubarts Stärke besteht in den Mordenten, in der Schwellung der Töne, durch den zitternden Druck der Tasten. Ihn, sich selbst überlassen, im stillen Maiabend am Clavichord zu belauschen, Wonne war's für jeden, der's konnte. Clavichord haben wir gesagt. Schubart hält es (so wie es auch die Wahrheit ist) nicht nur für das beste aller Klavierarten, sondern auch aller Instrumente. Und in der Tat, die eigene Spielart Schubarts entspricht nur allein dem Clavichord, so wie sich auf ihm allein Licht und Schatten am besten anbringen läßt. Wir hoffen, daß, da diese Spielart sich sehr gut in Beziehung auf niedergeschlagenes Gemüt denken läßt, Schubart auf dem Asperg vielleicht mehr gewonnen als verloren habe (?) Seine Kompositionen sind zu sehr Skizzen oder Manuskripte, als daß wir öffentlich über sie urteilen sollten. Nach dem, was er hie und da in seinen Schriften über Tonkunst mehr hingeworfen als geschrieben hat, kann man keinen großen Kontrapunktisten von ihm erwarten. Dies ist er auch nicht. Aber in der Aesthetik (Geschmackslehre aus den Theorien der Empfindungen abgezogen) hätte sich vielleicht viel von ihm erwarten lassen, wenn ihm sein Schicksal, das ihm selten lächelte, länger freie Luft und Frieden gegönnt hätte."[28]

---

27 Schobert ist jener Klavierspieler, der zu Paris an vergifteten Schwämmen starb, den unser Dichter in der Chronik und „Aestetik" aber stets Schubart nannte und sich mit ihm eine Verwandtschaft zuschrieb, die aber Holzer mit Recht eine „mehr als schwäbische" nennt.

28 Vergl. auch den Artikel Holzers im Septemberheft 1907 der „Süddeutschen Monatshefte."

Interessant ist es, daß Schubart seine Kompositionen unter dem Titel „Musikalische Rhapsodien“ zu sammeln begann. Es liegt in dieser Bezeichnung eine gewisse Selbsterkenntnis, eine Art Selbstkritik. Denn Schubart war in der Musik durchaus Rhapsode. Wenn ich bereits den Ausspruch anführte, daß er in literarischer Hinsicht sein Bestes nicht geschrieben, sondern gesprochen habe, so kann man gewiß von dem Musiker mit noch größerem Rechte sagen: er hat sein Bestes nicht in Noten aufgezeichnet, sondern in der Improvisation gegeben. Schubart, der „Stürmer und Dränger“ in der Literatur, war es gewiß auch als ausübender Musiker auf dem Klavier und der Orgel. Die freie Phantasie, in der er seine musikalischen Einfälle nicht nach den strengen Gesetzen der Formenlehre zu ordnen brauchte, mußte naturgemäß Schubarts ureigenstes Element sein und durch derlei Vorträge riß er seine Zeitgenossen zum lautesten Beifall hin, übte er auf die Gemüter seiner Hörer die gewaltigste Wirkung aus.

Bereits anläßlich der Besprechung der deutschen Chronik und der Ulmer Jahre habe ich auf eine andere Art von Schubarts Betätigung als Musiker hingewiesen, nämlich auf den Theoretiker und Musikschriftsteller. Sein umfassendstes musikalisches Glaubensbekenntnis hat er nun wohl in den „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“ niedergelegt, einem Werke, das von Schubarts vielseitigen Kenntnissen in der Musikgeschichte und seinem vortrefflichen Geschmacke zwar ein glänzendes Zeugnis gibt, als Ganzes aber leider fragmentarisch geblieben ist. Das Buch wurde auf dem Asperg entworfen, d. h. Schubart diktierte es dem Sohne seines Kommandanten. Später gedachte er alles genauer auszuführen, kam aber nicht dazu und so mußte es Ludwig Schubart nach dem oft schlecht und fehlerhaft geschriebenen Manuskript herausgeben. Nach diesem Werke muß man annehmen, daß Schubart beinahe eine größere Vorliebe für Musik besessen habe, als für die Literatur. Denn in der letzteren kam er über Gedichte und kurze ästhetische Abhandlungen nie hinaus und selbst seine Pläne zu Romanen oder Epen schmolzen ihm bei der Ausführung zu kurzen Erzäh-

lungen und lyrisch-epischen Rhapsodien zusammen. Die „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“ repräsentieren indessen, trotz allem Fragmentarischen, doch ein derart geschlossenes Werk, daß es in der Scheible'schen Ausgabe (1839) einen nahezu 400 Seiten starken Band füllt. — Freilich wird derjenige, welcher wirklich ästhetische Abhandlungen über Musik in diesem Werke sucht, sich etwas enttäuscht fühlen. Es ist viel eher eine rudimentäre Geschichte der Musik nebst einigen Bemerkungen über Instrumentenkunde, Gesang und Spiel. Die Einteilung des Buches ist folgende: Zunächst gibt Schubart einen kurzen Ueberblick über die Musik der alten Völker. Es ist begreiflich, daß dieser Teil mit den Resultaten der neueren Musikforschung wohl am meisten divergiert. Dann werden Italiens große Sänger besprochen. — Der heute noch nicht nur für den Musik-, sondern auch Kulturhistoriker wertvollste Teil ist aber jener, in welchem die Musik in den einzelnen Städten und Ländern Deutschlands einer Beurteilung unterzogen wird. Freilich macht sich gerade in dieser Partie der Asperg, d. h. die Abgeschiedenheit des Verfassers am unliebsamsten bemerkbar. „Welches Gute mag in den 9 Jahren meiner Entfernung nicht auch in der Tonkunst gewirkt worden sein?“ schreibt der Gefangene wehmütig im Vorworte zu den „Musikalischen Rhapsodien.“ Es war nahezu des Guten schon zu viel! Denn dieses Gute waren die epochemachenden Werke Haydns und Mozarts, kurz der neuaufstrebenden Wiener klassischen Schule, von der Schubart so gut wie nichts zu berichten weiß. Haydn wird nur als Kirchenkomponist kurz und nicht gerade beifällig besprochen, Mozart lediglich als Virtuose genannt. Von dem Komponisten Mozart weiß der Aspergästhetiker nur zu melden, daß er bereits im 11. Jahre eine Oper geschrieben habe, die von allen gut aufgenommen worden sei. Hingegen wird Leopold Mozarts Violinschule mit Recht ein „mit tiefer Einsicht abgefaßtes Werk“ genannt. Bekanntlich haben sich nach dieser Schule bedeutende Geigenmeister der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebildet. — Doch überall, wo es sich um Komponisten handelt, die Schubart noch persönlich kannte, oder deren Werke er in Ludwigsburg, Mannheim oder

München selbst gehört hatte, ist sein Urteil meist treffend. Daß ihn hie und da die Begeisterung etwas zu stark fortreißt, und ihn einigen kleineren Meistern fast die Unsterblichkeit zusprechen läßt, wurde schon gelegentlich der Besprechung seiner Musikkritiken erwähnt. Die skeptische neueste Zeit ist freilich mit dem Gebrauche des Wortes „Unsterblichkeit" recht vorsichtig geworden. Soll doch selbst einmal Meister Johannes Brahms geäußert haben: „Unsterblichkeit! Ja, wenn man nur wüßte, wie lang das Ding eigentlich dauert!" — Der zweite Teil von Schubarts „Aesthetik" ist eigentlich eine Sammlung von Aufsätzen über musikalische Dinge. Mehr als einmal wird man hier an Schumanns Schriften über Musik und Musiker erinnert. Die Ansichten, die Schubart hier beispielsweise über Fingersatz, Solospiel, musikalisches Kolorit, musikalischen Ausdruck usw. äußert, wird jeder Fachmann noch heute mit Interesse lesen, und speziell der Theoretiker kann sich auch manche Anregung aus diesem Teil des Buches holen. Berührt sich hier Schubart mit Schumann, so kann er in jenem Abschnitt, in dem er die einzelnen Instrumente bespricht und schließlich auch eine recht gelungene Charakteristik der Tonarten gibt, als ein Vorläufer Berlioz' betrachtet werden, der in seiner Instrumentationslehre sich bekanntlich über die gleichen Dinge verbreitet. Besonders was die Charakteristik der Tonarten betrifft, findet sich manche Aehnlichkeit der Ansichten und somit des ästhetischen Empfindens, nur charakterisiert Berlioz kurz, in treffenden Schlagworten, der leichtbegeisterte Schubart hingegen breitspurig, in poetischen Bildern.

Ueber die „Aesthetik der Tonkunst" hat Holzer in seinem Artikel „Schubartiana" interessante zeitgenössische Urteile zusammengestellt, von denen einige hier folgen mögen.[29] Wahrscheinlich von Rochlitz stammt die einleitende Bemerkung zu den am 11. Jänner 1804 in der „Leipziger allg. Musikzeitung" abgedruckten Proben aus Schubarts „Aesthetik der Tonkunst". Rochlitz spricht den

[29] „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte." IV. 1906.

Wunsch aus, das Werk baldigst veröffentlicht zu sehen und zwar womöglich bis zum Jahre 1800 von kundiger Hand ergänzt. Schubarts „Aesthetik“ erschien 1806 bei Degen in Wien. Am 17. September 1806 wird das Buch in der „Leipziger allgemeinen Musikzeitung“ besprochen. Rochlitz' Urteile sind sehr treffend. So wenn er bei Besprechung des Planes des Werkes sagt:

> „Soviel aus Schubarts nachgelassenen Papieren erhellt, war sein Plan, folgende zwei Hauptfragen gründlich und ausführlich zu beantworten: Was ist in der Musik getan worden und wird jetzt getan? Und dann: Was ist noch zu tun übrig? Den ersten Abschnitt hat er ganz ausgearbeitet hinterlassen. Er zeigt in demselben ausgebreitete historische Kenntnisse, hat die große Menge der sorgsam gesammelten Materialien gut geordnet und unter höhere Gesichtspunkte gebracht, überall treffliche Bemerkungen und Andeutungen eingestreut und das Ganze durch seinen bekannten feurigen Geist, freien Mut und körnigen Stil so belebt, daß es, so wie es ist, als ein sehr anziehendes Gemälde der Kultur der Tonkunst bei allen Nationen von der frühesten bis auf unsere Zeiten, dem Dilettanten und nicht wissenschaftlich gebildeten Künstler genügen, und auch dem gelehrten Musiker nicht gleichgültig sein kann.“

Dieser Kritik des Manuskriptes folgte nach Erscheinen des Buches eine zweite Besprechung, in der es heißt:

> „Schubart, zu seiner Zeit berühmt als Dichter und Schriftsteller überhaupt, als Kenner der Tonkunst, Komponist und Virtuose auf Klavier und Orgel: Schubart, vielleicht noch berühmter (wenigstens außer seinem Vaterlande) als kühner, freisinniger, deutscher Mann, der in den bedenklichsten Verhältnissen ein Brandmal laut ein Brandmal, nicht blos einen schwarzen Fleck zu nennen wagte und dafür auf Hohenasperg 10 Jahre lang büßen mußte: dieser Schubart

schrieb dies Werk, und schrieb es eben auf jener Feste, wo er seit 1777 gefangen saß, oder vielmehr er diktierte es zu seiner Unterhaltung, fast ganz aus dem Gedächtnis, fast ganz ohne Hilfsmittel. Wer Schubart kannte, und diese Zeit, sowie diese Umstände zusammengenommen erwägt, der weiß gewiß so ziemlich was er hier zu erwarten hat. Kein System der Aesthetik, am allerwenigsten was man jetzt in Deutschland so nennen würde; auch nicht eigentlich Ideen, woraus sich so ein Werk erbauen ließe, wie man etwa aus dem Titel schließen könnte, nein; was ein Mann von Geist und Kenntnissen überhaupt, ein Mann von ausgezeichnetem Talent und ausgezeichneter Erfahrung in der Tonkunst insbesondere, was ein Mann, dem die Literatur seiner Kunst nicht fremd war, und die besten Produkte derselben aus alten Zeiten noch weniger, der überdies mit den gleichzeitigen Künstlern fast sämtlich in Bekanntschaft stand; was, sage ich, ein solcher Mann, weniger über das Wesen als über die Wirkungen, Mittel und Geschichte der Tonkunst, sowie über den Charakter und die Vorzüge der berühmtesten Meister, zunächst in sich vorfand, und ebenso ziemlich in Ordnung unterbringen konnte — das suche man hier, und das wird man zuverlässig nicht ohne Vergnügen finden. — Aber wahrhaftig, es ist bei diesem Buche, wie bei einem Kunstwerke, bei weitem nicht das Was allein, sondern das Wie, worauf es ankommt. Was Schubart hier sagt, wissen jetzt, den Hauptsachen nach, gewiß viele Deutsche und auch die meisten Nebendinge könnte man wohl auch aus anderen Schriften kennen lernen; aber wie er's sagt, sagt's keiner. Nicht als ob wir gerade seine Art geradezu als die beste von allen erklären möchten, aber sie ist ganz seine Art, ist durchaus originell und für jeden, dem nicht eine gebügelte, geleckte, aufgeputzte Schreibart allein Stil heißt, für jeden, der den Landsmann und Freund, den Zeit- und Geistesverwandten

Schillers (in dessen frühesten Jahren und Werken), in seiner kecken, zuweilen desultorischen und wilden Energie und Kraftsprache zu würdigen und zu genießen imstande ist, sehr anziehend, zuweilen wahrhaft begeisternd, entzückend."

Am Schlusse der Besprechung wird betont, daß sich seit Schubart manches in der Musik und den Anschauungen über diese Kunst geändert hat. Das Werk müsse daher aus seiner Zeit heraus und mit Berücksichtigung der Individualität seines Verfassers betrachtet werden.

Stark benützt wurden Schubarts musikalische Schriften von Franz Friedrich Siegmund August Böcklin von Böcklinsau, „geh. Rat, der Philosophie Doktor, der Akademie der Arkadier in Rom, wie auch verschiedenen gelehrten Gesellschaften Mitgliede", in dessen „Fragmenten zur höheren Musik" (1811). Böcklin von Böcklinsau war Schüler Jommellis in Ludwigsburg gewesen. 1790 veröffentlichte er ein Buch „Beiträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland, nebst freimütigen Anmerkungen über die Kunst". Das Buch ist in Briefform abgefaßt und im Brief 5, an die Gräfin von K . . . ., schreibt Böcklin:

„Madame!

Sie heißen des Professors Schubarts, dieses so schönen Geistes, stark im Geschmack, seine entzückenden Arien — Ihre Lieblingsstücke? Recht so! Dies ist mir ein neuer Beweis Ihres feinen Gefühls — Ihrer richtigen Beurteilungskraft. Vielleicht glauben Sie, ich rede dergestalt — weil alte Bekanntschaft, der Ruf, und gleicher Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst mir solchen Mann (der größte Chronikschreiber unserer Zeit (!) und dessen Herold jener ist) längst schon verehrungswürdig machten? Nein, Madame! Das Gefühl der feinsten Kenner wird mir darin zum Maßstabe. Und wie mögt ich solchen zu widerstehen, da mein Herz bei Schubarts Wolkengesang — ein gleiches sanft empfindet? — Bin ich nicht gerechtfertigt? — Wahrhaftig, ein solcher Kopf verdiente ein weit

besseres Geschick gehabt zu haben. Allein was ist wohl immer ein Prophet in seinem Vaterlande? Und wo sind Verdienste zu finden, die nicht von Feinden umnebelt werden? Doch endlich wird die Sonne über den Nebel Meister, und zeigt uns glänzend, was sie ist. Sie urteilen ganz richtig. Schubarts Stärke besteht in den Mordenten, in der Schwellung der Töne durch den zitternden Druck der Tasten. Ihn, der sich selbst überlassen, im stillen Maiabend am Klavier zu belauschen: Wonne für jeden, der's kann!"[30]

Ueberblicken wir nun die literarische und musikalische Tätigkeit Schubarts auf Hohenasperg, so könnte man beinahe Goethe zustimmen, der in einem Briefe an Schiller schreibt: „Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren, wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Straße wegnehmen und uns auf ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte diese Operation gleich mit mir und bis Michael (der Brief ist vom 21. Juli 1798) sollte mein Tell fertig sein." Bei guter Behandlung und normaler Verpflegung wäre dies in der Tat kein rundweg verwerfliches Mittel, einen unruhigen Dichter an den Schreibtisch zu fesseln. Aber unter solchen Umständen, unter denen Schubart auf dem Asperg saß, die Lust am Schaffen nicht zu verlieren, ist geradezu bewunderungswürdig. Man denke nur: Vier Jahre aller Schreibmaterialien beraubt, schmale Kost, keine Bewegung, wenig Luft! Es beweist die seltene Spannkraft seines Geistes, daß er nach so langer Zeit überhaupt noch zu schreiben imstande war, daß er nicht im geringsten — wie es im Sprachgebrauch heißt — „aus der Uebung kam", sondern sogar gleich wieder der Begeisterung fähig war. „Seine besten Gedichte hat er sämtlich auf dem Asperg unter den ungünstigsten Umständen verfertigt — schreibt der Sohn — und gerade der Zwang, unter dem er hier seufzte, schien die höchste Elastizität seiner Seele geweckt zu haben." Etwas Gutes hatte also der Herzog durch seine schmähliche Tat doch

---

30 Vergl. den bereits zitierten Artikel aus dem „Musikalischen Almanach 1782", in dem sich die letzten Sätze wörtlich finden.

bewirkt: Schubart fand hier Muße, seine Werke zu sammeln, seine Kompositionen etwas zu ordnen, über die Musik längere ernste Betrachtungen anzustellen. Zu all dem hätte er sich in der Freiheit kaum Zeit genommen.

Aber auch als Mensch hatte Schubart in einer Beziehung durch seine Gefangenschaft gewonnen. Die schönen Ansätze, die er bereits in Ulm zeigte, ein guter Gatte und liebender Vater zu werden, kamen hier vollends zur Reife. Insbesondere die beiden Gatten lernten sich jetzt erst gegenseitig würdigen und schätzen. Mit beiden war durch diesen Schicksalsschlag eine Wandlung vorgegangen. Freilich sollte es sich nur zu bald zeigen, daß Schubart nur so lange dichterisch und musikalisch schaffen konnte, als er noch vom Sehnsuchtsgefühl nach Ungebundenheit ergriffen war. Einmal wieder im Vollbesitze seiner Freiheit, gewann alsbald seine sinnliche Natur die Oberhand über seine ideale, sein Hang zur Bequemlichkeit siegte über die Regungen seiner Tatkraft. Um aber jetzt noch, wie ehedem, Don Juan und Faust, Genußmenschen und Grübler in einer Person zu vereinen, dazu war er doch physisch zu sehr geschwächt, dazu hatte dem armen Mann der Asperg zu übel mitgespielt!

Stuttgart.

(Frühling 1787 — Herbst 1791.)

Düstere Winternebel hatten den Asperg umwallt, als der Gefangene vor einem Jahrzehnt von General Rieger nach dem Turmloche geführt worden war. Nun prangte das Land rings im duftigen Frühlingsschmucke. Die Lerchen jubelten, die Schwalben schwirrten und die roten Ziegeldächer der den Asperg umliegenden Dörfer lugten gar freundlich aus den blühenden Obstgeländen hervor. Welche Gefühle mögen des Dichters Brust bestürmt haben, als er am 18. Mai 1787 an der Seite seiner Gattin aus dem dunklen Tore der Festung in die lachende Welt hinausfuhr! Und nun gar erst bei seiner Ankunft in Stuttgart, wo er von jetzt ab als herzoglicher Theater- und Musikdirektor wirken sollte!

Sein Eintritt in die Hauptstadt gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Schon vor dem Tore strömten ihm Musiker, Schauspieler, Tänzer, die künftigen Gefährten seines Berufes entgegen, an ihrer Spitze Julia, seine „freudetrunkene Tochter". Hohe und Niedere aus nah und fern begrüßten und beglückwünschten ihn schriftlich und mündlich, in Prosa und in Versen, anläßlich seiner Erlösung und neuen Anstellung. Wenn es wahr ist, daß der Herzog mit Schubarts qualvoller Gefangenschaft nichts anderes bezwecken wollte, als ihn, „den Lasterhaften", für den Genuß der himmlischen Freuden tauglich zu machen, so konnte sich Se. Durchlaucht zum Gelingen dieser Absicht gratulieren. In solchen Augenblicken, wie jenen, da der Gefangene zum erstenmal wieder

seine Familie hatte sehen dürfen, oder dem jetzigen, da er, von der Menge umjubelt, in Stuttgart einzog, verkostete Schubart in der Tat himmlische Freuden.

Nur so ist es einigermaßen erklärlich, daß der Dichter seinem Peiniger alsbald nicht mehr grollte. Und als der Herzog Schubart in einer Audienz nun gar die Versicherung gab, in Zukunft väterlich für ihn sorgen zu wollen, da tilgte dieses eine Wort auch die letzte Spur allen Unmuts aus der Seele des Dichters, ja allem Anscheine nach regten sich bei ihm, wenigstens zu Anfang seiner neugewonnenen Freiheit, sogar Gefühle der Dankbarkeit gegen den „Landesvater". Von jeher war Schubart, trotz seines auffahrenden Wesens, leicht zur Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit gestimmt, und jetzt streifte seine Gutmütigkeit wieder einmal hart an Schwäche. Allein allzuscharf dürfen wir Schubarts rasches Vergeben und Vergessen nicht verurteilen, denn er sah sich „durch die Gnade des Herzogs" auf einen Posten gestellt, der seinen Neigungen und wohl auch seinen Fähigkeiten wie selten einer entsprach, ja, der ihm sogar in gewisser Hinsicht wie die Erfüllung eines Jugendtraumes erscheinen mußte. Erinnern wir uns, mit welcher Leidenschaft Schubart stets die Musik betrieben, welches Interesse er zu Augsburg und Ulm auch dem Theater entgegengebracht hatte, so muß man gestehen, daß er seinen jetzigen Pflichten mit Lust und Liebe nachkommen konnte; ein Moment, welches bei des Dichters oft betonter Amtsscheu wohl in Betracht zu ziehen ist. Ueber seine Anstellung berichtet Schubart an seinen Sohn: „Den andern Tag (19. Mai) wurde ich vom Herrn Obrist dem Theater und der Kapelle vorgestellt, als Dichter und Direktor des Theaters und der Musik, insofern sie deutschen Inhalts ist. Poli[1] steht mit Recht der welschen Musik vor. Auch erhielt ich den Titel eines Professors,[2] bin

---

[1] Der dritte Nachfolger Jommellis.

[2] In dem herzoglichen Anstellungsdekret verlautet nichts von diesem Titel; hier und in allen ferneren Erlässen heißt Schubart stets nur „Hof- und Theatraldichter", bisweilen auch „Musikdirektor." Wahrscheinlich gestattete man ihm stillschweigend den Titel „Professor" führen zu dürfen, mit dem man in Schwaben sehr freigebig war und — wie ich vernehme — auch heute noch ist.

also mit meinem Rang ganz wohl zufrieden. Meine Besoldung besteht aus 600 fl. — fürchterlich wenig für mich in Stuttgart. Doch auch dafür ist gesorgt. Ich schreibe ein Journal, wofür ich monatlich 50 fl. vom Postamt erhalte — und so wäre denn für mein Auskommen gesorgt. Meine Geschäfte bestehen nun im Unterricht in Lesen, Deklamieren, der Mimik, Pathognomik und Theatralischen Musik. Du kannst also denken, daß ich alle Hände vollauf zu tun habe. Lessing, Sonnenfels, Diderot, Mercier, Engel, Lavater — selbst Schick und die zahllosen guten, mittelmäßigen, schlechten Schauspiele sind jetzt meine tägliche Speise. Von den Resultaten meiner Bemühungen soll dich erst die Folgezeit belehren. Bisher ist man mit mir zufrieden und solls noch immer mehr werden." — Ich werde später Schubarts Amtstätigkeit näher erörtern und bei dieser Gelegenheit wird es sich zeigen, ob er die zuletzt gemachte Versprechung auch erfüllte. Vorerst verfolge ich Schubarts äußere Lebensumstände in Stuttgart.

Die erste Zeit der Freiheit brachte „der Freuden viel"! An seinem Sohne erlebte der Dichter nur Gutes. Sowohl in seiner diplomatischen Laufbahn wie auch als Schriftsteller machte Ludwig Schubart erfreuliche Fortschritte und besonders die literarische Tätigkeit verfolgte der liebende Vater mit Sorgfalt, oft mit Rat und Tat eingreifend. Auch das Töchterchen Julie, als herzogliche Sängerin angestellt, machte die Eltern bald alle ihretwegen ausgestandenen Sorgen vergessen. Trotz ihrer unscheinbaren Gestalt fand „das Jullichen" einen Mann. Es war dies der herzogliche Kammermusikus Kaufmann, der sich mit dem Schwiegervater bald recht gut verstand und von letzterem öfters zu Sekretärdiensten herangezogen wurde.

Ganz besonders lieb aber war es dem Dichter, daß ihm der Herzog gestattete, seine Chronik wieder fortsetzen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde allerdings aus sehr egoistischen Gründen erteilt, denn das Blatt wurde in der herzoglichen Druckerei hergestellt und warf dieser jährlich einen beträchtlichen Gewinn ab. Die Zeitschrift führte von nun an den Titel „Vaterlandschronik" und die Auflage stieg

von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Später, als die französische Revolution ihren Anfang nahm, auf die Schubart natürlich eifrig sein Augenmerk richtete, wurde auch das Wörtchen „Vaterland", als dem Inhalte des Blattes widersprechend, fortgelassen, und von nun an nannte der Herausgeber sein Journal schlechtweg „Chronik".

Es ist begreiflich, daß es den gemütlichen und gemütvollen Dichter drängte, nach so langer Zeit endlich wieder einmal seine Verwandten und Bekannten aufzusuchen und dies vornehmlich in jenen Gegenden, in denen er seine Jugend und die ersten Jahre seiner Ehe verlebt hatte. Im Oktober 1787 erbat er sich einen Urlaub und unternahm eine Reise, die er selbst ausführlich und mit sichtlichem Behagen schilderte. Da dieser Brief des Dichters an den Sohn in der Tat ein kleines Kabinetstück einer Reiseschilderung genannt werden muß, möge er hier wörtlich folgen:

Stuttgart, den 18. November 1787.

Ich hätte dir, liebster Sohn, schon lange geschrieben, wenn ich nicht erst eine kleine Exkursion zu meinen Freunden in Geislingen, Ulm, Aalen hätte machen wollen, um dann meinem Brief mehr Interesse geben zu können. Diese Exkursion ist vorüber und gewährte mir Tage, deren Erinnerung die dunkelste Wolke meines Lebens vergülden könnte. Meine Gefährten waren die Mutter, das Julchen und Kaufmann, der nun als ein Teil unserer Familie zu betrachten ist. Wir machten die Reise durchgängig mit der Extrapost, und überall trat ich so auf, daß der Kontrast zwischen dem ehemals gefangenen und nun freien Schubart desto schärfer auffiel. Wie neugeboren schwamm ich dahin und oft hätt' ich weinen mögen, aber Tränen des Dankes und der Freude, daß mir Gott nach so langwierigem Elende die Wonne des Wiedersehens meiner so unaussprechlich geliebten Freunde aufbehielt. In Geislingen war die ganze Stadt in Aufruhr, als mein Wagen am Zollhause still hielt. Unser guter Ahnherr stand in der Ver-

klärung der Freude, mit Silberlocken umflossen, am Kutschenschlage, und die Ahnfrau zitterte unter der Haustür, vom Gewichte des Muttergefühls belastet. Bald umrauschten mich die jüngeren Freunde alle, mit ihren Weibern und Kindern, und ich griff da nach



Kanzlei (Stadtschreiberei) der Reichsstadt Aalen.

Oelbild (nach einer Zeichnung von Karl Zeller) von Irene Schweiker. Vor diesem Hause spielte sich das Wiedersehen Schubarts mit seiner alten Mutter und seinen Geschwistern nach seiner Befreiung ab.

einer Hand, ließ dort eine sinken, um der andern ausgestreckte liebebebende Hände auch zu fassen. Drei Tage blieb ich in Geislingen und schlief da wenig Stunden, um wachend all die Lieb und Freundschaft

zu genießen, die man mir da so reich und mit so unnachahmbarer Schwäbischer Treuherzigkeit erwies. Herr Obervogt von Schad, Visier Wagner, und sonderlich der Stadtschreiber, von dessen Fenster aus ich aufs neue alle Reize der romanesken Gegend einsog, bewirteten mich mit großem Aufwande. Die Schulstube war öfters so voll, daß man kaum stehen konnte, und vor den Fenstern drängten sich andere Scharen zusammen, um mich zu sehen und zu hören; denn ich und das Julchen sangen da Volkslieder und Choräle mit des alten Kantors Flügel begleitet. Eine rührende Szene war's, als sich im Ochsen meine ehemaligen Schüler um mich her stellten und mir mit Tränen für den ehemals genossenen Unterricht dankten. Ich lege dir hier, um der Seltenheit wegen, die Abschrift eines Briefes bei, den mir ein Bürger beim Abschied zuschickte.[3]

Dein Name, Herzenssohn, wurde da oft genannt, und beim lautschallenden Mahle deine Gesundheit getrunken. Dem Altvater schimmerte immer der Blick, wenn er den Namen Ludwig aussprach. — Der Abschied war trüb und traurig; denn wahrscheinlich sah ich den redlichen Alten und seine sorgliche Hausmutter zum letztenmal in diesem Leben. Doch rissen wir uns los und der Wagen rollte nach Ulm. Unterwegs speisten wir mit dem Amtmann Kiderlen in Luzhausen, der im 74. Jahre seines Alters noch so viele Züge seines hellen Witzes und seiner redseligen Laune beibehielt. Zu Ulm stieg ich beim Greiffenwirt Schuler ab, und siehe da! — mein alter Freund Capoll stand vor mir und — lächelte weinend. Alsbald kamen der Edlen mehr — Miller, diese zarte, tief und hochfühlende Seele, und Martin (Musikdirektor in Ulm), dessen Herz harmonischer klingt als sein Saiten-

[3] Dieser Brief wurde von Hauff in dessen Schubartbiographie veröffentlicht. Er stammt von jenem Josef Fischer, dem wir die Erhaltung eines Teiles der Schuldiktate danken.

spiel, und Kern, der Aufklärer, und Stüber, mein ehemaliger Schüler, und hundert andere aus dem Wirbel meiner Bekanntschaften.

Vier Tage blieb ich in Ulm, gab ein Konzert, dem Leute aus allen Ständen zuströmten, speiste bei Millern, wurde von dem Ersten der Stadt, dem Bürgermeister von Besserer, stattlich bewirtet, besuchte den philosophischen Pflugwirt, der unterm Strudel von Leinwebern und Metzgern — Mendelssohns Morgenstunden liest, und war unbeschreiblich vergnügt. Auch floß da im Stillen eine dankbare Zähre in den Becher der Freude, daß mich Gott nach einem fürchterlichen Jahrzehnt die Stadt wieder sehen ließ, aus der mich ein tückisch-lächelnder Schurke in die Sklaverei lockte. — Schwer ging's von Ulm, denn in dieser Stadt herrscht eine Traulichkeit, die so ganz an den Brudersinn der Christusjünger grenzt. Das Wort Bruder und Schwester träuft von allen Lippen und die Grenzlinien der verschiedensten Stände schlingen sich im herzlichen Du, wie Epheu und Rebenranken zusammen. Aber — die Scheidestunde kam, und unter beständigem Regen und auf grundlosen Wegen kamen wir nach Aalen, der Stadt, die die Grundlinie meiner Bildung zog, wo mein Vater, der feste deutsche Mann, der Urständ harrt, und ihm zur Seite 4 meiner Geschwister und Katharina, meine erste Liebe, und so manche liebe Seele mit der ich aufwuchs. Ruhiges Moos wächst schon auf ihren Gräbern und die Inschrift auf ihren Totenkreuzen stäubte der Regen weg. — Hochschallend empfing mich mein Bruder und auf der ersten Treppe der Kanzlei harrte meiner — eine 73jährige Mutter, beinahe vor Entzücken zusammensinkend, ihren schon hingeschätzten, tausendmal beweinten ersten Sohn wieder in den Armen zu haben. „O lieber Christian, daß ich dich nur wiedersehe! — O nun will ich gerne sterben!" — sagte die ehrwürdige Alte in einem Tone, drin das einfältigste, zarteste Mutterherz wiederhallte. Ich schwieg; doch

was ich empfand, und wie schnell, stark, gedrängt, tiefgreifend und himmelanspritzend ich all dies empfand, das sage dir dein eigenes edles Herz, o Ludwig, mein Sohn!! — Meine Schwester, die Stadtpfarrerin, schrie schneidend wie Zinkenton: Jesus Christus, mein Bruder! — und da weinten sie alle, daß ich so viel ausgestanden hatte. Meine Mutter schlich um mich herum und küßte, was sie von mir erfassen konnte. — O Liebe, Liebe, in dir erkenn ich allein meinen himmlischen Ursprung. In jedes liebende Antlitz flimmt ein Strahl vom Vaterherzen Gottes, der alle guten Seelen schon jetzt — und einst alle Gefallene, Abgewichene, Irrende, wieder mit den goldenen Strahlen der Liebe an sein Urvaterherz knüpft, durch dieses unzerstörbare Band dann in allen denkenden Wesen zittert, und so Licht und entzückende Freude in unendlich wogende Fluten durchs Unermeßliche verbreitet!! — In Aalen widerfuhr mir die höchste Ehre, die sich da denken läßt: der Magistrat bewirtete mich köstlich in der Post, wo ich und das Julchen sangen und Kaufmann auf dem Violoncell spielte. Das Posthaus war gedrängt voll, auch auf der Straße war Menschengewimmel. Da lebt ich denn so ganz nach meines Herzens Lust unter Menschen, die sich auf dem Wipfel ihrer Eichen stark wiegten, die an den Katarakten der Natur den Hut füllen und Mannkraft saufen, deren Selbstheit so fest gewurzelt ist, wie die Berge, die sie umgürten, und die so laut sprechen, als wenn sie den Donner überschreien müßten. Ich trank mit dem Senat und der Geistlichkeit — nicht kärglich aus dem Wonnebecher, sondern reichlich, wie es Gott gab, und unter Hörner- und Trompetenschall stieß der 80jährige Burgermeister Simon an meinen und ein Dutzend andere Pokale und sprach mit der Stimme Josuas — nicht alternd, nicht wankend, sondern fest, dick, anhaltend wie der festliche Orgelpunkt: Es lebe Schubart in Berlin!!

Brausend scholl's durch den Saal hin
Und die Flamme der Kerze wehte vor der Rufer
Gewaltigem Hauche — — — —

Man beschenkte mich sogar und führte mich die erste Station auf Kosten der Stadt. Der Abschied von meiner Mutter war — das Zerreißen zweier in einander gewachsener Herzen — Blut fließt dort und Blut fließt hier. Aber, ich bin ein Christ und Abschied und Tod schärft nur mein Verlangen nach jener Welt, wo die Abschiedsträne nicht fließt, wo der Tod nicht mehr röchelt. — So kamen wir gesund und innerlich staunend über Gottes Wunder wieder in Stuttgart an, wo die ernste Pflicht und ein schwerer Beruf wieder meiner harrten."

Nicht lange nach Hause zurückgekehrt, traf Schubart ein schlimmes Geschick. Er hatte das Unglück, den rechten Arm zu brechen. Nun sah er sich mondelang an das Zimmer gebannt und war überdies unfähig, selbst zu schreiben. Hier kam ihm nun seine Gewohnheit, selbst längere Abhandlungen oder sogar Gedichte zu diktieren, sehr zu statten. Die Chronik erfuhr durch dieses Ereignis nicht die geringste Unterbrechung. Aber in einer Beziehung hatte es für den Dichter doch nachteilige Folgen. Durch das lange Stubensitzen, das er übrigens schon auf dem Asperg unfreiwilligerweise bis zum Ueberdruß verkostet hatte, wurde sein Hang zur Bequemlichkeit genährt, der später immer mehr und mehr zunahm. Auch im Briefschreiben ließ er nach, ging immer seltener aus, sah dagegen gern Leute bei sich. Da er jetzt ein verhältnismäßig großes Einkommen hatte, das durch den steigenden Absatz der Chronik sich noch von Jahr zu Jahr vermehrte, so setzte er einen gewissen Stolz darein, den Leuten zu zeigen, daß es sogar ein Poet auf einen grünen Zweig bringen könne. Die Weingelage, die er ehedem im Gasthaus veranstaltet hatte, hielt er nun öfters mit Bekannten und Freunden zu Hause ab, denn er führte allezeit einen guten Tropfen im Keller. Dabei nahm er an Körperumfang stets zu und zeigte auch eine so blühende Gesichts-

farbe, daß, wie er sich einmal dem Sohn gegenüber äußerte, seine Frau neben ihm wie ein Schatten erschien. In der „Nachlese zu Schubarts Briefen" findet sich einer, vom 1. Dezember 1789 datiert, der, wie Strauß bemerkt, „wie kaum einer der früher mitgeteilten die Situation und den Mann zeichnet." Das Schreiben, an Freund Capoll in Ulm gerichtet, lautet:

„Hier, Bruder Capoll, sind zwei Karolins für die überschickte Leinewand und ein warmer deutscher Händedruck für deinen Freundschaftsdienst. Mein Weib, die alte Puderschachtel, ist ganz verliebt in dich. Capoll ist doch ein Mann, auf den man sich verlassen kann, so sagt die alte Strunzel, nicht so unzuverlässig wie ein salva venia Genie — und da stichelt sie auf mich. Sie läßt dich also sehr herzlich grüßen, meine zahnlose Hausehre. — Dein Patrocinium kann meinem Schwager Bühler sehr zu statten kommen. Bewahr es ihm, denn er bedarf's. Er ist ein ehrlicher, treuer, fleißiger Mann, und ein Hundsfott sagt es ihm nach, daß er am Türkenkrieg schuld sei und Frankreich und Brabant aufgehetzt habe. Sein Wirtshaus wird er sogleich verkaufen und sein Barbierbecken für den Helm eines alten Ritters losschlagen.

Bruder, wann kommst du zu mir? Haus und Tisch und Keller und Bett und Schauspiel und Kutschen und Pferd steht dir zu Diensten. Nun hast du genug Kinder gemacht. Henk einmal deinen Flegel auf, bedenk die teuren Zeiten und daß vielleicht der jüngste Tag nicht fern ist.

Hier und dort und ewig Du der meine,
hier und dort und ewig
ich der Deine Schubart.

Grüß mir's Ulmer Münster,
das heißt alle Redliche, denen es schattet."

Wenige Tage vor der Abfassung dieses Briefes war zu Geislingen der alte Bühler gestorben. Wieder ein Zeugnis des versöhnlichen Charakters des Dichters ist es, wenn er

über den Tod jenes Mannes, der ihm in seinen ersten Ehestandsjahren so übel mitgespielt und sich mehr als einmal gegen ihn gehässig benommen hatte, die Worte schreibt: „Bühler, der kerndeutsche Mann, der redliche Bürger, der treue Diener des Staates, der beste Ehemann, Vater, Freund, ist nicht mehr! — Wir alle werden die Wunde lebenslang fühlen, die uns sein Tod schlug, uns bleibt nichts übrig, als sein Andenken oft mit Dankbarkeit und stillem Hinsehen nach der seligen Ewigkeit zu feiern. Möchten wir alle ihm gleich sein an strenger Ordnung, rastloser Tätigkeit, zärtlicher Sorgfalt für die Unserigen und starkem, felsenfesten Gottesvertrauen!!“[4]

Zu Neujahr 1789 wurde dem Dichter eine freudige Ueberraschung zu teil. Sein Sohn Ludwig, von dem er im Kerker „für ewig“ Abschied genommen hatte, reiste um diese Zeit von Berlin nach Weimar, wo er Wieland und Schiller besuchte und machte nun einen Abstecher nach Stuttgart, ehe er seinen neuen Posten als preußischer Legationssekretär in Nürnberg antrat. In seiner Selbstbiographie gibt nun Ludwig eine prächtige Schilderung dieses Wiedersehens und läßt uns gleichzeitig einen Blick in die idyllische Häuslichkeit seines Vaters tun. Er traf gerade am Neujahrsabend in Stuttgart ein, trat unerwartet wie ein Geist ins väterliche Haus, und fand da: seinen Vater mit einem Neujahrswunsche für die Chronik beschäftigt; seine Mutter — Anstalten zu einer Festnacht treffend; seine neuverheiratete Schwester — traulich neben ihrer Mutter sitzend, seinen „jovialischen Onkel“ (Konrad Schubart aus Aalen; über dessen Art weiß Schweiker in seinem Schubartkatalog manch Charakteristisches zu berichten) im geselligen Gespräch mit ein paar Hausfreunden seine Pfeife verdampfend; die ganze Familie wie vorausbestellt beisammen. . . . So trat er ins Zimmer und rief seinen Abendgruß in die Versammlung. Der Vater ließ die Feder fallen, schrie: Ludwig, und lag in seinen Armen; schreiend vor Freude klammerte sich die Schwester an seiner Seite empor; die Mutter warf sich zitternd zwischen beide;

---

[4] Brief an den Kantor Kieser in Geislingen vom 24. Nov. 1789.

Schwager, Onkel, Freunde — alles drängte sich herbei; den erstarrten Ankömmling durch Umarmungen zu erwärmen. Der Vater war der erste wieder an seinem Platz und schrieb mitten in diesem Tumult die Stelle nieder:

„Vaterland, du Mutter großer Söhne!
Hör' auch meine herzentquollenen Töne;
Sieh, ich strecke über dich die Hand,
Weinend dich segnend,
Liebes Vaterland!"

„Als der Neujahrswunsch fertig war, da begann das Erzählen; da setzte man sich zur Tafel, da kreiste der duftende Becher herum; da wurden die Gesundheiten Friedrich Wilhelm! Herzberg! Dalberg! aus voller Brust getrunken. Schlag 12 Uhr setzte sich der Vater an seine Orgel und sang ein rührendes Choralllied von Luther, und alle Anwesenden stimmten so herzlich mit ein, daß der guten Hausmutter Tränen vom Auge tropften." (Nach Geiger in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg Nr. 19, 1885.)

Unter den vielen Besuchen, die der Dichter nun von durchreisenden Fremden erhielt, mag ihn besonders derjenige Bürgers gefreut haben. Der Dichter der „Lenore" hielt sich 1790 einige Tage in Stuttgart auf. „Bürger war nur einige Tage hier," berichtet Schubart dem Sohn, „doch sprach ich ihn täglich ein paar Stunden. Er gewinnt noch durch persönliche Bekanntschaft und man sieht es wohl, daß er das ätherische Dichtergepräge habe — jenes unwiderstehliche Feuer, das im Auge spricht, auf den Wangen blinkt und den Dichterhauch zur Loh macht."

Bald nach der Abreise Bürgers von Stuttgart, im Sommer 1790, nahm Schubarts Hang zu Bequemlichkeit in bedenklicher Weise zu, wie aus einer charakteristischen Stelle eines Briefes der Frau an Ludwig hervorgeht. „Dein Vater ist jetzt so untätig, daß es ihm oft schwer fällt, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Aus diesem entstehen tausend Fehler, da sein lebhafter Geist doch beschäftigt sein will. Zwar liefert er seine Chronik — um leben zu können; und

dieses kostet ihm wöchentlich zwei halbe Tage. Dies ist aber auch alles, was er tut; denn sein Amt hat er ganz abgeschüttelt. Unter Zwang und Drang macht er noch die Prologe auf die Durchlauchtigen Namens- und Geburtstage; sonst kommt er das ganze Jahr nicht in's Opernhaus. — Er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht — was ihm sehr nachteilig ist; auch verspricht er bald diesem bald jenem viel und hält nichts. Entweder ist er hypochrondrisch und bildet sich ein, er wäre krank, oder will er den großen Mann machen und Vergnügungen haben, die geldfressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Kommt bisweilen ein Bube, der gute Gläser ausleeren kann, so ist der sein Mann. — Das meiste kommt leider von seiner Erziehung her (!) und vom Aschberg. . . . ." Viel mag zu dieser Bequemlichkeit auch ein Magenleiden beigetragen haben, nach seinen eigenen Worten wohl ein Erbübel der Schubarts, bei ihm aber jedenfalls noch durch die Aspergkost und den oft unmäßigen Weingenuß und vieles Pfeifenrauchen verschärft.

Trotzdem sein Arm längst geheilt war, schrieb er jetzt nur noch selten seine Briefe eigenhändig, sondern malte in zierlicher Schrift nur seinen Namenszug darunter. In den an fernere Bekannte oder offizielle Persönlichkeiten gerichteten Briefen setzte er seinem Namen gewöhnlich noch die Worte „Professor, Theaterdirektor und Hofdichter" bei.[5]

Aber bei all seiner Bequemlichkeit könnte man nicht behaupten, daß es mit ihm g e i s t i g bergab gegangen wäre. Zumal in seinen Briefen (von dem Stil und dem Gehalt der Chronik wird noch die Rede sein) zeigt sich manch temperamentvolle Aufwallung, manch hübscher Gedankenblitz. Aber ein merkwürdiger Zug macht sich nun doch in

[5] G e i g e r gibt in der Bes. Beilage des Staatsanz. für Württ. 1888 Nr. 8, 9 eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller Prologdichtungen Schubarts in den Jahren 1784—91, die das Lob Karls oder Franziskas zum Gegenstand haben. Zuweilen erschienen diese Dichtungen auch in dramatischer Form und komponiert. Diese teilweise nur handschriftlich erhaltene Literatur gibt uns zwar ein genaues Bild von Schubarts Tätigkeit als Hofdichter, es hat aber für unsere Absicht keinen Zweck, genauer darauf einzugehen.

diesen Briefen bemerkbar: der häufige Hinweis auf sein Alter. Obgleich er erst gegen 50 Jahre zählte, erschien er sich schon sehr alt. Darf uns dies wundernehmen? Ich glaube, die zehn Jahre Asperg und unter diesen wieder die vier ersten Jahre, in denen ihm die Zeit wie im Schneckengang dahinzukriechen schien, erklären es zur Genüge, daß sich Schubart älter erscheinen mußte, als er sich unter normalen Umständen vorgekommen wäre. Die Aspergjahre zählten eben doppelt und dreifach.

Wir wissen, daß Schubart unter den meisten seiner Bekannten für ein „Original“ galt. Jetzt, im Alter, sollte es ihm vergönnt sein, einen Mann kennen zu lernen, der ihm selbst an Eigenart des Wesens und Gehabens vollkommen glich, ihn aber an Derbheit und insbesondere an Trinkfestigkeit noch überbot. Dieser Mann war ein schlichter Schieferdecker, namens Baur. Ueber ihn und unsern Dichter wurde ein ganzes Büchlein verfaßt, das nunmehr äußerst selten geworden ist,[6] und den Titel führt: Baur und Schubart, oder Schieferdecker und Poet, zwei schwäbische Volks-Originale. (2. Auflage, Stuttgart, Ullrich, 1851). In einer Hinsicht ist der Titel nicht vollkommen gerechtfertigt, denn Baur war kein gebürtiger Schwabe, sondern soll ein natürlicher Sohn des Erzbischofs von Trier gewesen sein. Der Mann hätte Shakespeare für die Gestaltung seines Sir John Falstaff zum Muster dienen können. Er trank vom Morgen bis in die Nacht hinein und nicht etwa die „schwäbischen Rachenputzer“, sondern Mosel- und Rheinweine, zuweilen auch Champagner. Sein Keller war noch besser bestellt wie jener Schubarts. Baur ließ sich gleich kistenweise den teuren Cypernwein kommen, auch durften feurige Tropfen, wie Malaga, Burgunder, Tokayer und der von Klopstock besungene Kapwein nie in seiner Kellerei fehlen. Zechte er im Wirtshaus, so steckte er von jeder geleerten Flasche den Kork in die Tasche, um danach die Zeche zu begleichen. Obgleich Katholik, war er während eines längeren Aufenthaltes in Warschau einer

---

[6] Eine der bekanntesten Antiquariatsbuchhandlungen Stuttgarts teilte mir mit, sie suche es seit Jahren ganz vergeblich.

„Loge" beigetreten und hatte es in dieser bis zum „Meister" gebracht. Jetzt hinderte ihn diese freimaurerische Würde wenig, jeden Morgen die Messe zu besuchen, selbst im ärgsten Rausche vor dem Einschlafen ein Gebet zu murmeln oder am Stammtisch fleißig auf die Protestanten zu schimpfen. Trotzdem auch Schubart solch ein „Ketzer" war, fühlte sich Baur doch sehr zu ihm hingezogen, und beide überboten einander während ihrer langen Zechgelage an witzigen Einfällen und gegenseitigen Foppereien. So spottete der Dichter beispielsweise über Baur's Riesenbauch, den er „die Weinsteig" zu nennen pflegte, während der Schieferdecker den Poeten seines großen Schädels wegen aufzog. Tatsächlich mußten für Schubart stets eigene Hüte angefertigt werden, da die normalen Kopfweiten nicht passen wollten. — Beide „Originale" hatten aber die Gutmütigkeit gemeinsam und den Hang zur Rührseligkeit. Aehnliche Stücklein, wie sie Schubart mit den Aspergwachen oder dem Invaliden an der Straße zwischen Mannheim und Heidelberg vollführt hatte, werden auch Baur nachgerühmt und bei den Klängen des „Kapliedes" seines Zechgenossen konnte der Schieferdecker Tränen der Rührung vergießen. Ludwig Schubart schildert Baur folgendermaßen: „Ein wahrer deutscher Fallstaff nach Leib und Seele: voll herrlichen gesunden Mutterwitzes; überfließend von kerndeutscher Laune und treffenden Einfällen; ein Riese im Trinken; derb bis zur Grobheit; oft witzig zum Verzweifeln des Getroffenen; ausgerüstet mit einer wahren Poissardensprache; dabei höchst dienstfertig gegen Freunde und Fremde; mildtätig gegen Arme; gutherzig gegen alle Welt. — Dieses Original studierte und genoß Schubart, und hatte sich vorgenommen, es in Lebensgröße zu zeichnen und es in diesen Tagen der Nachahmung als Seltenheit aufzustellen. An diesem Baur übte er seinen Witz in einemweg und machte ein ganzes Vademekum von Epigrammen auf ihn, worunter der Schieferdecker die Treffer immer selbst zuerst anerkannte, die Nieten in derben Sarkasmen zurückwies."

Es ist für Schubart äußerst bezeichnend, daß er sich gerade diesem Manne anschloß, der mit ihm selbst so viel

ähnliche Züge aufzuweisen hatte. Daß der Umgang mit Baur dem immer bequemer werdenden Dichter zum Vorteile gereichte, wird wohl niemand behaupten wollen. Der ohnehin für einen guten Tropfen so leicht begeisterte Schubart wurde durch diesen unermüdlichen Zecher nur noch mehr dazu verleitet, dem Gotte Bacchus seine Huldigungen darzubringen. Das war für einen Mann, der zehn Jahre hindurch nur elendes Zisternenwasser und den leichten Festungswein zu verkosten bekommen hatte, denn doch ein etwas zu gewaltiger Sprung. Wahrscheinlich hätte Schubart bei einer vorsichtigen und, was den Alkoholgenuß anbelangt, maßvolleren Lebensweise nicht schon so bald seinem Freunde Baur in die Ewigkeit folgen müssen. Baur starb einige Monate vor Schubart und dieser widmete ihm in der Chronik folgenden Nachruf: „Der herzogliche Schieferdecker Baur starb heute, da ich dieses schreibe. Er bat mich auf seinem Krankenbette, dies all seinen, durch ganz Deutschland, Frankreich und die Schweiz ausgesäten Freunden kund zu tun. Alle, die ihn kennen und das lesen, werden dabei eine rührende Pause machen; denn Baur gehörte unter die originellsten Menschen, die man in dem an Menschenoriginalen so armen Deutschland nur auffinden konnte. Er war ein Falstaff der äußeren Form nach, ein Nathanel (?) aber in seinem inneren Menschen; rauher Sitte, derb, cynisch — aber gerade, bieder, religiös, tolerant, dienstfertig, gastfrei, barmherzig und voll Naturgefühls des Wahren, Schönen, selbst des Großen. — Tausenden wird sein Name unvergeßlich sein, und er war nur ein Schieferdecker!!“

Wir wenden uns nun zu Schubarts literarischer Tätigkeit in dieser kurzen Zeitspanne, die ihm noch in der langentbehrten Freiheit zu verbringen vergönnt war.

Wie in Augsburg und Ulm bildete auch in Stuttgart die Chronik sozusagen sein literarisches Lebenselement. Mit Freuden griff er das Blatt wieder auf und gewann ihm, wie wir bereits vernahmen, von Monat zu Monat neue Freunde und Abnehmer. Dennoch bieten die nachaspergischen Jahrgänge ein von den früheren verschiedenes Bild und dies insbesondere, was Frische und Kraft der Darstellung anbelangt.

Der burschikose, oder besser etwas altertümelnde, dabei aber so gemütliche Götz von Berlichingen-Stil, den wir in den meisten Artikeln der Ulmer Jahrgänge finden, ist nun beinahe gänzlich geschwunden. Dagegen wirft Schubarts journalistische Sprache, wie Strauß richtig bemerkt, zuweilen manch gewaltige „geistliche Blase" aus. Freilich oft sehr an unrechtem Orte und bei höchst unpassender Gelegenheit. Diese Einflechtung religiöser Bilder und Gleichnisse, die er natürlich nicht ohne einen gewissen Pomp zum Ausdrucke bringt, hatte der Dichter seinen Bibelstudien auf dem Asperg zu danken. Dabei ist es nicht uninteressant, zu beobachten, wie sich nun in dem lange geknechteten Manne ein seltsamer Widerspruch oder eigentlich Kampf zwischen seinem politischen Liberalismus und einer gewissen religiös-gläubigen Befangenheit bemerkbar macht, der auf den unbefangenen Leser geradezu verwirrend wirkt.

Diese Wunderlichkeiten wurden auch alsbald von den Zeitgenossen erkannt und trugen dem Herausgeber der Chronik sogar ein Pamphlet ein, das 1788 unter folgendem Titel erschien: „Sendschreiben an Herrn Schubart, herzoglich Würtembergischen Theaterdirektor und Hofdichter in Stuttgart, seine Vaterlandschronik betreffend. Eine nötige Beilage zu dieser Chronik." Nach Gradmann „Das gelehrte Schwaben." S. 303. (Vergl. auch Geigers Artikel: „Zu Schubarts Schriften" in der Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg Nr. 8—9, 1888) ist das Sendschreiben nicht, wie Schubart (und nach ihm auch Hauff) meint, von dem Pfarrer Kern verfaßt, sondern von dem selbst literarisch tätigen Buchhändler Köhler in Ulm. Köhler war, wie Kern, ein alter Bekannter Schubarts. Er hatte am Ulmer Intelligenzblatt mitgearbeitet und 1777 nach der Verhaftung des Dichters einige Nummern der deutschen Chronik verfaßt. Jetzt, als Schubart in Stuttgart die Vaterlandschronik herausgab, war Köhler mit Miller und anderen an dem von Kern herausgegebenen „Schwäbischen Magazin zur Beförderung der Aufklärung" beteiligt. „Diese Zeitschrift stand — schreibt Geiger — wie schon der Titel zeigt, ganz

im Dienste der „Aufklärung". Ihr hatte auch Schubart in seiner Deutschen Chronik mit aller Energie gedient; bei der Vaterlandschronik dagegen wirkten seine Umwandlung auf dem Asperg und seine unfreie Stellung in Stuttgart zusammen, um das Blatt, wenigstens in den Augen der seit 1777 fortgeschrittenen Aufklärer, als ein völlig reaktionäres erscheinen zu lassen. Ich glaube, wir haben in dem Sendschreiben den Absagebrief seiner aufklärerischen Ulmer Freunde an den von seiner früheren Ueberzeugung abgefallenen Stuttgarter „Hofdichter". — Daß das Sendschreiben auch an Schubarts Sprache viel auszusetzen weiß — darin ganz in den Ton der Berliner Kritik verfallend, die von jeher ähnliche Vorwürfe gegen Schubart erhoben hatte — daß es ihm falsche (d. h. oft nur ungewöhnliche und poetisch berechtigte) Bilder und Ausdrücke, die die Chronik gebracht hatte, vorrechnet, das paßt recht gut zu der platten Aufklärerei, die in dem Sendschreiben überhaupt zum Ausdrucke kommt."

Die Schmähschrift erschien, wie erwähnt, pseudonym und nach einem Briefe Schubarts an seinen Sohn hielt der Dichter einen aufgeklärten Pfarrer in der Nähe von Ulm, namens K e r n , mit dem er durch seine Frau verwandt war, und sogar auf Du und Du stand, für den Verfasser. In diesem „Sendschreiben" wird dem Herausgeber der Chronik Seichtheit und Grundlosigkeit der Raisonnements, Keckheit der Behauptungen, Oberflächlichkeit der Kenntnisse und Kühnheit des Urteils über Dinge, die Schubart nicht verstehe, zum Vorwurfe gemacht. Ferner werden einige Widersprüche in religiösen und politischen Fragen aufgedeckt. Mehrere Artikel seien wie im Rausche geschrieben; planlos, unverständlich. Natürlich werden auch einige stilistische Seltsamkeiten und als Beispiel einer Stelle voll lächerlichen Schwulstes folgender Satz zitiert: „Die Russen schlafen auf einem Felsenlager und in Morästen süßer, als auf weichen Betten, und das Heulen des Sturmes ist ihnen Wiegengesang." Daß Schubart stets nur an Wein denke, will der Pamphletist aus einem Berichte über die Ankunft des Kapregiments in Südafrika erkennen, in dem es hieß, die Würt-

temberger seien von ihren Landsleuten gleich mit einem Glase blinkenden Kapweines bewillkommt worden. Endlich wird dem Chronikschreiber der Rat erteilt, künftig alle „Ritterfahrten und Kreuzzüge gegen Freigeister und Ketzer" zu unterlassen, sein Steckenpferd, die Deutschheit, ein bischen weniger zu tummeln und sich vor Uebertreibungen zu hüten. Den Schluß der Schmähschrift bildet ein lateinischer Vers, der in Hauffs Uebersetzung (dessen Auszuge aus dem Sendschreiben ich hier gefolgt bin) folgendermaßen lautet: „Für ein Genie voll hohen Schwungs hält mancher sich, der aufgedunsen, voll Bombast und Phrasenschwulst, Gedanken ausschäumt von geringem Witz und Wert. So hilft ein Knirps dem Körperlein durch hohe Schuh', Und stopft sich voll bei Schmauserei'n, damit es heißt: Seht, welch ein Kerl von sanftgeschwelltem Gliederbau!"

Schubart war anfänglich sehr erbost über diesen Angriff, der ihn umsomehr schmerzte, da er — wie er wähnte — von einem Verwandten kam, der noch überdies in Geislingen sein Schüler gewesen war. Ganz in seiner alten stürmischen Weise schreibt er an den Sohn: „Denk einmal: Kern ist Geschwisterkind mit Deiner Mutter! Er ist (war) mein Schüler bis in sein dreizehntes Jahr![7] Ich trank vor einem Jahr Fraternität mit ihm!! Und nun pasquilliert er mich! Herrliche Vergeltung! Du solltest ihm doch unter fremder Maske eins über die Ohren hauen. Der Kerl ist Dorfpfaff, sauft wie ein Hay, hält eine Schenke in seinem eigenen Hause, und kürzlich besoff sich sein Schulmeister bei ihm so wütig, daß er ihm das Haus in Brand setzte. Und der will mich moralisieren!! Wie gesagt, gib ihm eins aufs Dach, aber einen Donnerwetterschlag." — Ludwig unternahm nichts, aber nach seiner Erzählung setzte Schubart selbst zweimal den Griffel an, um dieses „Sendschreiben" zu beantworten. „Doch einige Freunde rieten ihm, das Wahre in jenem Schreiben zu benutzen, das Falsche, Lieblose und Gehässige dagegen zu belachen und das Publikum entscheiden zu lassen." Der Dichter zeigte nun das Pamphlet in der

[7] Vergl. Anmerkung 34 im Kapitel „Geislingen."

Chronik glattweg an, ohne jede Gegenbemerkung, und das Publikum entschied zu Gunsten des Journalisten. In jenen Tagen gewann die Chronik gegen 200 neue Abnehmer. Der Herausgeber aber hatte den Rat seiner Freunde beherzigt und war von jetzt an bemüht, die wirklichen Fehler, auf die er aufmerksam gemacht worden war, zu vermeiden.

Wenn ich nun den nachasperger Jahrgängen der Zeitschrift Schubarts eine kurze Betrachtung widme, so soll dies in derselben Weise geschehen, wie im Kapitel „Augsburg" anläßlich der Besprechung der drei ersten Jahrgänge. Vornehmlich durch Zitate oder Auszüge soll der Leser ein Bild davon gewinnen, wie sich Schubart nach seiner Gefangenschaft zu diesem oder jenem Ereignis auf politischem, sozialem oder künstlerischem Gebiete verhielt. Selbstverständlich kann ich im Rahmen dieser Lebensbeschreibung nur einige, mir besonders wichtig erscheinende Stellen herausgreifen.

Einer der interessantesten Punkte ist wohl Schubarts Stellungnahme zur französischen Revolution. Die den großen Verfassungskrieg in Frankreich betreffenden Artikel machen auch heute noch Schubarts Chronik zu einem wertvollen Quellenwerke für den Historiker. Schon einmal habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß Schubart vor dem Asperg ebensowenig republikanisch gesinnt war, als er es nach dem Asperg hätte sein dürfen. Ich glaube hier auf das Wörtchen „dürfen" ein besonderes Gewicht legen zu müssen, denn was wäre naheliegender gewesen, als daß Schubart, der den Absolutismus eines Herrschers in so furchtbarer Weise buchstäblich am eigenen Leibe erfahren hatte, vollauf zur Ueberzeugung gelangt wäre, daß man mit den „Gesalbten des Herrn" einmal gründlich aufräumen müsse, daß die Völker Europas reif genug wären, sich selbst zu regieren und es nicht nötig hätten, zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Staate mit dem Hinweis auf eine Persönlichkeit geschreckt zu werden, deren einziges Verdienst zumeist nur darin besteht, einem Herrschergeschlechte zu entstammen und daher als unverletzlich zu gelten. Aber Schubart blieb, trotz des großen Interesses, das er den Freistaaten entgegenbrachte, im

Grunde monarchisch gesinnt. So schreibt er gleich in einer der ersten Nummern des Jahrgangs 1787:

> So sehr ich gleich mit dem ersten Glutgefühle der Jugend bis jetzt den Republiken zugetan war, weil ich glaubte, nur hier wohne Freiheit und mit ihr Menschenwürde und Volksglück, so bin ich doch geneigt, mit Montesquieu, dem Staatenwäger, und Friedrich, dem größten Staatenlenker, zu behaupten, daß in einer wohleingerichteten Monarchie mehr wahres Menschenglück anzutreffen sei, als in den besten Freistaaten. Man vergleiche die heutigen Freistaaten mit unsern Monarchien, und die Wagschale wird fast (!) ganz für die letzteren Entscheidung zucken. Nur die einzige Schweiz hat noch außerordentlich viel Gewicht für die gegenseitige Meinung. (Folgt nun eine Lobeshymne auf die sozialen Verhältnisse der Schweiz und die „Großheit" der Einwohner.) Was der braven Schweizer Kraft in Etwas lähmt, ist ihre fremde Dienstsucht. Wer Jahre lang in Frankreich, Holland, Rußland — ja sogar unter der päpstlichen Garde dient, der verliert gar viel Schweizersinn. Denn wer lang unter den Rossen ist, lernt wie Gulliver das Wiehern.[8]

In demselben Jahrgang (1787) findet sich auch ein prophetischer Hinweis auf eine nahende Umwälzung im politischen Getriebe Europas.

> Unser Europa wird immer reifer zu einer großen — von tiefen Staatenforschern längst vorhergesehenen Revolution. Völker, die sich seit Jahrhunderten vom Stab Sanft oder Wehe ruhig weiden ließen, fangen an, am Zaume zu zerren und sich gegen ihre Treiber (!) zu empören.

[8] Die letzten Bemerkungen Schubarts sollten auch von den heutigen Schweizern beherzigt werden. Zwar begeben sich die wackeren Schweizer jetzt nicht mehr in fremde Dienste, doch wirken heutzutage der große internationale Fremdenverkehr und die internationalen Flüchtlinge auf den Heimischen keineswegs günstig ein.

Als 1789 endlich die Revolution zum Ausbruche kam, stand Schubart naturgemäß im Anfang auf Seite der Franzosen. Ja der deutsche Patriot findet sogar Worte der Begeisterung für das fremde Volk, dessen Freiheitssinn er seinen Landsleuten zur Nachahmung empfiehlt. Wären doch seine Worte nicht in den Wind gesprochen gewesen! Allein an der Gutmütigkeit, Nachgiebigkeit und an dem Kleben des biederen deutschen Michels am Hergebrachten scheiterte jedes kraftvolle Erheben. Der Deutsche blieb unfrei und ist es im Grunde noch heute!

1789 schrieb Schubart:

> Ich war sonst mit vielen meiner Landsleute gewaltig entrüstet gegen die Franzosen, schalt ihren Kleinigkeitssinn, ihr Modegift, womit sie, wie mit Aquatofana ganze Provinzen von Krüppel und Geistessiechlinge machten: aber nun küsse ich dem französischen Genius die Hand, denn er ist ein Geist der Freiheit, und Größe und Wahrheit ist in seinem Gefolge. Hierher, ihr Windköpfe, die ihr mit den Docken Frankreichs spielt, von deutscher Freiheit sprecht, und euch bückt, wenn der Jagdhund eures Gebieters vorübergeht — oder — wie jener sklavische sogenannte freie Reichsbürger, vor der Perückenschachtel des Bürgermeisters den Hut zieht, hierher, und lernet von den Franzosen, was Gefühl von Menschenwürde, was Freiheitsgeist sei!

Und im „Hinblick auf das sterbende Jahr 1789“ heißt es:

> Mehr noch als durch Schlachten und Eroberungen machte sich dies Jahr unvergeßlich — durch Staatsumschwünge, Volksempörungen, Zerren, oder gänzliches Abschnellen der heilsamen Ordnungsbande. Frankreich, das erste, von der Natur am meisten begünstigte Königreich der Welt, spielte eine Meisterrolle, und wurde — wie öfters schon — schlecht nachgeahmt. (!) Hier war es edle Kraftanstrengung einer großen Nation, die dem Versinken nahe

war; rühmliches Streben nach geisterhebender Freiheit. Daher die großen Szenen: eine hingetrümmerte, zermalmte Bastille! die erhabene Nationalversammlung, mit dem König an der Spitze, in der Hauptstadt des Reiches und Gesetze gebend, deren sich die ersten Weisen aller Zeit nicht schämen dürften! Daher das edle Zürnen, womit die Nation den goldenen und silbernen Prunk, die Purpurlappen und seidnen Lumpen der Eitelkeit wegriß, und sich wieder ins Gewand der Einfalt und der schmucklosen Würde kleidete. Frankreich warf einen Mühlstein in den Welt-Ocean, der fürchterliche Kreise durch ganz Europa bildete, die nun in andern Weltteilen so lange zirkeln werden, bis Felsengestade diese Kreise brechen.

Wie sehr Schubart am Anfang der Revolution auf Seiten der Stürmer stand, beweist wohl am besten das Gedicht „Auf eine (!) Bastillentrümmer von der Kerkertüre Voltairs“. Diese Reliquie hatte man dem ehemaligen Asperggefangenen, dem „deutschen Voltaire“, von Paris zugeschickt.

„Dank dir, Freund, aus voller Herzensfülle
Für die Reliquie der greulichen Bastille,
Die freier Bürger starke Hand
Zermalmend warf in Schutt und Sand.

Zertrümmert ist die Schauerklause,
Die einst, o Voltaire, dich in dumpfe Nacht verschloß,
Kein Holz, kein Stein, kein Nagel bleibe von dem Hause,
Wo oft der Unschuld Zähre sich ergoß!

Drum, Biedermann, empfange meinen Segen
Für diese Trümmer, die du mir geschickt;
Sie ist mir teurer als ein goldner Degen,
Womit einst ein Tyrann die Freien unterdrückt.“

Solche Dichtungen durften anstandslos in der Chronik erscheinen, wogegen über nichtige Bemerkungen, durch die

sich irgend ein Diplomat gekränkt fühlte, Zeter geschrieen wurde. Und doch klangen derartige Gedichte, was Schubarts Loyalität dem Herzog gegenüber betrifft, einigermaßen verdächtig. Besonders die Schlußverse obigen Gedichtes lassen vermuten, daß Schubarts Sang wohl viel feuriger geraten wäre, hätte er an Stelle der Bastille den Asperg setzen, das heißt dessen Zerstörung besingen dürfen.

Mögen derartige Gelegenheitsverse Schubart wirklich leicht aus der Feder geflossen sein, so mag er Stellen wie die folgende (aus einem Bericht in der Chronik 1790) mit besonderem Wohlgefallen registriert haben:

> „Der König (Ludwig XVI) hat allen Ergötzungen entsagt, die Königin stickt, näht und erzieht ihre Kinder, und der ganze Aufwand der königlichen Familie ist auf die strengste Sparsamkeit eingeschränkt."

Selbstverständlich schreckte aber der Chronikschreiber vor den Greueln, den Ausartungen der Revolution, vor dem Anarchismus, der in den französischen Provinzen fürchterlich zu wüten begann, ebenso zurück, wie es später tausende von Deutschen, unter ihnen auch die beiden Dichterfürsten, vor der Pariser Schreckensherrschaft taten. Doch um die Mitte des Jahres 1790 glaubte Schubart in Frankreich noch einen Idealstaat zu erblicken:

> Ludwig XIV.[9] sieht nun sein Reich wie einen Riesen aus dem Chaos aufsteigen; die Anarchie schwindet und alles bekommt nach und nach Gestalt, Bildung und Licht. Nichts ist in der neuen Weltgeschichte so groß, als das, was seit einigen Monaten in Frankreich geschah; der König ist der Erste unter einem freien Volk; die Rechte der Bürger sind auf gleichen Schalen gewogen, und Frankreich nähert sich dem Sonnenpunkte seiner Größe und Kraft.

Wohl der schönste und glänzendste Artikel der Chronik, der über Frankreich handelt, ist überschrieben: „Das Fest der

---

9 Schubart meint jedenfalls: der Geist Ludwig XIV.

Freien". Wir haben hier offenbar wieder einen jener ihm zugesandten Berichte vor uns, den Schubart ganz nach seiner Art stilistisch umgestaltete und der dadurch eine Lebhaftigkeit der Darstellung gewinnt, als hätte der Dichter selbst all die Vorgänge mit eigenen Augen erschaut. Der Artikel ist leider zu umfangreich, um hier wiedergegeben zu werden, doch findet er sich im 8. Bande von Schubarts Schriften (Scheible 1840) abgedruckt.

Hie und da begann es sich in deutschen Landstrichen, angeregt durch das französische Vorbild, wohl zu rühren. Sogar in dem zum Herzogtum Württemberg gehörigen Mömpelgard entstand ein Bauernaufstand. Aber im allgemeinen blieb es ruhig in Deutschland und Oesterreich. Wie gut nun Schubart seine „Pappenheimer" kannte, zeigt wohl am besten folgende Stelle:

> Man behauptet, die Franken schicken Missionäre aus, ihr neues Glaubens- und Staatssystem zu verbreiten. Allein bei uns biedern Deutschen, die gerne ihr Sauerkraut in Frieden verzehren, die die seligen (?) Folgen des bürgerlichen Gehorsams kennen, werden sie nicht e i n e n Proselyten machen. Und überdies ist unsere Polizei zu wach, als daß sie nicht solche Apostel der falschen Freiheit (?) sogleich bei der Halskrause packen sollte.

Daran ist nun einmal nichts zu ändern! Die guten Deutschen versäumten damals den einzig günstigen Augenblick, aus der französischen Revolution die r i c h t i g e n Konsequenzen zu ziehen, und die großen deutschen Dichter, unter dem schützenden Fittich ihres zufälligerweise so kunstliebenden und milden Fürsten, trugen noch das ihre dazu bei, daß bis heute den meisten Deutschen das Wort Republikaner gleichbedeutend ist mit Anarchist.

Auch im Jahre 1791 stand Schubart noch auf Seite der Franzosen. Doch kennzeichnete er die damalige Situation jenseits des Rheines meines Erachtens sehr treffend, wenn er schreibt:

> Frankreich ist wohl jetzt in Rücksicht seines Einflusses auf die Weltangelegenheiten eine negative Größe. Doch wirkt es mehr, als irgend ein Weltreich, durch sein Beispiel auf die Welt. Allgemeine Aufklärung, Gleichheit aller Stände, höchstmögliche Freiheit, ausgebreitetes Volksglück will es herstellen; ein Geschäft, das sich nur der vorbehalten hat, der am Zeitenpunktum das große Wort sprechen wird: Es ist geschehen! Siehe es ist alles neu!

Und einige Seiten weiter findet sich abermals die Mahnung:

> Die Franken haben jetzt manchen Gedanken, der auch von uns aufgenommen und ausgeübt zu werden verdient. Darunter gehört der ceremoniöse Complimentierton in den Briefen, der unter allen gebildeten Völkern, sonderlich von Griechen und Römern als Barbarei und menschenentehrender Sklavensinn angesehen wurde. Auch das, mein Herr, Herr, ergebenster, gehorsamster, untertänigster Diener, wird künftig in keinem französischen Briefe mehr zu lesen sein. Man schreibt da gerade nach alter Römersitte: Cicero entbeut dem Pompejus seinen Gruß. Welcher Herkules wird diesen Augiasstall (!) auch unter uns ausmisten? Es ist Schande für uns biedere, vollherzige Deutsche, daß wir unsere Briefe, sonderlich an die Großen (!) in einen stinkenden Nebeldunst von den kriechendsten Ausdrücken einhüllen. Da muß man das bischen Inhalt aus einem Schutthaufen von höchstdieselben, hochdieselben, gehorsamsten und ganz untertänigsten Formeln aus der Sklavengrammatik (!) hervorsuchen. Ja, selbst unsere freundschaftlichen und gesellschaftlichen Briefe sind von diesem entehrenden Wuste noch nicht gereinigt. Warum ahmt man nicht Luthern nach? Der schreibt: Luther an Spalatin: Heil!

Aber nahe vor seinem Tode, in einer der letzten Nummern der Chronik, die der Dichter noch selbst verfaßte,

sagte er die Ausartung der französischen Revolution mit den Worten voraus:

> Ganz Frankreich gleicht nun einem siedenden Meere, und ach! ein Bürgerkrieg ist nahe — vielleicht der schrecklichste, der jemals geführt wurde.

Endlich aber schreibt er mit sichtlicher Befriedigung folgende „Glosse“:

> Leopolds (II.) Seele hat unter andern großen Eigenschaften auch die Gabe der Prophetie; denn je größer die Seele ist, desto schärfer ist auch in ihr das Ahnungsvermögen, oder die Gabe, in die Zukunft zu blicken. Er sagte nämlich in Padua: „Ich zweifle nicht, daß nach und nach alle Regierungen in Europa republikanisch werden; ich kümmere mich aber wenig darum, weil meine Monarchie immer so lange halten wird, als ich lebe.“ — Da die florentinische Zeitung gesagt hatte, die englische Freiheit habe mit der Hinrichtung Karls I. ihren Anfang genommen, so erwartete man, daß Leopold den verwegenen Schriftsteller strafen werde. Aber er antwortete: „Ist es denn nicht der Wahrheit gemäß? Warum soll ich den Verfasser strafen, da er die Wahrheit gesagt hat?“ — Solche Anekdoten zeugen vom kühnen und freien Geiste des erhabenen Leopold.

Kaiser Leopold (falls er die erwähnten Aussprüche wirklich getan hat) würde sich heutzutage wundern, wie sehr er mit seinen von Schubart gepriesenen „Prophezeiungen“ auf dem Holzwege war und wie es heute um die Throne der Großen genau so schwänzelt und buhlt wie zu seiner Zeit, wie an fast allen Höfen der Byzantinismus üppige Blüten treibt und wie jeder, der es wagt, über ein gekröntes Haupt die Wahrheit zu sagen, oder gar zu schreiben, mit dem Landesgerichte nähere Bekanntschaft macht. Wie nach einem alten Wahrspruch jedes Volk die Kunst besitzt, die ihm gebührt, ebenso steht es auch um die Verfassung. Es ist hier nicht der Ort, an Kaiser Leopolds Ausspruch von den Zu-

kunftsrepubliken eine politische Betrachtung zu knüpfen, aber meine Meinung ist die, daß es dem Stande unserer heutigen Bildung mehr entspräche, wäre seine Prophezeiung zur Wahrheit geworden.

Aber trotz seiner Franzosenbewunderung vergaß Schubart doch den deutschen Patrioten niemals, und in einem der Artikel des Jahrgangs 1787 seiner Zeitschrift wies er auf eine politische Notwendigkeit hin, die just unserer heutigen Regierung in Oesterreich durchaus nicht als solche erscheint. Schubart schreibt:

> Kaiser Josef, unerachtet er sieben andere Sprachen (!!) versteht, fand die unsere für würdig, sie zur Hauptsprache seines Reiches zu erheben. In all seinen weiten Staaten sind alle gerichtlichen Verhandlungen deutsch (!), Gesetze und Auslegungen darüber deutsch. Deutsch wird gebetet, gesungen, deutsch geschrieben in allen Wissenschaften und Künsten, und die Vornehmen (selbst die delikatesten Damen) mühen sich, unserer Sprache den Ton der feinsten Welt zu geben. Die Ungarn sträubten sich lange (!), aber nun vertauschen sie willig (?) ihr barbarisches Latein mit gutem (??) Deutsch.
>
> (Nach Aufzählung einiger Nationen, die sich bereits für deutsches Schrifttum interessieren, schließt der Artikel):
>
> O, ihr Schriftsteller meines Vaterlandes, schreibt stark und gut, gründlich und schön, rein und kräftig, wohlklingend und volltönig, daß es bald heißen möge, wie ehemals von den Griechen: Die Deutschen sind die Lehrer der Welt geworden — und sie verdienen's!

Wenn ich nun wieder einen Ausspruch des deutschnationalen Schubart verzeichnet habe, so wird es vielleicht auch von Interesse sein, den Patrioten über die Judenfrage zu hören. Diesbezüglich ist er nun ganz in den Toleranzideen seiner Zeit befangen. So schreibt er einmal (Chronik 1788):

> Es gereicht den christlichen Mächten zur Ehre, daß sie allenthalben den Juden mehrere Rechte und Freiheiten einräumen. Gordon durfte sich in London frei zur jüdischen Religion bekennen, und die Juden in London werden, wenn sie's sonst verdienen, (!) mit aller Achtung behandelt. Dies geschieht auch schon lange in Wien und Berlin, und auch unter uns fängt man an, die Juden als Brüder zu behandeln, die mit uns einen Vater im Himmel haben. Ehemals schauderte man vor ihnen zurück, als wenn das Verwesungszeichen Kains ihnen auf der Stirne flammte. Aber jetzt denken wir anders und werden immer billiger denken, je mehr wir uns der goldenen Zeit nähern, wo alle Nationen im Einklange den himmlischen Choral anstimmen werden: Wir glauben all' an einen Gott.

Und im Jahrgang 1790 lesen wir:

> Mit der bürgerlichen Freiheit der Juden will es, zum Mißvergnügen der Edelgesinnten, nicht recht vor sich gehen. In einer Schrift, welche den Titel hat: „Bericht über die Frage: Können die Juden des Bürgerrechtes teilhaftig werden?“ die einen scharfen Denker zum Verfasser haben muß, ist es beinahe erwiesen, daß die Juden ganz anders werden müssen, als sie jetzt sind, (!!) wenn sie der bürgerlichen Freiheiten und Gerechtsame eines wohl geordneten Staates im vollkommensten Genusse fähig sein sollten. Man lese diese Schrift, sowie die meisten jetzt über vaterländische Gegenstände herauskommenden Straßburger Schriften. Sie alle tragen das Gepräge jenes hellen lichten Geistes, jener Frohheit und Freimütigkeit, die nur in freier Luft gedeiht.

Wie gesagt: Schubart urteilte in der Judenfrage ganz im Sinne des Aufklärungsjahrhunderts, daher vollständig vom Standpunkt der Religionsfreiheit. Würde er heute leben, und könnte er all die Schäden überblicken, die durch das allzumächtige Anwachsen des Judentums auf sozialem

Gebiete entstanden sind, es würde ihm wohl klar werden, daß nicht der religiöse, sondern einzig und allein der Rassenantisemitismus seine Berechtigung hat.

Die Stellung, die Schubart nach dem Asperg zur Religion im allgemeinen einnahm, wurde schon einmal flüchtig erwähnt. Hatte er sich schon in den Ulmer Jahrgängen stets für ein freies, einfaches Christentum eingesetzt, so tat er dies auch jetzt, nur mit dem Unterschiede, daß sich dann und wann Hinweise auf Muster aus der biblischen Geschichte in seine Artikel einschleichen, oder Zitate aus der heiligen Schrift. Von dem lichtscheuen Geiste des Pietisten der ersten Jahre der Gefangenschaft ist glücklicherweise nichts in der Chronik zu verspüren. Schubart ging, wie erwähnt, als bibelfester und wohl auch bibelgläubiger Lutheraner aus der religiösen Dressur seiner Aspergwärter hervor. Nach wie vor blieb er auch ein Feind der Jesuiten, von denen er in der Vaterlandschronik manche lächerliche, aber auch manche ungeheuerliche Tat zu berichten wußte.

Allein eine weitaus aktuellere und wichtigere Frage, als es die religiöse ist, zieht Schubart in den Kreis seiner Betrachtungen, wenn er in seiner Zeitschrift auf das Frauenstudium zu sprechen kommt. Wie? wird mancher erstaunt fragen, ist denn das Frauenstudium nicht eine der „glänzendsten" Errungenschaften der „Frauenrechtlerinnen" unserer Tage? Keineswegs! Auch hier gilt des alten Ben Akiba Wort: „Alles schon dagewesen!" Im „Schwäbischen Merkur" vom 11. Jänner 1900 veröffentlichte Archivrat Dr. Krauß in Stuttgart zwei interessante Stellen aus der Vaterlandschronik. Im 23. Stück des Jahrganges 1787 bringt Schubart die Notiz, daß die Tochter des berühmten Geschichtsschreibers Schlözer demnächst doktorieren werde und zwar in Göttingen. „Ist die zweite Doktorantin seit der Stiftung dieser hohen Schule. Erxlebin war die erste." Schubart fügt folgende Glosse bei: „Als Seltsamkeit mag's hingehen, wenn Weiber in eigentlicher Gelehrsamkeit sich bis zum Doktor versteigen. Aber dem Himmel sei Dank, daß es nicht zur Mode wird." — Noch besser kommt's im Jahrgang 1789! Eine mit „Gelehrte

Frauen" überschriebene Korrespondenz beginnt also: „Nie gab es so viel gelehrte Frauen als in unsern Tagen." (!) Und endlich die famose Schlußbemerkung: „Was ist von all diesem zu halten? Nicht viel. Es ist köstlich, wenn ein Weib den Flügel spielt, singt, zeichnet, über Dichter und Schauspiel mit Geschmack spricht, nur muß ihr höherer Beruf, Bildung durch die Religion und das Studium der Haushaltung (!) nicht darunter gelitten haben. Aber Widerwille und Ekel wandelt mich an, wenn ein Weib von eigentlichen höheren Wissenschaften spricht, sowie auch einer edlen Frau die Küchenschmecker und Linsenklauber ekel und unausstehlich sein müssen." Jetzt werden die studierenden oder bereits gelehrten Damen, die dies lesen sollten, über Schubart wohl den Stab brechen! Und doch, glaube ich, wird es ihm nicht schaden. Ein Mann, der seine freiheitlichen Gesinnungen mit zehn Jahren Festung bezahlte, dürfte dadurch in der Achtung der Nachwelt nichts verlieren.

Einen geringeren Raum als in den früheren Jahren nimmt in der Vaterlandschronik die Musik- und Literaturkritik ein. Das bewegte politische Leben, sowie seine eigene Diensttätigkeit zogen Schubart offenbar von der Lektüre neuer Bücher und der Durchsicht neuer Musikalien etwas ab. Bemerkenswert ist indessen ein kleiner Aufsatz über Schiller im Jahrgang 1790.

> Schiller beschreibt die Geschichte des dreißigjährigen Krieges gewiß für Männer, obgleich sein Meistergemälde in einem Almanach für Damen aufgestellt werden soll. Da sich die Damen unserer Zeit mehr beeifern, zu schöngeistern und mit mannigfaltigen Kenntnissen zu prunken, als durch weise Verwaltung des Hauswesens und sonderlich durch Studium der Kinderzucht wahrhaftige Hausehren zu sein, so ist's kein Wunder, wenn unsere besten Köpfe, Wieland, Kampe und Schiller, den Geschmack unserer Damen zu befriedigen suchen. Aber das Frakkas des dreißigjährigen Kriegs, dies Mordgetümmel, dies Sengen, Brennen, Zerstören, mit allen Greueln

der Verwüstung unsern Damen vormalen, und zwar mit Schillers Feuerfarben, ist wirklich ein starkes Zutrauen in unsere deutsche, immer mehr in weiche Schwäche ausartende Frau.

Nicht uninteressant ist es, daß Schubart, wahrscheinlich wieder einmal durch irgend einen seiner auswärtigen Korrespondenten getäuscht, 1790 die Nachricht von dem Ableben Karl Augusts von Weimar in die Chronik setzte und dem Musenherzog bereits folgenden Nekrolog widmete:

> Eine heulende Todespost kommt soeben aus Schlesien. Unser Volksvater, Karl August, der beste, weiseste, geistreichste Fürst, starb daselbst im Schoße der preußischen Heldenschar. Nur 33 Jahre besaß ihn die Welt, nur 15 Jahre war er unser Beherrscher, aber diese wenigen Monde erfüllte er mit unvergänglichen Taten des Geistes und des Herzens. Er regierte mit Weisheit, wußte Liebe zu geben und Liebe zu nehmen, hatte eine Geistesbildung, wie wenige Fürsten, und wich keinem an Vaterlandsliebe. Einer der ersten war er, der dem deutschen Bunde beitrat, und ganz der Erste, der, gegen den langen Wahn, auch deutsche Geistmänner an seinen Hof zog und um sich her einen Geisterkreis bildete, wie ihn kein Fürst seiner Zeit hatte. Wieland war sein Lehrer, Herder sein Beichtvater, Goethe sein Freund, Musäus, Bertuch, Bode, Wolf dienten unter ihm den Musen und Grazien. Die deutsche Muse war seine Vertraute, darum klagt sie um ihn, hängt sein Bild an die älteste Eiche und unsere Barden lehnen sich auf die Telyn[10] und weinen.

Daß es Schubart nie einfiel, jemanden etwas persönlich nachzutragen, beweist am schönsten sein weiteres literarisches Eintreten für jenen Mann, der ihn während seiner Gefangenschaft so gänzlich im Stiche gelassen hatte, für Klopstock. Auch jetzt nennt er noch oftmals seinen Namen in der Chronik und

---

10 Die Lyra der altnordischen Sänger.

zeigt auch in einem kleinen Artikel mit sichtlicher Freude die Uebersetzung des „Messias“ in mehrere fremde Sprachen an.

Was die Musikkritik anbelangt, will ich hier nur auf 2 Nekrologe im Jahrgang 1787 hinweisen. Der eine betrifft den Tod Glucks, der andere jenen Schweizers. Beide Artikel erscheinen in der Wahl der lobenden Ausdrücke in echt Schubartischer Weise wieder etwas verstiegen. So wenn es z. B. heißt: „Was Lulli für Frankreich, Jommelli für Italien, Händel für England, Graun und Bach für Deutschland tat, das tat Gluck für das ganze musikalische Europa!!“ Hier scheint mir besonders der Vergleich Glucks mit Bach verfehlt, indem man den Reformator der Oper, streng musikalisch genommen, eher als Antipoden des Leipziger Thomaskantors bezeichnen könnte. Glucks formale Umgestaltung der Oper ließ Schubart in seinem Nachruf unberücksichtigt, oder wies auf diese denn doch etwas zu unklar hin, wenn er meinte: „Im Haine der Natur studierte er (Gluck) ihre Urlaute, in den schätzbaren Ueberbleibseln des griechischen Gesangs, in den alten Antiphonen, den einfältig erhabenen Kirchenliedern der Böhmen und den Volksmelodien der Deutschen.“

Wenn wir von der Oper sprechen, so berühren wir endlich jenes Gebiet, auf dem sich Schubarts Berufstätigkeit in Stuttgart bewegte, und es wird wohl an der Zeit sein, auch dieser unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Bemerken möchte ich gleich, daß ich in diesem Teile meiner Darstellung, der Hauptsache und vornehmlich den statistischen Daten nach, dem vorzüglichen Artikel „Schubart als Stuttgarter Theaterdirektor“ von Dr. Rudolf Krauß folgen werde, welcher 1901 im ersten und zweiten Heft der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ erschienen ist.

Wie wir bereits vernahmen, führte Schubart den Titel eines Hof- und Theater(Theatral)-Dichters und legte sich überdies etwas willkürlich den Titel „Professor“ bei. An der Karlsschule war er indessen bloß als „Lehrer der Tonkunst und Mimik“ angestellt. Das Hoftheater war von der Karlsschule abhängig, d. h. Oberst Seeger, der Intendant

der Akademie, versah auch einen Teil der Funktionen eines Hoftheaterintendanten. In seiner amtlichen Stellung war also Schubart der Disziplinargewalt der Karlsschule unterworfen und Oberst Seeger war sein unmittelbarer Vorgesetzter. Nach unseren heutigen Begriffen bekleidete unser Dichter in Stuttgart das Amt eines artistischen Direktors, dem „unumschränkte Herrschaft" bezüglich der Wahl der Stücke eingeräumt wurde, mit Ausnahme der italienischen Oper, über deren Aufführung Kapellmeister Poli zu entscheiden hatte.

Die Theater- und Dienstverhältnisse waren aber keineswegs glänzend. Schubart hatte keinen Einfluß auf die Zusammensetzung des Ensembles. Anstellungen und Entlassungen hingen lediglich von den Gnaden des Herzogs ab. Diesem beliebte es nun, da er im großen aufgehört hatte, „Tyrann zu sein", den Gewaltherrscher im kleinen zu spielen. Schubarts berühmtes Epigramm war in der Tat äußerst treffend gewesen. Ueberall begann der Herzog zu schulmeistern. So erlaubte er beispielsweise keinem Mitgliede seines Hoftheaters auf einer fremden Bühne zu gastieren. Die meist auf Kosten des Herzogs erzogenen Schauspielkräfte waren überdies gleich auf Lebenszeit an den Dienst in Stuttgart gebunden, was einige indessen nicht hinderte, Fluchtversuche zu wagen, die auch zumeist gelangen und seitens des Herzogs toleriert wurden. Von einer der Tänzerinnen wußte sogar die Fama zu berichten, sie habe Stuttgart bei Nacht und Nebel verlassen, um sich den Nachstellungen des Herzogs zu entziehen, der auch an Franziskas Seite keineswegs ein Mustergatte war. — Was nun den Theaterleiter hätte wahrhaft zur Verzweiflung bringen können, war die schöne Gepflogenheit, daß bei den Kunstkräften nicht so sehr auf Talent, als vielmehr auf genaue Pflichterfüllung Gewicht gelegt wurde. War ein Schauspieler noch so mittelmäßig, so durfte er, tat er nur seine Pflicht, nicht entlassen werden. Ein junger Schriftsteller bezeichnete mir gegenüber einmal jene Mimen, die zwar ihre Rollen pflichtgemäß, aber ohne jegliche genialere Auffassung oder persönliche Note herunterspielen, sehr treffend mit dem Namen Schauspielbeamte.

Auf das Ensemble, welches Schubart bei seinem Amtsantritt in Stuttgart vorfand, hätte man jedenfalls diesen Ausdruck auch anwenden können. Allein mit der Energie, mit der er alles erfaßte, was ihm neu war, dürfte der Dichter doch bald einige Fortschritte bei den Schauspielern erzielt haben, vornehmlich was Auffassung und Gestaltung der Rollen anbelangt, da wir hörten, daß er sich's angelegen sein ließ, seinen Kunstkräften die aufzuführenden Stücke stets vorzudeklamieren. Für derlei Instruktionen hatte Schubart auch hinreichend Zeit, da zumeist nur zweimal wöchentlich gespielt wurde. Die Vorstellungen fanden gewöhnlich im sogenannten kleinen Theater auf der Planie statt und begannen schon um fünf Uhr. Nur die Festvorstellungen, die regelmäßig an den Geburts- und Namenstagen des Herzogs und Franziskas stattfanden und zu denen Schubart meist die Prologe dichten mußte, wurden in das große Opernhaus verlegt.

Seinen dramaturgischen Beruf nahm der Dichter, wenigstens zu Beginn seiner Amtstätigkeit (im Gegensatz zu unseren heutigen Theaterleitern), sehr ernst. Er prüfte alle einlaufenden Stücke selbst, wie wir aus einem Briefe an den Sohn wissen. Natürlich war es einer seiner ersten Gedanken gewesen, die Stuttgarter Bühne nach Muster des Mannheimer Nationaltheaters einzurichten. Doch wäre ihm dies auch bei anhaltenderem Interesse nicht gelungen, da der Herzog, von dem so viel abhing, dem Theater gegenüber fast gänzlich teilnahmslos geworden war. Die deutschen Stücke und kleinen Opern, die Schubart nun aufführte, hatten keinen Reiz für jenen Mann, der vor 10—15 Jahren die feenhaft ausgestatteten Opern eines Jommelli, mit den besten italienischen Sängern besetzt, gehört hatte.

Die Aera Schubart begann, obgleich er bereits am 19. Mai 1787 dem Personal offiziell als Direktor vorgestellt worden war, eigentlich erst mit dem 15. Juni 1787. An diesem Tage ließ er dem Möller'schen Schauspiel „Sofie, oder der gerechte Fürst" einen Prologus vorangehen, in welchem er sich an das Publikum wandte und den er seine Tochter deklamieren ließ. In der Gestaltung des Spielplans scheint er freie Hand besessen zu haben, nur mußte er natürlich

darauf Rücksicht nehmen, daß, wie dies einmal herkömmlich geworden war, stets ein Schauspiel und eine Oper abwechselten. Gleich im zweiten Monate seiner Direktion klärte er das Publikum über seine Grundsätze bei Bildung des Repertoires auf. „Ueberhaupt hat man es sich zum Gesetz gemacht, indem man neue Stücke einstudiert, die besseren alten zu wiederholen.". Allein bereits Schubart mußte bald die Erfahrung machen, daß es immerhin sicherer sei, ein Stück aufzuführen, das bereits anderswo die Feuerprobe bestanden hatte, als eine — wie es im heutigen Theaterjargon heißt — Uraufführung zu wagen. Gleich das erste neue Stück, mit dem Schubart dem Publikum einen heimischen Autor, den in der Karlsschule erzogenen Maler Gottfried Mettang, mit dem Schauspiel (oder Schwank?) „Das Inkognito" vorstellen wollte, scheint gründlich fiasco gemacht zu haben, denn eine Wiederholung fand nie statt. Bald darauf ging Schubart an die Einstudierung des Leopold Wagner'schen Trauerspieles: „Die Kindesmörderin", konnte es jedoch nicht bis zur Aufführung bringen. Auffallend wenig berücksichtigte Schubart das heutzutage sogenannte klassische Repertoire. Es lag dies wohl etwas in der Zeit, die das Wirken der Großen noch nicht dem vollen Umfange nach zu würdigen wußte und am Geschmacke des Publikums, auf welch letzteren er, wie jeder Theaterleiter, jedenfalls auch Rücksicht zu nehmen hatte. Aber den Vorwurf kann man ihm nicht ersparen, daß er sich dramatisch für jene Männer zu wenig einsetzte, die doch sonst seine literarischen Lieblinge waren. Goethe wurde gänzlich ignoriert. Von Lessing erschien nur einmal das Fragment „Der Schlaftrunk" (vollendet von Eckstein). Vor der Aera Schubart wurde wenigstens „Emilia Galotti" mehrmals gegeben. Von seinem so hochverehrten Schiller brachte Schubart, wohl aus begreiflichen Gründen, keines der neuen Stücke auf die Bühne. Die „Räuber" erschienen in den Jahren 1787—1789 viermal auf der Stuttgarter Hofbühne; natürlich in der Plümicke'schen Bearbeitung, in der sie auch früher bereits mehrmals gegeben worden waren. Die Behauptung, Schubart habe die Stuttgarter erst mit

Schillers Jugenddrama bekannt gemacht, ist irrig. Als im Publikum Wünsche nach einigen neuen Stücken laut wurden, sah sich Schubart veranlaßt, folgende Bekanntmachung herauszugeben: „Die von einigen Stimmen des Publikums geforderten Stücke „Die Jesuiten“ (!), „Fiesko“ (!!) und „Figaro“ können wegen gewisser Schwierigkeiten (?) derzeit noch nicht gegeben werden.“ Die Schwierigkeiten machte wohl der Herzog oder die Intendanz.

Auch die ausländischen Klassiker schienen für Schubart nicht zu existieren. Von Shakespeare, dem damals von den deutschen Dichtern und besonders den Dramatikern unter den „Stürmern und Drängern“ fast vergötterten Shakespeare, brachte Schubart nur „Die bezähmte Widerbellerin“. (Aus der nichts weniger als geschmackvollen Titelübersetzung kann man wohl auf die Güte der deutschen Bearbeitung einen Schluß ziehen.) Das Stück hatte übrigens schon vor Schubarts Direktion auf dem Spielplane gestanden. Mit Recht sagt Krauß: „Der gänzliche Mangel eines klassischen Repertoires unter Schubart tritt noch schärfer hervor, wenn man damit den Spielplan der benachbarten Mannheimer Bühne vergleicht, wo beispielsweise binnen zwei Theaterjahren (vom 7. Oktober 1779 bis 7. Oktober 1781) unter anderem Goethe mit „Clavigo“, Lessing mit „Emilia Galotti“, „Der Freigeist“ und „Minna von Barnhelm“, Shakespeare mit „Hamlet“, „Richard III.“, „König Lear“, „Bezähmte Widerbellerin“, Sheridan mit der „Lästerschule“, Voltaire mit „Orest“ und „Elektra“, Corneille mit „Rodogune“, Molière mit „Der Geizige“ und „Tartuffe“ wiederholt zu Worte gekommen sind.“

Daß Schubart anfänglich die Absicht hatte, mit seinem Theater der Mannheimer Bühne nachzueifern, ist uns bereits bekannt. Wahrscheinlich ließen ihn die Unzulänglichkeiten der Kräfte von diesem Plane bald abstehen.

Konnte er nun dem Drama großen Stils weniger Aufmerksamkeit schenken, so muß man ihm doch das Zeugnis ausstellen, unter den Werken der damals beliebten dramatischen Dichter zweiten und dritten Ranges eine ziemlich sorgsame Auswahl getroffen zu haben. Von Iffland wurden

die vortrefflichen „Jäger“ häufig wiederholt, ebenso das „Verbrechen aus Ehrsucht“ und einige dazumal gern gesehene, aber heute verschollene Lustspiele des produktiven Bühnendichters. Der eben emportauchende Kotzebue fand in Schubart einen eifrigen Förderer. In den Jahren 1790 bis 1791 erschienen nicht weniger als vier Stücke des fleißigen, aber oberflächlichen Dramatikers als Novitäten auf der Stuttgarter Bühne, darunter auch das berühmte Schauspiel „Menschenhaß und Reue“. Noch zahlreicher war Schröder im Repertoire vertreten. Von ihm bürgerte Schubart sechs neue Stücke ein und ließ auch zwei in Stuttgart bereits bekannte öfters wiederholen. Bezüglich Aufzählung der Namen der übrigen von Schubart aufgeführten Autoren und Stücke, will ich alle, die sich näher dafür interessieren, auf den Krauß'schen Artikel verweisen. Hier sei nur noch erwähnt, daß Johann Jakob Engel, Johann Friedrich Jünger, Christof Friedrich Bretzner und Gottlieb Stephanie der Jüngere mit neuen Lustspielen dem Repertoirebestande einverleibt wurden. Selbstverständlich durfte bei dem für altdeutsches Wesen schwärmenden Schubart auch das Ritterschauspiel nicht fehlen. Es war durch „Klara von Hoheneichen“ von Christian Heinrich Spieß vertreten.

Und wie sieht es nun um die Repertoirebildung der Oper aus? Weitaus besser! Es will mich fast bedünken, als hätte Schubart, da er selbst nicht dramatisch tätig war, für das gesprochene Drama nur geringes Interesse aufzubringen vermocht, wogegen ihn seine Vorliebe für die Musik der Oper mehr Sorgfalt zuwenden ließ. Vor allem gelang es ihm baldigst, Poli mit seiner italienischen Oper in den Hintergrund zu drängen. Zum erfreulichen Gelingen dieser Taktik trug freilich viel der Umstand bei, daß auch jene italienischen Opern, welche in deutscher Uebertragung gegeben wurden, zu Schubarts Ressort gehörten.

In der Oper war er mit Erstaufführungen heimischer Autoren glücklicher als im Schauspiel. Von Christian Ludwig Dieter, einem in Karlsruhe erzogenen Hofmusikus, ließ er drei Singspiele neu aufführen. Dieter hatte sich übrigens schon vor Schubarts Direktion mit einigen „Operetten“

einen festen Platz im Repertoire der Stuttgarter Bühne erobert. Am Geburtstage des Herzogs im Jahre 1788 brachte Schubart abermals einen Stuttgarter Komponisten auf die Bühne, Jakob Friedrich Gauß, den Hofmusikus und Tenoristen. Die Oper hieß „Hadrian in Syrien“ und der Text wurde aus dem Italienischen des Metastasio von Ludwig Schubart neu bearbeitet. Ungeschickterweise geriet diese Uebersetzung in die Scheible'sche Ausgabe von Schubarts Werken und steht dort fälschlich unter seinem Namen. Hingegen dürfte unserm Dichter fraglos die Textbearbeitung der damals viel gegebenen Operette „Die glücklichen Reisenden“ (von Pasqual Anfossi) angehören, die jedoch in der genannten Ausgabe nicht abgedruckt erscheint. Von Zumsteeg, der bereits einige Gelegenheitsdichtungen Schubarts vertont hatte, als dieser noch auf dem Asperg saß, wurde (außer der Musik zu einem Huber'schen Melodram) die Oper „Armida“ mehrmals gegeben. Aber auch von jenem Meister, der bald alle Opernkomponisten und „Opernverfertiger“ mit seinen Werken in den Schatten stellen und auf Jahrzehnte hinaus mit seinen Schöpfungen die deutsche Opernbühne beherrschen sollte, von W. A. Mozart, führte Schubart zwei der besten Opern auf: „Die Hochzeit des Figaro“ und „Die Entführung aus dem Serail“. Das Libretto des letztgenannten „Singspieles“ war bereits vor Mozart von Johann André nach einer Bretzner'schen Bearbeitung vertont worden, doch die Stuttgarter hatten fast gleichzeitig mit André in dem schon erwähnten Dieter ihren lokalen „Entführungskomponisten“ erhalten. Nun scheint Schubart diese beiden Opern durch die Mozart'sche ersetzt zu haben. Wie wenig aber unser Musikdirektor den neuen Geist der dramatischen Tonkunst zu erfassen wußte, beweist wohl am besten folgende lakonische Anzeige bezüglich des musikalischen Lustspiels des großen Salzburgers: „Freitag, den 16. Juli 1790. Zum erstenmal das in und außer Deutschland mit so vieler Sensation aufgenommene Singspiel (!) „Die Hochzeit des Figaro“ in 4 Aufzügen. Aus dem Italienischen mit poetischer Freiheit übertragen von dem Theaterdichter Vulpius. Die Musik ist von Mozart, einem in ganz

Deutschland gefeierten Namen. Er hat in diesem Stück gezeigt, daß seine Muse größerer Produkte fähig ist, als bloß für den Flügel zu arbeiten.“ Das ist alles! Keines jener himmelstürmenden Worte, die Schubart für Bach, ja selbst für Hasse und Graun findet, kein Wort über die Neuheit des Stiles, keine Einführung in den Geist des Werkes oder in die eigenartige Behandlung des Orchesters! Schubart war eben in jener Zeit schon recht bequem geworden und erschien, wie wir hörten, nur noch selten im Theater. „Don Juan“ blieb von ihm gänzlich unbeachtet, ebenso „Cosi fan tutti“. „Die Zauberflöte“ erlebte er nicht mehr. Daß sie unter seiner Direktion gegeben worden sei, ist eine Unmöglichkeit, da die Uraufführung des Werkes in Wien 11 Tage vor Schubarts Tod stattfand. Dennoch wurde die Behauptung, Schubart habe die Stuttgarter mit der „Zauberflöte“ bekannt gemacht, dem oberflächlichen J. Sittard („Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württemberger Hofe“) von einigen Literaten nachgeschrieben. Hier sei auch gleich die Bemerkung angefügt, daß Schubart in Stuttgart wahrscheinlich niemals eine Oper selbst dirigiert, d. h. vom Flügel aus geleitet hat. Den Taktstock hat er schon gar nicht geschwungen; denn das Dirigieren mit dem Stäbchen kam erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf. Meines Wissens wurde es von Spohr eingeführt.

Hatte sich unser Theaterdirektor dem Klassiker Mozart gegenüber wieder ziemlich passiv verhalten, so trat er hingegen, ähnlich wie im Schauspiel, für einen auf ein kleines Gebiet beschränkten, aber auf diesem hervorragenden Komponisten der Mozart'schen Epoche lebhaft ein, nämlich für Karl Ditters von Dittersdorf, den eigentlichen Begründer der deutschen komischen Oper. Dieser österreichische Tonkünstler war sozusagen Schubarts Leibkomponist. Von ihm erschien jedes Jahr ein für Stuttgart neues Singspiel (oder eigentlich komische Oper) auf dem Repertoire. 1788 „Der Apotheker und der Doktor“ (Dittersdorfs beste Oper, mit einigen Nummern, deren sich Mozart nicht zu schämen brauchte und zwei durchgearbeiteten Finalen). 1789 „Der Betrug aus Aberglauben“, 1790 „Die Liebe im

Narrenhause“ und 1791 „Hieronymus Knicker“. Was Schubart an diesen Opern besonders gefallen haben mag, war wohl die derbe, echt süddeutsche Komik der Libretti (von Stephanie d. J. und Eberl) und die diese Komik musikalisch bestens illustrierende Orchesterbehandlung. Auch Johann Adam Hiller, der im Vereine mit Christian Felix Weiße um 1770 das herabgekommene deutsche Singspiel reformiert hatte, ließ Schubart mehrmals musikalisch zu Worte kommen. Von Hiller erschienen: „Die verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los“, „Der Erntekranz“ und das köstliche Singspiel „Die Jagd“, welches sich über ein Jahrhundert auf den deutschen Bühnen erhalten hat. — Großes Aufsehen errregte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Georg Benda mit seinen Melodramen. Das Melodram hatte J. J. Rousseau in seinem „Dorfwahrsager“ zum erstenmale eingeführt. Benda griff diese Neuerung auf und machte damit sogar auf Mozart einen so tiefen Eindruck, daß dieser ernstlich darüber zu reflektieren begann, ob man in der Oper die Rezitative nicht durch das Melodram ersetzen solle. Von Benda brachte Schubart die Oper „Romeo und Julia“ und die Melodramen „Medea“, „Walder“ und „Ariadne auf Naxos“. Man sieht also, daß auch das Opernrepertoire Schubarts an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Daß er die damals beliebten italienischen Komponisten und Rivalen Mozart's, Salieri, Martin und Paisiello, mit einiger ihrer Werke in deutschen Uebersetzungen im Spielplan vertrat, sei nur nebenbei bemerkt.

Eine Absonderlichkeit Schubarts darf aber nicht unerwähnt bleiben, da sie für ihn zu charakteristisch ist. Der Theaterdirektor war zugleich auch Theaterkritiker! Das war natürlich nur damals möglich, in jener „guten alten Zeit“, wo es noch keine Skribenten gab, die, nachdem sie als Selbstschaffende Schiffbruch gelitten, nun in spaltenlangen Zeitungsartikeln, genannt Theaterrezensionen, ihre Wut über das eigene Mißgeschick an glücklicheren Autoren auslassen. Ist es nach unserem heutigen Empfinden schon wunderlich genug, wenn ein Theaterleiter über die aufzuführenden Stücke Voranzeigen an das Publikum erläßt, so ist

es wohl noch erstaunlicher, wenn er diese sozusagen zu dramaturgischen Armeebefehlen macht und gleich im voraus an den aufzuführenden Stücken oft scharfe Kritik übt. So heißt es beispielsweise über das bereits unter Schubarts Verantwortung aufgeführte Singspiel „Die Rauchfangkehrer" von Salieri: „Ein gottsjämmerliches Ding, kaum der Musik halber erträglich".[11] Freilich schlägt er dagegen bei anderen Ankündigungen zuweilen wieder den Ton eines Panegyrikers an, der heutzutage unbedingt als Bestechung seitens des Autors des aufzuführenden Stückes ausgelegt würde. So sagt er in der Voranzeige über Kotzebues Lustspiel „Die Indianer von England": „Eines der neuesten und trefflichsten Produkte dieses geistreichen dramatischen Schriftstellers, der an Genie, Menschenkenntnis, Theaterstudium, kräftigem Ausdrucke, griffigem Dialoge und schöner Sprache sich ganz dem Genius unseres unsterblichen Lessing nähert." (!)

Als weitere Kuriosität mag auch noch erwähnt werden, daß sich der Theaterdirektor Schubart sogar einmal eine Kritik des Publikums erlaubte. Krauß nennt dieselbe eine „teilweise noch heute zutreffende Charakteristik des Stuttgarter Publikums". Wenn ich in dieser Kritik die Worte lese: „Mich dünkt, die zwei Extreme — das Tragische bis zum Schrecklichen, das Komische bis zur Posse geschwellt — würden hier am meisten wirken", so glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich die von Krauß für Stuttgart beanspruchte Aktualität auch auf andere Städte, beispielsweise unsere schöne Kaiserstadt an der blauen Donau ausdehne.[12]

Ueberblicke ich nun die Tätigkeit Schubarts als Stuttgarter Theaterdirektor, so will mir das Urteil einiger seiner

[11] Nach dem Urteile einsichtsvoller Zeitgenossen war auch die Musik nicht besonders gelungen. „Die Rauchfangkehrer" sind das einzige auf deutschen Text komponierte Singspiel Salieris, das dieser auf Wunsch Kaiser Josef II. schreiben mußte.

Vergl. Mosel: „Salieri."

[12] Beweis: die unendlich vielen Aufführungen des Schauerdramas „Im Zeichen des Kreuzes" anno 1901—2 im Stadttheater und die Riesenerfolge und nachgerade haarsträubenden Wiederholungen so mancher Kabaretposse oder so manchen französischen Schwankes im Josefstädter Theater.

Biographen wieder nicht ganz gerecht erscheinen, wenn es ihm Fahrlässigkeit und baldiges Ermatten zum Vorwurfe macht. In die künstlerischen Leistungen der Bühne unter Schubart kann man heute freilich keinen Einblick mehr gewinnen. Daß die Darbietungen der Schauspieler und Sänger nicht erstklassig waren, kann mit Bestimmtheit angenommen werden. (Bekannt ist Goethes mehrere Jahre später abgegegebens abfälliges Urteil über die Stuttgarter Bühne.) Aber trug an den minderen Leistungen der Kunstkräfte Schubart die Schuld? Ich habe bereits auf das Protektionswesen und den durch den Herzog auf das einmal für allemal engagierte Personal ausgeübten Zwang aufmerksam gemacht. Stand es also in der Macht des Theaterleiters, diesen Uebelständen abzuhelfen? Schubart tat anfangs was er konnte. Er deklamierte vor, erklärte den Darstellern die Stücke u. s. f. Aber daß er unter den obwaltenden Verhältnissen nach und nach die Lust an der Sache verlor, ist nur zu begreiflich. Nicht umsonst liebäugelte er schon im ersten Jahre seiner Direktionsführung mit Mannheim, wo, wie er meinte, die Kunst unter den Augen eines ihr selbst ergebenen Fürsten die herrlichsten Blüten treiben konnte. Es mag auch zugegeben werden, daß er, insbesondere von der Zeit an, wo die Zechgelage mit Schieferdecker Baur begannen, das Theater links liegen ließ und lieber im Wirtshaus oder daheim pokulierte. Aber eines muß doch anerkannt werden: Die Repertoirebildung, die Wahl der Stücke, blieb durch diese, sagen wir — Bequemlichkeit Schubarts unbeeinflußt. Wohl ignorierte er Goethe, brachte (vielleicht mit Ach und Krach) nur ein Stück von Schiller, Shakespeare, nur 2 von Mozart; aber waren jene Stücke, die er öfters wiederholen ließ, oder die er neu einführte solche, die man heute als „Schund“ bezeichnet? Iffland, Kotzebue und Schröder interessieren heute noch den Literaturfreund. Hiller, Dittersdorf, Benda erhielten sich mit den von Schubart aufgeführten Singspielen Jahrzehnte auf den Repertoiren und einige ihrer Werke erschienen erst in jüngster Zeit zum Vergnügen der Musikfreunde in Neuausgaben. So Dittersdorfs Opern „Doktor und Apotheker“ und „Hieronymus Knicker“ und Hillers „Jagd“. Auf die

Bedeutung der Benda'schen Melodramen hinzuweisen, wird kein moderner Musikschriftsteller vergessen dürfen, der es unternimmt, die sogenannte klassische Epoche der Tonkunst darzustellen. Daß Schubart auch manches Minderwertige, manche literarische oder musikalische Eintagsfliege erwischte, oder gar — wohl aus Gutmütigkeit oder Zwang — mit einem heimischen Autor eine völlige Niete zog, wird ihm wohl keiner verübeln, der vom Theatergetriebe nur einige Kenntnis besitzt. Man denke doch nur an den vielbewunderten Theaterleiter Goethe in Weimar. Wie viel Dutzendware wurde unter der Direktion dieses „größten Kunstkenners und Musageten" auf die Bretter gebracht und wie traurig war ihr Ende!

Was nun das Theater, beziehungsweise die Wahl seiner Stücke betraf, so scheint man Schubart, wie erwähnt, ziemlich freie Hand gelassen zu haben. Anders stand es mit der Chronik! Da gab es allerlei Mißhelligkeiten, mit deren genauen Aufzeichnung ich indessen den Leser verschonen will. Aber nur selten war es jetzt der Herzog, der dem Literaten Schwierigkeiten in den Weg legte. Wie Karl *jetzt* über den Chronikschreiber dachte, ist wohl am klarsten aus folgender Episode ersichtlich. Als im Mai 1789 der Herzog mit Franziska von einer Reise nach England heimkehrte, begrüßte ihn Schubart mit einem Gedicht, in dem sich auch die Strophe fand:

„Als todweissagend in des Schiffes Ritzen
Das Wasser drang,
Da hat sein Arm dich aus dem Schiff gehoben,
Eh es mit fürchterlichem Toben
Die wilde See verschlang."

Das Schiff, auf dem das herzogliche Paar die Ueberfahrt bewerkstelligte, war nämlich wenige Stunden nach der Landung in Trümmer gegangen, was Schubart in obigen Versen andeutet. Diese Verse kamen aber dem getreuen Obrist Seeger verdächtig vor; konnte doch das Volk durch diese Verse darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch ein „Gesalbter des Herrn" auf elende Art umkommen könne.

Der Intendant unterbreitete also die Nummer der Chronik, in der das Gedicht erschienen war, Sr. Durchlaucht, Karl kritzelte mit Bleistift an den Rand des Blattes: „Gelesen und achte nicht auf das Geschwätz eines Zeitungsschreibers." Der übereifrige Denunziant war blamiert.

Viel strenger nahm aber der Herzog Angriffe Schubarts auf fremde Diplomaten oder gar Potentaten. Da half nichts anderes als Widerruf, der oftmals vom Herzog selbst in Schlagworten dem Dichter angegeben wurde. (Zuweilen achtete Sr. Durchlaucht also doch noch auf das „Geschwätz eines Zeitungsschreibers.") Schubart stilisierte aber diese Widerrufe in ebenso schlauer als drolliger Weise, indem er gewöhnlich begann: „Auf Anordnung Sr. Durchlaucht beeile ich mich" ꝛc. — Daß er überhaupt über den Herzog ganz anders dachte, als er offiziell über ihn schrieb, ergibt sich wohl deutlich aus folgendem Vergleich: In einem Briefe an den Sohn heißt es: „Der Herzog läßt 300 kreuzlahme, hohläugige Soldaten gegen die rebellischen Mömpelgardter marschieren. Die werden den Teufel fangen!" — In der Chronik lautet der diesbezügliche Bericht: „Auch Mömpelgardt, wo das benachbarte Frankreich den Bauern die Köpfe heiß machte, ist durch die weise Veranstaltung seines Herrn, unseres Herzogs, wieder zur vorigen Ruhe gebracht." Ziemlich respektlos schreibt auch Schubart noch in seinem letzten uns erhaltenen Brief, vom 19. Juli 1791, über die Einführung der herzoglichen Zensur: „Das herzogliche Zensurdekret ist ein elendes Machwerk. Dieser durchlauchtig tolle Einfall wird wohl meine jährlichen Einkünfte um einige hundert Gulden vermindern." Auch die Pfaffenpartei spielte ihm nochmals übel mit, indem sie das Verbot der Verbreitung der Chronik in Pfalzbayern durchzusetzen wußte. „Der abscheuliche Bigott Zoglio, ein stinkendes Exkrement Ihr päpstlichen Heiligkeit (der päpstliche Nuntius zu München) hat dieses Verbot veranlaßt."

Schon einmal habe ich darauf hingewiesen, daß Schubart von begangenen schriftstellerischen Unvorsichtigkeiten wie von einem Fatum durchs Leben verfolgt wurde. Der Neujahrswunsch von Geislingen hätte ihm fast, die Ludwigsburger

Satiren hatten ihm wirklich die Ausweisung aus seinem Wohnorte zugezogen. Freisinnige Berichte waren die Ursachen seiner gewaltsamen Entfernung aus Augsburg, unvorsichtige Artikel in der Chronik führten das tragische Ende seines Aufenthalts in Ulm herbei. Und nun trug — nach den Angaben seines Sohnes — abermals ein leicht hingeworfener Bericht in seinem Blatte nicht wenig bei zu seiner — Entfernung aus dieser Welt! — Am 1. März 1791 brachte Schubart mit sichtlicher Befriedigung die Nachricht, daß der preußische Minister Bischofswerder gestürzt sei und auch Wöllers Fall bevorstehe. Diese Nachricht, die er, natürlich wieder einmal zu vertrauensselig, einem seiner Korrespondenten nachgeschrieben hatte, war aus der Luft gegriffen und erregte den Unwillen des preußischen Gesandten in Nürnberg, sowie auch Herzberg's, des Gönners seines Sohnes Ludwig. Letzteres mag Schubart besonders geschmerzt haben. Ueberdies wurde der durch die lange Gefangenschaft naturgemäß etwas ängstlich gewordene Mann durch fürchterliche Drohbriefe, die wahrscheinlich von Bischofswerder selbst herrührten, aufs äußerste erschreckt. In der nächsten Nummer der Chronik tat er feierlich Abbitte und widerrief die Nachricht in ziemlich unterwürfigem Tone. Doch die Geschichte hatte ihn zu sehr angegriffen und seine Fröhlichkeit war auf Wochen hinaus geschwunden. Nun war auch sein Freund und Zechgenosse Baur ins Jenseits abberufen worden und ihn selbst hatte so mancher Schlaganfall ebenfalls an die Vergänglichkeit dieses Lebens gemahnt. Dennoch erholte er sich gegen den Sommer 1791 durch mehr Bewegung in freier Luft, die ihm der Arzt verordnet hatte, zusehends und sah blühend aus. Aber der alte Schubart wollte doch nimmer so ganz wiederkommen. Besonders in seinen Lebensgewohnheiten war jetzt, ähnlich wie in den letzten Tagen vor seiner Gefangennahme, eine seltsame Veränderung vorgegangen. Ehedem hatte seine Frau oft mit Sehnsucht auf seine Heimkehr aus dem Wirtshaus oder irgend einer Gesellschaft gewartet, leider oft nächtelang vergebens. Jetzt mußte sie das umgekehrte Amt übernehmen. Um ihn zu zerstreuen bot sie alle ihre Ueberredungskunst auf, den Stubenhocker hinauszu-

treiben. Doch gegen den Herbst zu wollte auch diese Taktik nicht mehr verfangen und eines Tages überfiel den Dichter ein heftiges Schleimfieber. Aber nochmals bäumte sich seine im Grunde gesunde Natur gegen den Ansturm des Todes. Er genas beinahe vollständig, leider aber nur für kurze Zeit. Anfangs Oktober warf ihn ein Rückfall abermals nieder und diesmal war der Anfall so heftig, daß ihn die Aerzte für verloren erklärten. Ludwig, der mittlerweile einen diplomatischen Posten in Nürnberg erhalten hatte, eilte an das Krankenlager seines Vater. Er fand ihn noch geistig frisch, aber auf das Schlimmste gefaßt. Schon nahezu das ganze Jahr 1791 hindurch war Schubart häufig von Todesahnungen ergriffen worden. Als man in diesem Jahre seinen Geburtstag in besonders festlicher Weise gefeiert hatte, war er auffallend ergriffen gewesen und hatte ihn allen Ernstes als den letzten bezeichnet, der ihm zu feiern vergönnt sei.[13] Von da an strich er jeden Tag in seinem Kalender rot an und betrachtete jeden als ein Geschenk des Himmels. Das Ahnungsvolle in seinem Wesen, das ihm schon so oft die Zukunft enthüllt hatte, sollte ihn auch diesmal nicht betrügen. Wohl brachte die Gegenwart des geliebten Sohnes sein Lebenslicht nochmals zum Aufflackern. Stundenlang sprach er von seinem Krankenlager aus mit Ludwig über die Ereignisse der letzten Tage, vornehmlich kam er immer wieder auf sein Lieblingsthema, die französische Revolution, zurück. Aber es war eben nur ein mattes Aufleuchten des einstigen Feuergeistes. — In der Nacht vom 9. zum 10. Oktober verfiel er in Phantasien. Ludwig wachte in dieser Nacht bei seinem Vater im Nebenzimmer und trat zuweilen ans Fenster. Da stand der Mond hoch am Himmel und schien durch die vom Herbststurm gepeitschten Wolken dahinzujagen. „So entflieht jetzt die Seele deines Vaters“, dachte Ludwig. Er hatte sich nicht getäuscht. Als er gegen Morgen, von Müdigkeit überwältigt, ein wenig eingeschlummert war, fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Wie von einem Schusse ge-

---

13 Wir erinnern uns unwillkürlich an Schubarts Urgroßvater, der seinen Tod vorausgesagt haben soll!

weckt, sprang er empor und starrte in das bleiche Antlitz seiner Mutter. Er wußte, weshalb sie gekommen war. Leise schlich er zum Vater. Schubart lag mit halbgeschlossenen Augen, ohne Bewußtsein. Die Augenlider sanken immer tiefer. Ludwig kniete am Bette nieder, um noch einmal hineinzusehen in diese Augen, die so lebhaft blitzen konnten. Vergeblich! Noch ein paar unverständliche Worte murmelte der Sterbende und dann ward es still im Zimmer, totenstill. — Schubart hatte ausgerungen.

Aber selbst über den Tod hinaus sollte dieser rastlos tätig gewesene Mann — wenigstens in der Vorstellung des Volks — keine Ruhe finden. An Schubarts Begräbnis knüpfte sich die schauerliche Sage, er sei lebendig begraben worden. Der Totengräber, der einige Zeit nach der Beerdigung in der Nähe von Schubarts Grabhügel beschäftigt war, sei, durch ein unterirdisches Geräusch aufmerksam geworden, nach dem Grabe geeilt und habe es geöffnet. Da habe er den Dichter im Sarge auf dem Bauche liegend vorgefunden, mit blutig gekratzten Nägeln, aber bereits entseelt. — Dieser Mythus wurde schon von Strauß mit den einleuchtendsten Gründen widerlegt. Zwar wurde auch Strauß diese gräßliche Geschichte von einem Totengräber erzählt, doch ging aus der Schilderung des Mannes hervor, daß sich die entsetzliche Begebenheit auf einem ganz anderen Friedhofe abgespielt habe, als jenem, auf dem Schubart beerdigt worden war. Strauß führt die Entstehung dieser Sage auf die Volksphantasie zurück. Durch Schubarts lange Gefangenschaft hatte sich im schwäbischen Volke die Gewohnheit verbreitet, von dem Dichter als von einem lebendig Toten, einem lebend Begrabenen zu sprechen. Als nun bald nach Schubarts Beerdigung in Stuttgart ein Unglücklicher wirklich lebendig begraben wurde, verbreitete sich im Volke die Kunde, dieser Unglückliche sei Schubart gewesen. Strauß selbst ignoriert jedoch die Erzählung des Totengräbers. Ihm genügt es festzustellen, daß das Volk lange Zeit von Schubart als von einem lebendig Begrabenen gesprochen habe und später erst, durch mißverstandene Tradition, aus dieser symbolischen Redewendung eine wirkliche Begebenheit gemacht wurde. (?)

Sei dem wie immer, wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß Schubart dieses furchtbare Schicksal nicht ereilt hat. Schon die Art der Krankheit des Dichters, das Schleimfieber, das damals in Stuttgart epidemisch aufgetreten war, macht einen Scheintod wohl zur Unmöglichkeit, zum mindesten zur Unwahrscheinlichkeit.

Ein seltsamer Umstand ist es, daß die Gräber der meisten „Stürmer und Dränger“ nicht erhalten geblieben sind. So ist es auch bei Schubart. Kein Kreuz, kein Leichenstein, keine Inschrift bezeichnet die Ruhestätte dieses flüchtigen Mannes. Und doch waren bereits alle Bedingungen gegeben, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen. Baron Eugen von Scheeler, der Sohn des Aspergkommandanten, dem Schubart während seiner Gefangenschaft die „Ideen zur Aesthetik der Tonkunst“ diktiert hatte, erließ einen Aufruf an die Karlsschüler, in dem er um Beiträge für Beschaffung eines Marmorsteines mit Inschrift auf dem Grabe Schubarts oder in einer Kirche bat.[14] Der Aufruf scheint von keinerlei Erfolg begleitet gewesen zu sein. Auch in der Chronik erschien ein Nachruf, verfaßt von G. F. Stäudlin, der offenbar ebenfalls als Grabschrift gedacht war.

„Dieser heiligen Gruft nahe die Schmähsucht nicht,
Mit der geifernden Lipp' und mit dem schielenden
Blicke, welcher nur Flecken
In der herrlichen Sonne schaut.

Dieser heiligen Gruft nahe die Weisheit nur,
Mit der Liebe gepaart! Richterin sei nur sie
Bei den Gräbern der Edeln —
Sie bei Schubarts Gebeinen nur.“

Auch diese Worte verhallten wirkungslos und bald war sogar Schubarts Grab vergessen und nicht mehr zu finden. Doch sein Andenken blieb im deutschen Volke lange lebendig und blieb es bei seinen engeren Landsleuten wohl bis auf den heutigen Tag.

---

[14] Den Wortlaut des Scheeler'schen Entwurfes der Inschrift hat bereits Hauff veröffentlicht.

Und nun noch einige kurze Bemerkungen über das Schicksal derer, die Schubart im Leben nahe gestanden.

Am frühesten folgte ihm sein geliebter Schwager Böckh, mit dem er allerdings in der letzten Zeit außer Fühlung gewesen zu sein scheint, in die Ewigkeit. Er starb in Schubarts Studienstadt Nördlingen, am 31. Jänner 1792.

Am 23. Oktober 1793 starb Schubarts Peiniger, Herzog Karl Eugen, nach 36stündigem furchtbarem Todeskampfe, zu Hohenheim. Seine letzten Worte sollen, der Tradition gemäß, gelautet haben: „Pfarrer, Sterben ist kein Kinderspiel.“ Am 31. Oktober, zwischen 1 und 2 Uhr morgens, wurde sein Leichnam bei Fackelschein und unter Zeremonien voll düsterer Feierlichkeit in der Fürstengruft zu Ludwigsburg beigesetzt. Sein Tod erfolgte gerade zur rechten Zeit. Verständnislos stand dieser echte Fürst des 18. Jahrhunderts in den letzten Jahren seines Lebens den Bestrebungen seiner Zeit gegenüber und mehr als einmal hätte er wohl in den letzten Jahren seiner Regierung mit Hebbels ehrsamem Tischlermeister sprechen können: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“

Knapp vor Schluß des Jahrhunderts verschied auch einer der Getreuen des Herzogs, der mit seinen Ansichten ebenfalls völlig im 18. Jahrhundert, ja vielleicht noch einige Jahrhunderte zurück, gewurzelt hatte. 1799 starb in Ludwigsburg der Dekan Zilling. Sein Scheiden wurde wohl von keiner Seele aufrichtig bedauert.

Von Schubarts Familie folgte dem Oberhaupte das jüngste Glied zuerst in den Tod. Kaum 33 Jahre alt, starb 1801 Julie Kaufmann, die Tochter des Dichters, als herzogliche Kammersängerin zu Stuttgart.

Zehn Jahre später folgte ihr der Bruder Ludwig im besten Mannesalter. Nach dem Tode des Vaters gab Ludwig alsbald die diplomatische Laufbahn auf und siedelte nach Stuttgart über, um hier als freier Literat, mit dem Charakter eines Legationssekretärs und einer kleinen Pension, die aber 1806 infolge der Kriegswirren ins Stocken geriet, zu leben. Im Vereine mit dem bereits erwähnten Stäudlin setzte er die Chronik fort, doch mußte das Blatt

auch diesmal, wie seinerzeit unter Millers Redaktion, sein Erscheinen nach zwei Jahren einstellen. Es ist jedenfalls sehr bezeichnend für die journalistische Eigenart und das ausnehmend starke publizistische Talent Schubarts, daß seine Zeitschrift so innig mit seiner Person verwachsen war. Ludwig Schubart machte sich insbesondere um die Herausgabe der Schriften seines Vaters verdient. 1793 ließ er den



Ludwig Schubart.

zweiten Teil von „Schubarts Leben und Gesinnungen" (Selbstbiographie) erscheinen. Der erste Teil war 1791 noch vom Dichter selbst veröffentlicht worden. Die Gedichte des Vaters ließ Ludwig 1802 bei Hermann in Frankfurt a. M. neuerdings gesammelt erscheinen. 1806 kamen in Wien unter Ludwigs Redaktion die „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst" heraus und 1812 bei Geßner in Zürich „Schubarts vermischte Schriften". Von selbständigen Werken veröffentlichte Ludwig Schubart „Leben und Charakter Ulrichs von

Hutten" (2. Auflage, Leipzig, 1817). Eine Uebersetzung von Thomson's „Jahreszeiten" (2. Auflage, Berlin, 1796) und „Englische Blätter" (3 Bände, Erlangen, 1794). Seine verdienstvollste und heute noch, nicht nur für den Literarhistoriker, sondern auch den Psychologen und Literaturfreund interessanteste Arbeit ist aber die 1798 erstmalig erschienene Schrift „Schubarts Charakter, oder dritter und letzter Teil von „Leben und Gesinnungen". Der Sohn gibt in dieser Schrift eine prächtige Charakteristik seines Vaters, ohne Schönfärbereien, vollkommen objektiv, stellenweise für den Sohn etwas zu objektiv. — Ludwig starb unverheiratet am 27. Dezember 1811 zu Stuttgart. Mit ihm erlosch die Familie des Dichters im Mannesstamme.

Am 1. Tage desselben Jahres war auch Franziska, verwitwete Herzogin von Württemberg, im Alter von 63 Jahren, auf ihrem Witwensitze zu Kirchheim unter Teck gestorben und auf Befehl des Königs „mit allen Ehren ihres Standes" am Dreikönigstage zur Ruhe bestattet worden.

Der zeitlebens so kränklichen Gattin des Dichters war es beschieden, ein hohes Alter zu erreichen. Es war kein freudenvolles! Der Herzog vergaß ihrer gänzlich und die Versicherung, die Schubart in die Hanauer Witwenkasse eingezahlt hatte und von der Helene jährlich 200 Gulden hätte ausgezahlt bekommen sollen, erwies sich als nichtig, da Schubart dem Plane nach etwas zu früh gestorben war. Ihre beiden Kinder mußte sie in der Blüte der Jahre dahinsterben sehen. Mit der einzigen Enkeltochter, auf welche Schubart noch in seinem Todesjahr ein rührendes Gedicht gemacht hatte, lebte nun die alte Frau in Tübingen, im fremden Hause. Als die Enkelin sich daselbst mit M. Kern verehelichte, zog sich Helene, völlig vereinsamt, nach Stuttgart zurück, wo sie am 25. Januar 1819, sechsundsiebzigjährig, im Pflegehaus für erkrankte Hofdiener ihr an Kummer so reiches Leben beschloß.

Seltsam ist das Geschick von Schubarts Enkelin. Im Jahre 1817 wurde deren Gatte an das Seminar zu Blaubeuren berufen. Dort lebte noch der Mann, der vor 40 Jahren ihren Großvater ins Verderben gelockt hatte.

Aus den Fenstern ihrer Wohnung konnte sie in jene Stube sehen, in der Schubart von Major Varenbühler verhaftet worden war. Auch sie starb noch in jungen Jahren zu Tübingen, wohin Kern wieder zurückberufen worden war.[15] Sie hinterließ einen Sohn und zwei Töchter.

4 Monate nach Helene Schubart starb endlich auch — wie bereits mitgeteilt — der Verräter Scholl im Alter von 83 Jahren in Blaubeuren.

Erwartet man nun noch eine zusammenfassende Würdigung Schubarts, so will ich gleich bemerken, daß diese nur kurz ausfallen wird. Im Verlauf meiner Darstellung glaube ich im einzelnen alle Gebiete berührt zu haben, auf denen Schubart tätig gewesen ist und auch seine Verdienste auf diesen Gebieten hervorgehoben zu haben. Ebenso hoffe ich, keinen seiner hervorstechenden Charakterzüge unbeachtet gelassen zu haben. Ich könnte also nur in gedrängter Form wiederholen, was schon einmal breiter ausgeführt wurde, was mir aber keineswegs passend erscheint, da meine Arbeit lediglich eine Lebensbeschreibung sein soll und kein Schulbuch.

Doch einige, mir notwendig erscheinende zusammenfassende Worte mögen immerhin noch folgen.

Bereits in der Einleitung habe ich betont, daß Schubart zu jenen Naturen gehörte, bei denen es ungeheuer schwer fällt, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, da „zwei Seelen in ihrer Brust" wohnen. Schubart war sich dieses Doppelwesens wohl bewußt. „Im ruhigen Zustand bin ich nur ein Alltagsmensch — pflegte er zu sagen — kommt aber der Hauch des Himmels über mich, so übertreffe ich mich selbst und bringe Dinge hervor, die meine kältere Vernunft laut an die Unsterblichkeit der Menschennatur erinnern." — Aus diesem Ausspruch erklärt sich meines Erachtens am besten der oft ungeheure Widerspruch zwischen Schubarts Handlungen im täglichen Leben und den Grundsätzen seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Er wurde zeitlebens das pädagogische Prinzip seines Aalener Präzeptors Rieder nicht los: Wein

[15] Kern war auch der Lehrer David Friedrich Strauß', des ersten Schubartbiographen.

trinken und Wasser predigen. Doch wohlgemerkt: nur in persönlich-moralischer Hinsicht befolgte er diesen Grundsatz. Auf dem Gebiete der Kunst predigte er auch anderen Wein, d. h. er suchte durch seine eigene Begeisterung auch diejenige seiner Umgebung wachzurufen. Leider stand und fiel diese Fähigkeit mit seiner Persönlichkeit, mit seinem gesprochenen Worte, dessen mächtige Wirkung auf die Zeitgenossen ich mit Strauß' lebhaften Worten im Kapitel „Augsburg“ geschildert habe. Seine hinterlassenen Schriften und gar seine Kompositionen geben von dieser Gabe, Begeisterung und Erstaunen zu erwecken, nur ein einseitiges und im Grunde unvollkommenes Bild. Denn Schubarts gewaltiger Einfluß auf seine Zeitgenossen, seine augenblickliche Umgebung, beruhte auf den zuweilen geradezu titanischen Ausbrüchen einer rhapsodisch arbeitenden Phantasie. Und dieses Wörtchen rhapsodisch ist vielleicht das treffendste, um Schubarts Gesamttätigkeit zu kennzeichnen. Auf ihn paßt es vollauf in der Bedeutung, die es bei den Griechen hatte. Die Hellenen verstanden unter einem Rhapsoden den Vortragenden von Dichtungen und besonders von eigenen Dichtungen. Heute verbindet man mit dem Begriff rhapsodisch auch die Vorstellung des Stückweisen, Unfertigen. Beide Anwendungen des Wortes rhapsodisch treffen auf Schubart zu. Er selbst brachte es, vornehmlich im epischen und musikalischen Schaffen, niemals über interessante Pläne oder Fragmente hinaus, aber für die großen Dichtungen und musikalischen Schöpfungen anderer setzte er sich in Wort und Schrift auf das Nachdrücklichste ein. Man denke nur an seine unermüdlichen Messiasvorlesungen, an seine Anpreisungen bedeutender Werke in der Chronik. Schubart, der selbst nicht die Ausdauer besaß, ein großangelegtes Werk auszuarbeiten, konnte sich stunden-, ja tagelang mit Klopstocks großem Epos beschäftigen, um es später, nachdem er seinen poetischen und ethischen Gehalt bis ins kleinste erfaßt hatte, sozusagen spielend seinen Zeitgenossen verständlich zu machen. Schubart, der im eigenen musikalischen Schaffen nie über einige Lieder und Sonatensätze hinwegkam, konnte in seiner „Aesthetik der Tonkunst“ mit kühnem Griff gleich ganze

musikalische Erscheinungen, oder gar Epochen, zusammenfassend charakterisieren. — Und mit derselben Leichtigkeit und Eindringlichkeit bewegte er sich auf dem Gebiete der Politik. — Ein Beweis hiefür sind seine prophetischen Aussprüche über die Zukunft Deutschlands, seine Ahnungen bezüglich der Folgen der französischen Revolution. In dieser Hinsicht ist Schubart klassisch zu nennen; klassisch in der Bedeutung des Nachstrebenswerten. Unter all den großen Geistern in der Literatur des 18. Jahrhunderts wird man kaum einen zweiten finden, der mit solcher Sicherheit und Kühnheit den Zeitgeist zu erfassen, gleichzeitig aber auch in die Zukunft zu blicken verstand. Nach ihm und teilweise auch schon in seinen Tagen strebten die Dichter der weltabgewandten Richtung zu, sie erbauten sich Tempel im Reiche der eigenen Träume, oder waren „nach rückwärts gewandte Propheten" einer längst versunkenen Welt. Er aber wußte seine Zeitgenossen zu packen, indem er die Vorgänge seiner Zeit beleuchtete und aus ihnen treffliche Mahnungen für die Zukunft ableitete.

Und indem ich nun diese Eigenart Schubarts berühre, enthülle ich jene Momente, die uns noch heute mit ihm verbinden, also seine Beziehungen zur Gegenwart. Auf literarischem Gebiete liegen dieselben in dem Hinweis auf das Belauschen der Volksseele und in seinem Eintreten für das Volkstümliche in der Dichtung. Welche Errungenschaften hat gerade im Jahrhundert Schubarts insbesondere die Lyrik und im 19. Jahrhundert auch das Drama durch Rückkehr zum Natürlichen, rein Menschlichen aufzuweisen! Und würde es unserer heutigen, verbildeten und überhöflichen, dabei aber doch zumeist so verlogenen und heimtückischen Journalistik schaden, wenn sie sich ein wenig den ehrlichen, geraden Ton der Schubart'schen Chronik zu Herzen nehmen wollte? Einzig und allein in den deutschnationalen Blättern unserer Tage ist hie und da von seiner handfesten, dabei aber doch so gemütvollen Ausdrucksweise ein Hauch zu verspüren. — In der Musik aber hat Schubart auf mehr als einen Tondichter hingewiesen, der erst um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts eine Wiedererstehung feierte. Es

dürfte genügen, die Namen Johann Sebastian Bach, Philipp Emanuel Bach, Orlando di Lasso zu nennen, Meister, die bereits Schubart, unter seinen Zeitgenossen so ziemlich vereinzelt, zu würdigen wußte, die jedoch erst heute ihrem vollen Werte nach eingeschätzt werden. Bezüglich Jommellis aber, für den Schubart ebenfalls so warme Worte fand, steht noch immer eine gerechte Einschätzung und Würdigung seiner Verdienste aus.

Soll ich nun schließlich auch Schubarts Verhältnis zur modernen Politik beleuchten? Was er in seinem „Gesicht" träumte, ist wahr geworden. Die Deutschen, das heißt die Reichsdeutschen sind einig und die erste Nation der Welt! Aber die Deutschen in Oesterreich? Wird wohl einst der Tag kommen, wo „in Deutschland Kaiser Friedrich herrscht, der die deutschen und die österreichischen Staaten zusammen besitzt?" Mag dieser Tag auch noch so ferne liegen, den Deutschen in Oesterreich sollte Schubart durch seine Prophezeihung zum Lehrer werden. Seine politische Mahnung lautet: Haltet einig zu jener Nation, der ihr dem Stamme und der Muttersprache nach angehört! Das walte die Norne!!

So erkennen wir in Schubart eine Erscheinung, die uns auch heute noch so manches zu sagen hat. Indem wir die Anregungen betrachten, die der Dichter seinen Zeitgenossen auf so vielerlei Gebieten des geistigen Lebens zu bieten mußte, können auch wir aus ihnen manch wertvollen Wink für die Gestaltung des Geisteslebens unserer Tage empfangen, denn mit größerem Recht als Bürger hätte Schubart von sich sagen können:

„Meiner Palme Keime starben
Eines bessern Lenzes wert."

Anhang.

Das Schubart-Museum in Aalen.

Diese Lebensbeschreibung kann ich nicht schließen, ohne einer Stätte Erwähnung zu tun, die nicht nur allein für Freunde des Dichters, sondern für alle von Interesse sein muß, die sich in unserer raschlebigen, nüchternen Zeit noch einige Funken idealer Denkart und historischen Sinnes bewahrt haben.

Diese Stätte ist das Schubartmuseum in Aalen.

Schöpfer und Begründer dieser Sammlung ist Wilhelm Jakob Schweiker, ein Sohn der Stadt Aalen, der aber seit mehr als 25 Jahren in angesehener kommerzieller Stellung in Augsburg lebt. Er hat während dieses Vierteljahrhunderts angestrengter Berufstätigkeit seine Vaterstadt ebensowenig vergessen als seinen berühmten Landsmann Schubart, von dem er in jungen Jahren daheim eine alte Frau hatte erzählen hören, die den Dichter noch persönlich gekannt hatte. Durch mehr als zwei Jahrzehnte sammelte nun Schweiker Schubartreliquien. Mit großer Mühe und emsigem Fleiße suchte er alles ausfindig zu machen, was von und über den Dichter im Druck erschienen ist oder auf seine Person Bezug hat. Lange mußte der pietätvolle Sammler diese teuren Andenken an eine große, längst verrauschte Zeit in seiner Privatwohnung wohlverpackt aufbewahren, bis sich endlich in Aalen (durch Ankauf des alt-

ehrwürdigen Gasthofes „zur Krone" (Post) seitens der Stadt die geeigneten Räume fanden, der Sammlung eine Heimstätte zu bieten. Im Herbste 1907 wurde im 2. Stocke des neuen Rathauses zu Aalen das Schubartmuseum, sowie die sich anschließende Kunst- und Altertumssammlung eröffnet.

Den Besuch dieses Museums möchte ich jedem Freunde der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, den sein Reisepfad einmal nach dem idyllischen Schwabenlande führt, wärmstens anempfehlen. Ganz besonders aber lege ich dem Schubartfreund die Besichtigung dieser Sammlung ans Herz. Er findet hier in den Schaukästen all' die Bücher und Zeitschriften aufgelegt, von denen im vorliegenden Buche die Rede war und an den Wänden kann er in Stichen, Radierungen oder gar Oelgemälden alle Persönlichkeiten in Augenschein nehmen, die unserm Dichter nahe standen. Auch eine schöne Kollektion von Landschaftsbildern ist vorhanden, welche uns die Stätten veranschaulichen, an denen sich Schubarts bewegtes Leben abspielte.

Als besonders wertvolle Stücke der Sammlung möchte ich folgende bezeichnen:*) Von Bildern: Das große Schubartporträt in Oel von Johann Georg Ettlinger (187).

Das Miniaturporträt von Schubarts Frau. Original auf einer Elfenbeindose**) (210).

Ein Brustbild Ludwig Schubarts in Oel. Meister unbekannt (211).

Von Briefen: Eigenhändiger Brief Schubarts an den Geheimen Rat Klein in Mannheim, Augsburg, 3. Ok-

---

*) Die beigegebenen Nummern beziehen sich auf den von Schweiker verfaßten, sehr übersichtlich gearbeiteten Schubart-Museum-Katalog, der gleichzeitig auch eine kurze Geschichte der Stadt Aalen, Biographien ihrer hervorragendsten Söhne, sowie einen Führer durch die liebliche Umgebung enthält. Zu beziehen ist die vornehm ausgestattete Broschüre durch die Stierlin'sche Buchdruckerei in Aalen.

**) Durch freundliches Entgegenkommen des Herrn Buchdruckereibesitzers Stierlin, der sich das alleinige Vervielfältigungsrecht der Bilder aus dem Aalener Museum vorbehalten hat, wurde ich in die Lage versetzt, den Lesern die beiden ebengenannten Porträts in Reproduktion darbieten zu können.

tober 1774. Der Dichter ermuntert darin Klein in den feurigsten Ausdrücken, sein möglichstes zur Förderung deutscher Sprache und deutscher Dichtkunst zu tun (218).

Mehrere Briefe Ludwig Schubarts, in denen er über seine Studien an der Karlsschule berichtet. (Auch für Schillerforscher interessant.) Einer dieser Briefe (230) enthält folgende Nachschrift der Mutter: „überhaupt hat unser Sohn so was Angeerbtes, das mich fürchten läßt, daß er seinen Kopf verstoßen wird."

Brief der Karschin an Schubart (247) poetischen und prosaischen Inhalts. — Schreiben von der Kanzlei der Reichsstadt Aalen vom 8. Oktober 1758 an den jungen Schubart. Man wünscht dem „Herrn Theologiae studioso Schubart" Glück zur Reise auf die Universität Jena (!) und verleiht ihm 15 fl. „zu einigem Andenken und zur Erleichterung der Reisekosten" (246).

Von Schubarts Werken sind in dem Museum alle Erstausgaben — selbst jene der Werke aus der Geislinger Zeit — sowie auch die wichtigsten Nachdrucke und späteren Ausgaben vorhanden.

Als besonders wertvoll erscheinen: Die ersten Ausgaben der Gedichte, des ersten Teiles von „Leben und Gesinnungen", der Originalien, der musikalischen Rhapsodien, der Vorlesungen über Malerei ꝛc., der Vorlesungen über die schönen Wissenschaften. Interessant ist ferner das Flugblatt mit dem Gedichte über das Lissaboner Erdbeben — möglicherweise das zu Nördlingen verfaßte Jugendgedicht Schubarts — dann die Orginaldrucke der Dichtungen „Hymnus an Friedrich den Großen" und „Ein Obelisk", welch' letzterem Gedichte Schubart bekanntlich seine Befreiung zu danken hatte. Weiters besitzt das Museum die Jahrgänge 1774—77 der deutschen Chronik komplett, in wohlerhaltenen Bänden, sowie einige Teile der Vaterlandschronik und den vollständigen Jahrgang 1791 der Chronik.

Auch die Literatur über Schubart ist reichhaltig vertreten. Wir finden hier nicht nur die seltenen Schriften „Baur und Schubart oder Schieferdecker und Poet", „Schubart in Ulm", und das „Sendschreiben", sondern auch alle

größeren Arbeiten, die sich mit dem Dichter beschäftigen, wie die Briefsammlung von Strauß, die Biographie von Hauff, Nägeles Buch über Schubarts Aufenthalt in Geislingen; ja sogar eine Sammlung der in Zeitschriften erschienenen Artikel über den Asperggefangenen ist vorhanden. Man wird leicht einsehen, daß dieser Teil der Sammlung eine wahre Fundgrube für den Literarhistoriker bildet. Sollte es einmal ein Gelehrter unternehmen, eine streng wissenschaftliche Schubartbiographie zu schreiben, so findet er im Aalener Museum nahezu das gesamte Quellenmaterial zu einer solchen beisammen. Die Arbeit wird ihm hier zum Vergnügen werden.

Die übrigen Teile des Museums, obzwar mehr die Lokalgeschichte berücksichtigend, weisen dennoch genug Gegenstände von allgemeinem Interesse auf. So beispielsweise die Abteilung „Napoleonica“. Wie kommt eine solche hierher? wird mancher Leser erstaunt fragen. In den Räumen, welche gegenwärtig das Museum bergen, befinden wir uns tatsächlich auf historischem Grund und Boden. Wie schon erwähnt, war das jetzige Rathaus ehedem der Gasthof „zur Krone“ und in diesem, und zwar sogar in derselben Stube, in der jetzt die eigentlichen Schubartsammlungen untergebracht sind, hat am 6. Oktober 1805 der gewaltige Schlachtendonnerer mit seinem ganzen Generalstabe Mittagsrast gehalten. An den Aufenthalt Napoleons in diesen Räumen knüpft sich eine nette Geschichte. Dem Museum gegenüber steht das (ehemalige) Rathaus, auf dessen Türmchen noch heute das alte Wahrzeichen der Stadt, der sogenannte „Spion von Aalen“ zu sehen ist, ein drolliger Manneskopf, mit einer Pfeife im Mund zu einem kleinen Bogenfenster hinaussehend. Als nun anno 1805 die französischen Soldaten von der Straße aus diese Figur erblickten, brachen sie in lautes Gelächter und Gejohle aus. Napoleon, der sich bereits oben in der Gaststube befand, eilte zum Fenster, um zu sehen, was es gäbe. In der Geschwindigkeit übersah er indessen, daß dieses geschlossen war und fuhr mit dem Kopf durch die Scheibe. Das historische Fenster schmückt heute ein großes N und der heimische Poet Hermann B a u e r besang das Ereignis in

einem längeren Gedichte, dessen humorvollen Schlußworte lauten:

„Und Aalen hat den Ruhm, den großen:
Der Siegesheld Napoleon
Er hat den Kopf zuerst verstoßen
An unserm Aalener Spion.“

Es wäre gewiß noch manches Stück aus den Sammlungen der Zunftgegenstände, Meisterstücke, Kostüme, Münzen, Gemmen usw. rühmend hervorzuheben, doch dies würde mich wohl zu weit führen. Es sei nochmals betont, daß das Aalener Museum wirklich eines Besuches wert erscheint, und daß es sowohl seinem Begründer als auch der Stadt alle Ehre macht.

Schweikers Verdienst ist umso höher anzuschlagen, als er nicht Literat oder Historiker vom Fach ist. Wie wenige mag es wohl heutzutage geben, die sich gleich ihm neben der Ausübung des bürgerlichen Berufes noch Zeit und Mühe nehmen, der Literatur und Kunst ihre Aufmerksamkeit zu widmen und gar Sammlungen von solchem Werte anzulegen, wie sie dieses Museum birgt. Aber auch der Stadt, und besonders ihrem gegenwärtigen Bürgermeister Schwarz, gebührt ein Wort der Anerkennung, indem die Gemeindevertretung dieser Sammlung eine würdige Heimstätte gewährte. Mögen sich andere deutsche Kleinstädte an ihr ein Beispiel nehmen und den Manen ihrer großen Söhne die gleiche Pietät entgegenbringen wie Aalen seinem

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Inhalt.

Verzeichnis der Illustrationen.

Register.